Das belletristische Ausland. 764-767.

Sämmtliche Werke

von

Alexandre Dumas.

Deutsch

von

Dr. August Zoller.

Stuttgart.
Verlag der Franckh'schen Buchhandlung.
1846.

Sämmtliche Werke

von

Alexander Dumas.

Deutsch

von

Dr. August Zoller.

Stuttgart.
Verlag der Franckh'schen Buchhandlung.
1846.

Denkwürdigkeiten

eines

Arztes.

Von

Alexandre Dumas.

Aus dem Französischen übersetzt

von

Dr. August Zoller.

5—8. Bändchen.

Stuttgart.
Verlag der Franckh'schen Buchhandlung.
1846.

XXII.

Der Vicomte Jean.

Der junge Lieutenant der Dauphin-Gendarmen, denn er war es, sprang vom Pferde bei dem Anblick der bizarren Scene, welche um das Posthaus alle Frauen und alle Kinder des Dorfes Lachaussée zu versammeln anfing

Als der Postmeister Philipp erblickte, warf er sich gleichsam vor diesem unerwarteten Beschützer auf die Kniee.

„Herr Officier," rief er, „wissen Sie, was vorgeht?"

„Nein," antwortete Philipp kalt, „doch Sie werden es mir sagen, mein Freund."

„Man will mit Gewalt die Pferde Ihrer Königlichen Hoheit der Frau Dauphine nehmen."

Philipp spitzte die Ohren wie ein Mensch, dem man etwas Unglaubliches mittheilt.

„Und wer will die Pferde nehmen?" fragte er.

„Dieser Herr," sagte der Postmeister.

Und er bezeichnete mit dem Finger den Vicomte Jean.

„Dieser Herr?" wiederholte Philipp.

„Ei, Mord und Tod! ja, ich selbst," sprach der Vicomte.

„Sie täuschen sich," versetzte Taverney den Kopf schüttelnd, „der Herr müßte entweder ein Narr oder kein Edelmann sein."

„Sie täuschen sich über diese beiden Punkte, mein

lieber Lieutenant," sprach der Vicomte, „man hat einen Kopf, der völlig in Ordnung ist, und man steigt aus den Carrossen Seiner Majestät aus, bis man wieder in dieselbe einsteigt."

„Wie können Sie, der Sie einen geordneten Kopf haben und aus den Carrossen Seiner Majestät aussteigen, es wagen, Hand an die Pferde der Dauphine zu legen?"

„Einmal sind hier sechzig Pferde, und Ihre Königliche Hoheit kann nur acht brauchen; ich hätte also großes Unglück, wenn ich, drei auf den Zufall nehmend, gerade die der Frau Dauphine nähme."

„Es sind allerdings sechzig Pferde vorhanden," entgegnete der junge Mann; „es ist wahr, Ihre Königliche Hoheit braucht nur acht; doch dessen ungeachtet gehören alle diese Pferde, vom ersten bis zum sechzigsten, Ihrer Königlichen Hoheit, und Sie können keine Unterscheidung in dem, was den Dienst der Prinzessin bildet, zulassen."

„Sie sehen jedoch, daß man eine zuläßt, da ich dieses Gespann nehme," antwortete er ironisch. „Soll ich zu Fuß gehen, während Schufte von Lackeien mit vier Pferden fahren? Mord und Tod! sie mögen es machen wie ich, sie können sich mit dreien begnügen, und es werden noch genug vorräthig sein."

„Wenn diese Lakeien mit vier Pferden fahren, mein Herr, so geschieht es, weil es der Befehl des Königs vorschreibt," sprach Philipp und streckte den Arm gegen den Vicomte aus, um ihm zu bezeichnen, er möge nicht auf dem Wege beharren, den er eingeschlagen. „Wollen Sie also Ihrem Kammerdiener befehlen, mein Herr, daß er die Pferde dahin zurückführt, wo Sie dieselben genommen haben."

Diese Worte wurden mit eben so viel Festigkeit, als Höflichkeit gesprochen, und wenn man nicht ein Elender war, mußte man artig darauf antworten.

„Sie hätten vielleicht Recht, mein lieber Lieutenant, so zu sprechen," erwiederte der Vicomte, „wenn es in Ihrem Auftrage läge, über diesen Thieren zu wachen; doch

es ist mir noch nicht bekannt, daß die Dauphin-Gendarmen zu dem Grade von Stallknechten erhoben worden sind; schließen Sie also die Augen, mein Herr, heißen Sie Ihre Leute dasselbe thun, und glückliche Reise!"

„Sie sind im Irrthum, mein Herr; ohne zu dem Grade eines Stallknechts erhoben worden oder hinabgestiegen zu sein, gehört das, was ich im Augenblick thue, zu meinen Attributen; denn die Frau Dauphine schickt mich selbst voraus, um über ihren Relais zu wachen."

„Das ist etwas Anderes," versetzte Jean; „doch erlauben Sie mir, Ihnen zu bemerken: Sie versehen da einen traurigen Dienst, mein Officier, und wenn die junge Dame die Armee so zu behandeln anfängt . . . "

„Von wem sprechen Sie in diesen Ausdrücken, mein Herr?" unterbrach ihn Philipp.

„Ei, bei Gott! von der Oesterreicherin."

Der junge Mann wurde bleich wie seine Halsbinde.

„Sie wagen zu sagen, mein Herr . . . ?" rief er.

„Ich wage nicht nur zu sagen, sondern auch zu thun," sprach Jean. „Vorwärts, Patrice, angespannt, mein Freund, hurtig, denn ich habe Eile."

Philipp nahm das erste Pferd beim Zügel.

„Mein Herr," sprach Philipp von Taverney mit seinem ruhigen Tone, „Sie werden mir das Vergnügen machen, mir zu sagen wer Sie sind, nicht wahr?"

„Liegt Ihnen daran?"

„Es liegt mir daran."

„Nun! ich bin der Vicomte Jean Dubarry."

„Wie? Sie sind der Bruder von der . . .

„Welche Sie in der Bastille verfaulen lassen wird, mein Officier, wenn Sie ein einziges Wort beifügen."

Und der Vicomte sprang in den Wagen.

Philipp näherte sich dem Schlage und sagte:

„Mein Herr Vicomte Jean Dubarry, Sie werden mir die Ehre erweisen, auszusteigen, nicht wahr?"

„Ah, bei Gott! ich habe wohl Zeit," versetzte der Vicomte und suchte den offenen Schlag an sich zu ziehen.

„Wenn Sie eine Sekunde zögern, mein Herr," versetzte Philipp, während er mit seiner linken Hand den Schlag sich zu schließen verhinderte, „so gebe ich Ihnen mein Ehrenwort, daß ich Ihnen meinen Degen durch den Leib renne."

Und er zog seinen Degen mit seiner rechten freigebliebenen Hand.

„Ah, mein Gott!" rief Chon, „das ist ein Mord! verzichte auf die Pferde, Jean, verzichte darauf."

„Ah! Sie bedrohen mich," grinste der Vicomte außer sich, und ergriff ebenfalls seinen Degen, den er auf den Vordersitz gelegt hatte.

„Und auf die Drohung wird die That folgen, wenn Sie nur eine einzige Minute zögern, hören Sie?" sprach der junge Mann, und ließ seinen Degen zischen.

„Wir werden nie von der Stelle kommen, wenn Du diesen Officier nicht auf eine sanfte Weise zu fassen weißt," flüsterte Chon in das Ohr von Jean.

„Weder Sanftmuth, noch Gewalt können mich in meiner Pflicht aufhalten," sprach Philipp mit einer höflichen Verbeugung, denn er hatte die Ermahnung der jungen Frau gehört; „rathen Sie also diesem Herrn Gehorsam, oder ich werde mich im Namen des Königs, den ich vertrete, genöthigt sehen, ihn zu tödten, wenn er sich mit mir schlagen will, und ihn zu verhaften, wenn er sich dessen weigert."

„Und ich sage, daß ich Ihnen zum Trotz abreisen werde," brüllte der Vicomte und sprang aus dem Wagen, während er mit derselben Bewegung seinen Degen zog.

„Das werden wir sehen, mein Herr," sagte Philipp, während er sich auslegte und das Eisen band; „sind Sie bereit?"

„Mein Lieutenant," sprach der Wachtmeister, der unter Philipp commandirte, „sechs Mann von der Escorte, mein Lieutenant, soll ich?"

„Rühren Sie sich nicht, mein Herr," sagte der Lieu-

tenant, „es ist eine persönliche Angelegenheit. Auf, mein Herr Vicomte, ich bin zu Ihren Befehlen!"

Mademoiselle Chon stieß schrille Schreie aus, Gilbert hätte, um sich besser verbergen zu können, gewünscht, der Wagen wäre so tief wie ein Brunnen gewesen.

Jean begann den Angriff. Er besaß eine seltene Gewandtheit, in dieser Waffenübung, welche weit mehr Berechnung als körperliche Geschicklichkeit erfordert. Doch der Zorn beraubte den Vicomte sichtbar eines Theils seiner Kraft. Philipp schien im Gegentheil seinen Degen wie ein Stoßrappier zu handhaben und sich in einem Fechtsaale zu üben.

Der Vicomte wich zurück, rückte vor, sprang rechts, sprang links, und schrie, während er weit ausfiel, nach der Manier der Regimentsfechtmeister.

Fest und unbeweglich wie eine Statue, die Zähne an einander geschlossen, das Auge erweitert, hörte und errieth Philipp im Gegentheil Alles.

Jedes schwieg und schaute, Chon wie die Anderen.

Zwei oder drei Minuten lang dauerte der Kampf, ohne daß alle die Finten, alle die Schreie, alle die Ausweichungen von Jean einen Erfolg hatten, aber auch ohne daß Philipp, der ohne Zweifel das Spiel seines Gegners studirte, ein einziges Mal weit ausfiel.

Plötzlich machte der Vicomte Jean einen Sprung rückwärts und stieß einen Schrei aus.

Zu gleicher Zeit färbte sich seine Manchette mit Blut, und rasche Tropfen floßen an seinen Fingern hinab.

Philipp hatte mit einem Gegenstoß den Vorderarm seines Feindes durchbohrt.

„Sie sind verwundet, mein Herr," sagte er.

„Alle Donner und Teufel, ich fühle es wohl!" rief Jean erbleichend und ließ seinen Degen fallen.

Philipp hob ihn auf, gab ihm denselben zurück, und sprach:

„Gehen Sie, mein Herr, und machen Sie keine solche Tollheiten mehr."

„Pest! wenn ich mache, so bezahle ich sie!" murrte der Vicomte. „Komm' geschwinde, meine arme Chonchon; komm'," sagte er, sich an seine Schwester wendend, welche aus dem Wagen gesprungen war und herbeilief, um ihm Hülfe zu leisten.

„Madame," sprach Philipp, „Sie werden mir die Gerechtigkeit widerfahren lassen, zu gestehen, daß es nicht mein Fehler gewesen ist, und ich bedaure es von ganzem Herzen, daß ich zu der äußersten Nothwendigkeit, meinen Degen vor einer Frau zu ziehen, getrieben worden bin."

Und er verbeugte sich und zog sich zurück.

„Spannen Sie diese Pferde aus, mein Freund, und führen Sie dieselben wieder an ihren Platz," sagte Philipp zu dem Postmeister.

Jean zeigte Philipp die Faust, dieser zuckte die Achseln.

„Ah! hier kommen gerade drei Pferde zurück," rief der Postmeister. „Courtin! Courtin! spanne sie sogleich an die Chaise dieses Herrn."

„Aber, Herr . . ." sagte der Postillon.

„Keine Erwiederung," rief der Wirth, „der Herr hat Eile. Mein lieber Herr," sprach er zu dem Vicomte, „verzweifeln Sie nicht; hier kommen Pferde."

„Gut," murrte Dubarry; „Deine Pferde hätten vor einer halben Stunde eintreffen sollen."

Und er schaute, mit dem Fuße stampfend, seinen durchbohrten Arm an, den Chon mit ihrem Sacktuche verband.

Mittlerweile stieg Philipp wieder zu Pferde und gab seine Befehle, als ob nichts vorgefallen wäre.

„Vorwärts, Bruder, vorwärts!" sagte Chon, und zog ihren Bruder nach dem Wagen.

„Und mein Araber?" versetzte der Vicomte. „Ah! meiner Treue, er mag zum Teufel gehen, ich habe heute einen Unglückstag."

Und er kehrte in die Chaise zurück.

„Das ist gut!" sagte er, als er Gilbert erblickte, „nun werde ich meine Beine nicht ausstrecken können."

„Mein Herr," stammelte der junge Mann, „ich wäre in Verzweiflung, wenn ich zur Last fiele."

„Ruhig, Jean," sprach Mademoiselle Chon, „laß mir meinen kleinen Philosophen."

„Bei Gott! er mag auf den Bock steigen!"

Gilbert entgegnete erröthend:

„Ich bin kein Lackei, um auf den Bock zu steigen."

„Sieh da!" machte Jean.

„Lassen Sie mich aussteigen, und ich werde aussteigen."

„Ei, tausend Teufel! steigen Sie aus," rief Dubarry.

„Nein, nein; setzen Sie sich mir gegenüber," sagte Chon, indem sie den jungen Mann am Arm zurückhielt, „auf diese Art werden Sie meinen Bruder nicht belästigen."

Dann flüsterte Sie dem Vicomte zu:

„Er kennt den Mann, der Dich verwundet hat."

Ein Blitz der Freude zuckte in den Augen des Vicomte.

„Sehr gut, dann mag er bleiben. Wie heißt der Herr?"

„Philipp von Taverney."

In diesem Augenblick kam der junge Officier an dem Wagen vorüber.

„Ah! Sie hier, mein kleiner Gendarme, rief Jean; „Sie sind zu dieser Stunde sehr stolz, doch die Reihe kommt an Jeden."

„Das werden wir sehen, wenn Ihnen die Sache Vergnügen macht, mein Herr," entgegnete Philipp unempfindlich.

„Ja, ja, das werden wir sehen, mein Herr Philipp von Taverney," rief Jean, und er suchte die Wirkung, die sein Name, so unvermuthet ausgeschleudert, auf den jungen Mann hervorbringen würde, zu erhaschen.

Philipp erhob wirklich den Kopf mit einem lebhaften Erstaunen, in das sich ein leichtes Gefühl der Unruhe mischte; doch er faßte sich sogleich wieder, nahm seinen Hut auf das Anmuthigste ab und rief:

„Glückliche Reise, Herr Jean Dubarry!"

Der Wagen entfernte sich eiligst.

„Tausend Donner!" sprach der Vicomte unter Grimassen, „weißt Du, daß ich furchtbar leide, kleine Chon."

„Auf der ersten Station lassen wir einen Arzt kommen, während dieses Kind frühstückt," antwortete Chon?

„Ah! es ist wahr," sprach Jean, „wir haben noch nicht gefrühstückt. Mir, was mich betrifft, benimmt der Schmerz den Hunger; ich habe nur Durst."

„Willst Du ein Glas La-Cote-Wasser trinken?"

„Meiner Treue, ja, gib."

„Mein Herr," sagte Gilbert, „dürfte ich es wagen, Ihnen eine Bemerkung zu machen."

„Immerhin."

„Die Liqueurs sind ein sehr schlechtes Getränke in der Lage, in der Sie sich befinden."

„Ah! wirklich?"

Dann sich gegen Chon wendend, fragte der Vicomte:

„Dein Philosoph ist also ein Arzt?"

„Nein, mein Herr, ich bin kein Arzt; ich werde es eines Tags sein, wenn es Gott gefällt," antwortete Gilbert; „doch ich habe in einer Abhandlung, zum Gebrauch der Kriegsleute, gelesen, das Erste, was man einem Verwundeten verbieten müsse, seien Liqueurs, Weine und Kaffee."

„Ah! Sie haben das gelesen. Nun! sprechen wir nicht mehr davon."

„Wenn mir der Herr Vicomte sein Sacktuch geben wollte, so würde ich es in diese Quelle tauchen; er würde seinen Arm sodann mit der benetzten Leinwand umwickeln und eine große Erleichterung fühlen."

„Thun Sie das, mein Freund, thun Sie das," sagte Chon; „Postillon, halt!" rief sie.

Der Postillon hielt; Gilbert tauchte das Sacktuch des Vicomte in den Bach.

„Dieser Junge wird uns furchtbar zur Last fallen, wenn wir sprechen wollen," sagte Dubarry.

„Wir sprechen Patois," antwortete Chon.

„Ich habe große Lust, dem Postillon zuzurufen, er soll fortfahren, und mein Sacktuch hier zurückzulassen."

„Du hast Unrecht, er kann uns nützlich sein."

„Worin?"

„Er hat mir bereits Auskunft von großer Wichtigkeit gegeben."

„Worüber?"

„Ueber die Dauphine, und noch so eben hat er uns, wie Du gesehen, den Namen Deines Gegners genannt."

„Nun, so mag er bleiben!"

In diesem Augenblick kam Gilbert mit dem mit eiskaltem Wasser getränkten Sacktuch zurück.

Die Umlegung der Leinwand um den Arm des Vicomte that diesem sehr wohl, wie es Gilbert vorhergesehen.

„Er hatte meiner Treue Recht, ich fühle mich besser," sagte er, „wir wollen plaudern."

Gilbert schloß die Augen und öffnete die Ohren; aber er wurde in seiner Erwartung getäuscht. Chon erwiederte die Aufforderung ihres Bruders in dem glänzenden, lebhaften Dialekt, der Verzweiflung der Pariser Ohren, die in dem provençalischen Patois nur ein Schnarren fetter Consonnanten, welche über musikalische Vokale hinrollen, unterscheiden.

Gilbert machte, so sehr er seiner Herr war, eine Bewegung des Aergers, welche Mademoiselle Chon nicht entging, die ihm, um ihn zu trösten, ein artiges Lächeln zuwandte.

Durch dieses Lächeln wurde Gilbert Eines begreiflich: daß man ihn, den Erdwurm, scheute. Er hatte einen Vicomte bezwungen, der mit dem Wohlwollen des Königs beehrt wurde.

Wenn ihn Andrée in diesem schönen Wagen sehen würde!

Er war ganz aufgeblasen vor Stolz.

Was Nicole betrifft, so dachte er nicht einmal an sie.

Der Bruder und die Schwester setzten ihr Gespräch in ihrem Patois fort.

„Gut," sagte plötzlich der Vicomte, während er sich aus dem Wagen neigte und rückwärts schaute.

„Was?" fragte Chon.

„Das arabische Pferd folgt uns."

„Was für ein arabisches Pferd?"

„Das, welches ich kaufen wollte."

„Ah!" sagte Chon, „es wird von einer Frau geritten. Oh! das herrliche Geschöpf!"

„Von wem sprichst Du? . . . Von der Frau oder von dem Pferd?"

„Von der Frau."

„Rufe ihr doch, Chon; sie hat vielleicht weniger Angst vor Dir, als vor mir . . . Ich gäbe tausend Pistolen für das Pferd."

„Und für die Frau?" fragte Chon lachend.

„Ich würde mich für sie zu Grunde richten . . ."

Aber in einen weißen Mantel gehüllt, die Stirne von einem grauen Filzhute mit langen Federn beschattet, flog die junge Frau mit den schwarzen Augen wie ein Pfeil auf dem Rande des Weges hin und rief:

„Avanti! Dscherid! avanti!"

„Es ist eine Italienerin," sagte der Vicomte. „Mord und Tod, was für eine schöne Frau! wenn ich nicht so sehr litte, würde ich aus dem Wagen springen und ihr nachlaufen."

„Ich kenne sie," sprach Gilbert.

„Ah! dieser kleine Bauer ist also der Almanach der Provinz? Er kennt Jedermann."

„Wie heißt sie?" fragte Chon.

„Sie heißt Lorenza."

„Und wer ist sie?"

„Es ist die Frau des Zauberers."

„Welches Zauberers?"

„Des Baron Joseph Balsamo."

Der Bruder und die Schwester schauten sich an.

Die Schwester schien zu sagen:
„Habe ich wohl daran gethan, ihn zu behalten?"
„Meiner Treue, ja," schien der Bruder zu antworten.

XXIII.

Das kleine Lever der Frau Gräfin Dubarry.

Nun mögen uns unsere Leser erlauben, Mademoiselle Chon und den Vicomte Jean, welche mit Post auf der Straße nach Chalons fahren, zu verlassen und sie bei einer andern Person von derselben Familie einzuführen.

In den Gemächern von Versailles, welche Madame Adelaide, die Tochter von Ludwig XV. bewohnte, hatte dieser Fürst die Frau Gräfin Dubarry, seine Geliebte seit ungefähr einem Jahr, einquartiert, nicht ohne lange zuvor die Wirkung zu beobachten, welche dieser Staatsstreich auf den Hof hervorbringen würde.

Die Favoritin mit ihrem Sichgehenlassen, mit ihren freien Manieren, ihrem lustigen Charakter, ihrer unversiegbaren Laune, ihren geräuschvollen Phantasien hatte das schweigsame Schloß in eine stürmische Welt verwandelt, wo jeder Bewohner nur unter der Bedingung geduldet wurde, daß er sich viel und so lustig als möglich bewegte.

Von dieser allerdings beschränkten Wohnung, wenn man die Macht derjenigen, welche sie inne hatte, in Betracht zieht, ging jeden Augenblick der Befehl zu einem Feste oder das Signal zu einer Vergnügenspartie aus.

Was aber den prachtvollen Treppen von diesem Theil des Palastes am Sonderbarsten vorkam, war sicherlich der unglaubliche Zustrom von Besuchern, welche vom Morgen, das heißt von neun Uhr an, geschmückt und glänzend hinaufstiegen, um sich demüthig in einem Vorzimmer angefüllt mit Seltsamkeiten einzufinden, die noch minder seltsam erschienen, als das Idol, welches die Auserwählten im Allerheiligsten anzubeten berufen waren.

Am Morgen nach dem Tage, wo die von uns erzählte Scene auf der Post des kleinen Dorfes Lachaussée vorfiel, kam gegen neun Uhr (zur geheiligten Stunde) Jeanne von Vaubernier, in ein Nachtgewand von gestickter Mousseline gehüllt, das unter der flockigen Spitze ihre runden Beine und ihre alabasternen Arme errathen ließ, kam Jeanne von Vaubernier, sodann Demoiselle Lange, endlich Gräfin Dubarry, durch die Gnade von Herrn Jean Dubarry, ihrem ehemaligen Beschützer, aus dem Bette, wir sagen nicht ähnlich einer Venus, sondern sicherlich schöner als Venus für jeden Mann, der die Wahrheit der Dichtung vorzieht.

Bewunderungswürdig krause, hellkastanienbraune Haare, eine azurgeaderte Haut von weißem Atlaß, abwechselnd schmachtende und Geist sprühende Augen, ein kleiner, frischrother Mund mit dem reinsten Carmin gezeichnet, der sich nur öffnete, um eine doppelte Reihe von Perlen sehen zu lassen; Grübchen überall, an den Wangen, am Kinn, an den Fingern; ein Hals geformt nach dem der Venus von Milo, eine schlangenartige Geschmeidigkeit mit einer Beleibtheit nach dem genauesten Maaße, dies war es was Madame Dubarry die Auserwählten ihres kleinen Lever sehen ließ, was Seine Majestät Ludwig XV., der Auserwählte der Nacht, am Morgen wie die Andern zu betrachten nicht verfehlte, denn er benützte das Sprüchwort, das den Greisen räth, die Krümchen nicht verloren gehen zu lassen, welche von der Tafel des Lebens fallen.

Die Favoritin schlief schon seit einiger Zeit nicht mehr. Um acht Uhr hatte sie geläutet, damit man dem Tage, ihrem ersten Höfling, in ihr Zimmer einzutreten erlaubte; allmälig war, Anfangs durch dickere und dann durch leichtere Vorhänge, die an diesem Tage strahlende Sonne eingeführt worden und hatte, sich ihres mythologischen Glückes erinnernd, die schöne Nymphe geliebkost, welche, statt wie Daphne, die Liebe der Götter zu fliehen, sich dergestalt vermenschlichte, daß sie zuweilen der Liebe der Sterblichen entgegenkam. Es war also weder eine

Aufgedunsenheit, noch ein Zögern in den wie Karfunkel glänzenden Augen, welche lächelnd einen kleinen, von Gold umkreisten und mit Perlen besetzten Handspiegel befragten; und dieser geschmeidige Körper, von dem wir einen Begriff zu geben versucht haben, ließ sich von dem Bette, wo er, durch die süßesten Träume gewiegt, geruht hatte, bis auf den Hermelinteppich herabgleiten, auf welchem Füße, welche Aschenbrödel Ehre gemacht hätten, zwei Hände mit Pantoffeln trafen, von denen ein einziger einen Holzhauer des Geburtswaldes von Jeanne bereichert haben würde, wenn dieser Holzhauer ihn gefunden hätte.

Während diese verführerische Statue sich erhob und sich immer mehr belebte, warf man ihr einen prachtvollen Oberrock von Mechler Spitzen auf die Schultern; dann zog man über ihre fleischigen Füße, welche einen Augenblick die Pantoffeln verließen, rosenfarbige seidene Strümpfe von so feinem Gewebe, daß man nicht im Stande gewesen wäre, sie von der Haut, die sie bedeckten, zu unterscheiden.

„Keine Nachricht von Chon?“ fragte sie vor Allem ihre Kammerfrau.

„Nein, Madame,“ antwortete diese.

„Auch nicht vom Vicomte Jean?“

„Eben so wenig.“

„Weiß man nicht, ob Bischi Nachricht erhalten hat?“

„Man ist diesen Morgen zu der Schwester der Frau Gräfin gegangen.“

„Und keine Briefe?“

„Nein, Madame, keine Briefe.“

„Ah! wie ermüdend ist es doch, so zu warten,“ sprach die Gräfin mit einer reizenden Mundverziehung, „wird man nie ein Mittel erfinden, auf hundert Stunden in einem Augenblick zu correspondiren? Ah! meiner Treue, ich beklage diejenigen, welche diesen Morgen unter meine Hand fallen werden! Ist mein Vorzimmer ziemlich gut besetzt?“

„Die Frau Gräfin fragt dies?“

„Bei Gott! hören Sie doch, Dorée, die Dauphine naht, und es wäre nicht zu staunen, wenn man mich wegen dieser Sonne verließe. Ich bin nur ein armes, kleines Gestirn . . . Sprechen Sie, wer ist da?“

„Herr von Aiguillon, der Herr Prinz von Soubise, Herr von Sartines, der Herr Präsident Maupeou.“

„Und der Herr Herzog von Richelieu?“

„Er ist noch nicht erschienen.

„Weder heute noch gestern! ich sagte es wohl, Dorée. Er befürchtet, sich zu gefährden. Sie schicken meinen Läufer in das Hotel du Hanovre und lassen sich erkundigen, ob der Herzog krank ist.“

„Ja, Frau Gräfin. Wird die Frau Gräfin Alle zugleich empfangen, oder Privataudienz geben?“

„Privataudienz. Ich muß mit Herrn von Sartines sprechen, lassen Sie ihn allein eintreten.“

Der Befehl war kaum von der Kammerfrau der Gräfin an einen großen Lackei übertragen, der sich in dem Corridor befand, welcher von den Vorzimmern in das Gemach der Gräfin führte, als der Polizeilieutenant, die Strenge seiner grauen Augen und die Steifheit seiner dünnen Lippen durch ein Lächeln von den erfreulichsten Auspicien mäßigend, im Vorzimmer erschien.

„Guten Morgen, mein Feind,“ sagte ohne ihn anzuschauen die Gräfin, die ihn in ihrem Spiegel erblickte.

„Ich, Ihr Feind, Madame?“

„Allerdings, Sie. Die Welt theilt sich für mich in zwei Klassen von Personen, in Freunde und Feinde. Ich lasse die Gleichgültigen nicht zu, oder ich setze sie in die Klasse meiner Feinde.“

„Und Sie haben Recht, Madame; doch sagen Sie mir, wie ich es trotz meiner bekannten Ergebenheit für Sie verdient habe, in die eine oder die andere von diesen zwei Klassen eingereiht zu werden?“

„Dadurch, daß Sie eine ganze Welt von kleinen Versen, Pamphleten, Libellen, welche gegen mich gerichtet

waren, drucken, vertheilen, verkaufen, dem König zustellen ließen. Das ist abscheulich, das ist boshaft, das ist albern!"

„Aber, Madame, ich bin nicht verantwortlich."

„Doch, mein Herr, Sie sind es, denn Sie wissen, wer der Elende ist, der Alles dies thut."

„Madame, wenn es nur ein einziger Urheber wäre, so hätten wir nicht nöthig, ihn in der Bastille verschmachten zu lassen; er würde bald allein vor Ermattung unter dem Gewichte seiner Werke umkommen."

„Wissen Sie, daß das, was Sie da sagen, außerordentlich höflich ist?"

„Wenn ich Ihr Feind wäre, Madame, so würde ich es Ihnen nicht sagen."

„Das ist wahr; sprechen wir nicht mehr davon. Wir stehen nun auf das Beste, das ist abgemacht, das gewährt mir Vergnügen; doch Eines beunruhigt mich dennoch."

„Was, Madame?"

„Daß Sie auch auf das Beste mit den Choiseul stehen."

„Madame, Herr von Choiseul ist erster Minister; er gibt Befehle und ich muß sie vollziehen."

„Wenn Ihnen also Herr von Choiseul Befehl gibt, mich verfolgen, plagen, vor Kummer sterben zu lassen, so mögen es diejenigen, welche mich verfolgen, plagen, umbringen, thun, ohne daß Sie ihnen in den Weg treten? Ich danke."

„Sprechen wir vernünftig," sagte Herr von Sartines, der sich die Freiheit nahm, niederzusitzen, ohne daß die Favoritin sich ärgerte; denn man ließ dem am Genauesten unterrichteten Mann Frankreichs Alles hingehen; „was habe ich vor drei Tagen für Sie gethan?"

„Sie haben mich benachrichtigen lassen, daß ein Eilbote von Chanteloup abgehe, um die Ankunft der Dauphine zu beschleunigen."

„Ist dies das Werk eines Feindes?"

„Aber in der ganzen Angelegenheit der Vorstellung,

in welche ich, wie sie wissen, meine Eitelkeit setze, wie haben Sie sich für mich benommen?"

„So gut als immer möglich."

„Herr von Sartines, Sie sind nicht offenherzig."

„Ah! Madame, Sie thun mir Unrecht! wer fand für Sie im Hintergrunde einer Taverne, und zwar in weniger als zwei Stunden, den Vicomte Jean, dessen Sie bedurften, um ihn, ich weiß nicht wohin, oder ich weiß vielmehr wohin zu schicken?"

„Es wäre besser gewesen, Sie hätten mich meinen Schwager, einen Mann der, mit der königlichen Familie von Frankreich verbunden ist, verlieren lassen!" sagte Madame Dubarry lachend.

„Madame, das sind doch lauter Dienste."

„Ja, vor drei Tagen, für vorgestern; doch was thaten Sie gestern für mich?"

„Gestern, Madame?"

„Oh! Sie mögen immerhin suchen. Gestern war der Tag, um gegen Andere gefällig zu sein."

„Ich verstehe Sie nicht, Madame."

„Oh! ich verstehe mich sehr wohl. Sprechen Sie, was haben Sie gestern gethan?"

„Morgens oder Abends?"

„Zuerst Morgens."

„Morgens habe ich wie gewöhnlich gearbeitet."

„Bis um welche Stunde haben Sie gearbeitet?"

„Bis um zehn Uhr."

„Hernach?"

„Hernach ließ ich einen von meinen Freunden von Lyon zum Essen bitten, der gewettet hatte, er komme nach Paris, ohne daß ich es erfahre, den jedoch mein Diener an der Barrière erwartete."

„Und nach dem Mittagessen?"

„Schickte ich dem Polizeilieutenant Seiner Majestät des Kaisers von Oesterreich die Adresse eines berüchtigten Diebes, den er nicht finden konnte."

„Und dieser war?"

„In Wien.“

„Somit besorgen Sie nicht nur die Polizei von Paris, sondern auch die der fremden Höfe?“

„In meinen verlorenen Augenblicken, ja, Madame.“

„Gut, ich merke mir das. Und was haben Sie gethan, nachdem Sie den Courrier abgefertigt?“

„Ich war in der Oper.“

„Um die kleine Guimard zu sehen? Armer Soubise!“

„Nein, um einen berüchtigten Beutelschneider verhaften zu lassen, den ich ruhig ließ, so lange er sich nur an Generalpächter hielt, der aber die Frechheit gehabt hatte, sich an mehrere vornehme Herren zu adressiren.“

„Mir scheint, Sie hätten sagen sollen, der die Ungeschicklichkeit hatte, Herr Lieutenant. Und nach der Oper?“

„Nach der Oper?“

„Ja. Nicht wahr, was ich Sie frage, ist sehr indiscret?“

„Nein. Nach der Oper . . . Warten Sie, daß ich mich erinnere.“

„Ah! es scheint, hier verläßt Sie das Gedächtniß.“

„Nein. Nach der Oper . . . Ah! ich habe es.“

„Gut.“

„Ich begab mich zu einer gewissen Dame, die ein Spielhaus unterhält, und führte sie selbst nach dem Fort-l'Evêque.“

„In Ihrem Wagen?“

„Nein, in einem Fiacre.“

„Hernach?“

„Wie, hernach? das ist Alles.“

„Nein, das ist nicht Alles.“

„Ich stieg wieder in meinen Fiacre.“

„Und wen trafen Sie in Ihrem Fiacre?“

Herr von Sartines erröthete.

„Ah!“ rief die Gräfin, ihre kleinen Hände an einander schlagend, „ich habe also das Glück gehabt, einen Polizeilieutenant erröthen zu machen.“

„Madame . . .“ stammelte Herr von Sartines.

„Nun, ich will es Ihnen sagen, wer in diesem Fiacre war," versetzte die Favoritin; „es war die Herzogin von Grammont."

„Die Herzogin von Grammont!" rief der Polizeilieutenant.

„Ja, die Herzogin von Grammont, welche Sie bat, ihr Eintritt in das Gemach des Königs zu verschaffen."

„Meiner Treue, Madame, ich lege mein Portefeuille in Ihre Hände," rief Herr von Sartines mit einer Bewegung der Unruhe. „Ich bin es nicht mehr, der die Polizei ausübt, Sie sind es."

„In der That, Herr von Sartines, ich habe die meinige, wie Sie sehen; also nehmen Sie sich in Acht! Ja, ja! die Herzogin von Grammont in einem Fiacre um Mitternacht mit dem Herrn Polizeilieutenant, und zwar in einem Fiacre, der im Schritt fährt! Wissen Sie, was ich sogleich thun ließ?"

„Nein, aber ich habe eine furchtbare Angst. Zum Glück war es sehr spät."

„Gleichviel, die Nacht ist die Zeit der Rache."

„Und was haben Sie gethan, lassen Sie hören?"

„So wie ich meine geheime Polizei habe, so habe ich auch meine gewöhnliche Literatur, abscheuliche Bursche, schmutzig wie die Lumpen und ausgehungert wie die Wiesel."

„Sie füttern sie also sehr schlecht?"

„Ich füttere sie gar nicht; wenn sie fett würden, so würden sie auch dumm wie Herr von Soubise; das Fett verzehrt bekanntlich die Galle."

„Fahren Sie fort, Sie machen mich beben."

„Ich dachte an alle die Bosheiten, die Sie die Choiseul gegen mich begehen lassen. Das reizte mich, und ich gab meinen Apollo's folgende Programme: 1) Herr von Sartines besucht als Procurator verkleidet in der Rue de l'Arbre-Sec, im vierten Stocke, eine junge Unschuldige, welcher er eine elende Summe von dreihun-

dert Livres je am 30. des Monats auszubezahlen sich nicht schämt."

„Madame, das ist eine schöne Handlung, die Sie beflecken wollen."

„Man befleckt nur solche. 2) Herr von Sartines schleicht sich als ehrwürdiger Vater der Mission verkleidet in das Carmeliterkloster der Rue Saint-Antoine ein."

„Madame, ich brachte diesen guten Schwestern Nachrichten vom Orient."

„Vom kleinen oder vom großen? 3) Herr von Sartines fährt als Polizeilieutenant verkleidet um Mitternacht ganz allein mit der Herzogin von Grammont in den Straßen umher."

„Ah! Madame," sagte Herr von Sartines erschrocken, „wollen Sie in diesem Punkte meine Verwaltung herabsetzen?"

„Ei! Sie lassen wohl die meinige entwerthen," sprach die Gräfin lachend. „Aber warten Sie doch."

„Ich warte."

„Meine Bursche machten sich also an die Arbeit und componirten, wie man in der Schule componirt, als Erzählung, als Uebersetzung, als Umschreibung, und ich erhielt so eben ein Epigramm, ein Lied und ein Vaudeville."

„Ah, mein Gott!"

„Alle drei furchtbar. Ich werde diesen Morgen den König damit bewirthen, so wie mit dem neuen Pater Noster, das Sie gegen mich umherlaufen lassen; Sie wissen? „„Unser Vater, der Du bist in Versailles, Dein Name sei verflucht, wie er es zu sein verdient, Dein Reich ist erschüttert, Dein Wille geschieht weder auf Erden, noch im Himmel; gib uns unser tägliches Brod zurück, das uns Deine Favoritinnen genommen haben; vergib Deinen Parlamenten, welche unsere Interessen unterstützen, wie wir Deinen Ministern vergeben, die sie verkauft haben. Unterliege nicht den Versuchungen der Dubarry, sondern befreie uns von Deinem Teufel von einem Kanzler. Amen.""

„Wo haben Sie auch dies noch entdeckt?" sagte Herr von Sartines und faltete seufzend die Hände.

„Ei, mein Gott! ich habe nicht nöthig, es zu entdecken; man erweist mir die Artigkeit, mir jeden Tag zuzuschicken, was Gutes in dieser Hinsicht erscheint. Ich schrieb sogar Ihnen die Ehre dieser täglichen Sendungen zu."

„Oh! Madame."

„Als Erwiederung sollen Sie auch morgen das Epigramm, das Lied und das Vaudeville erhalten."

„Warum nicht sogleich?"

„Weil ich Zeit brauche, um sie zu verbreiten. Ist es nicht übrigens der Gewohnheit gemäß, daß die Polizei zuletzt von dem, was vorfällt, unterrichtet wird? Oh! diese Dinge werden Sie sehr belustigen. Ich lachte diesen Morgen drei Viertelstunden. Der König hat sich krank darüber gelacht, deßhalb erscheint er so spät."

„Ich bin verloren," rief Herr von Sartines und schlug mit seinen beiden Händen an seine Perrücke.

„Nein, Sie sind nicht verloren, Sie sind nur besungen. Bin ich wegen der schönen Bourbonnaise verloren? Nein. Ich wüthe nur darüber, und will meinerseits die Andern wüthend machen. Ah! die reizenden Verse. Ich war so zufrieden damit, daß ich meinen literarischen Scorpionen weißen Wein geben ließ, wodurch sie in diesem Augenblick ganz und gar betrunken seyn müssen."

„Ah! Gräfin! Gräfin!"

„Ich will Ihnen zuerst das Epigramm vorsagen."

„Ich bitte darum."

France, quel est donc ton destin
D'être soumise à la femelle! . . .*)

„Ei nein, ich täusche mich, es ist das, welches Sie

*) Frankreich, es ist dein Geschick, dem Weibe unterworfen zu sein! . . .

gegen mich in Umlauf brachten. Es gibt so viele, daß ich dadurch verwirrt werde. Warten Sie, warten Sie, ich habe es:

Amis, connaissez-vous l'enseigne ridicule,
Qu'un peintre de Saint-Luc fait pour les parfumeurs?
Il met dans un flacon, en forme de pilule,
Boynes, Maupeou, Terray sous leurs propres couleurs,
Il y joint de Sartines, et puis il l'intitule:
Vinaigre de quatre voleurs! *)

„Ah! Grausame, Sie werden mich in einen Tiger verwandeln."

„Nun gehen wir zu dem Liede über, Frau von Grammont spricht."

Monsieur de la police
N'ai-je pas la peau lisse?
Rendez-moi le service
D'en instruire le roi. **)

„Madame! Madame!" rief Herr von Sartines wüthend.

„Oh! beruhigen Sie sich," sagte die Gräfin; „man hat erst 10,000 Exemplare davon abgezogen. Doch das Baudeville müssen Sie hören."

„Sie besitzen also eine Presse?"

„Eine schöne Frage! besitzt etwa Herr von Choiseul keine?"

---

*) Freunde, kennt Ihr das lächerliche Schild, das ein Maler von St. Lucas für die Parfümeurs macht? Er bringt in eine Flasche in Form von Pillen Boynes, Maupeou, Terray unter ihren eigenen Farben, er fügt Herrn von Sartines bei und betitelt das Ganze: Vier-Räuber-Essig!

**) Mein Herr von der Polizei, habe ich nicht eine glatte Haut? Thun Sie mir den Gefallen und unterrichten Sie den König davon.

„Ihr Drucker mag sich hüten!“

„Ah! ja; versuchen Sie es, das Patent ist auf meinen Namen ausgestellt.“

„Das ist abscheulich! Und der König lacht über alle diese Schändlichkeiten?“

„Wie! er ist es, der die Reime liefert, wenn es meinen Spinnen daran fehlt.“

„Oh! Sie wissen, daß ich Ihnen diene, und behandeln mich auf diese Art?“

„Ich weiß, daß Sie mich verrathen. Die Herzogin ist Choiseul, sie trachtet nach meinem Untergang.“

„Madame, ich schwöre Ihnen, sie hat mich unversehens überfallen.“

„Sie gestehen also?“

„Ich muß wohl.“

„Warum haben Sie mich nicht davon in Kenntniß gesetzt?“

„Ich kam deshalb.“

„Basta! ich glaube es nicht.“

„Bei meinem Ehrenwort.“

„Ich wette das Doppelte.“

„Hören Sie mich an, ich flehe um Gnade,“ sagte der Polizeilieutenant und fiel auf seine Kniee.

„Sie thun wohl daran.“

„Friede, im Namen des Himmels, Gräfin!“

„Wie! Sie haben Furcht vor ein paar schlechten Versen, Sie, ein Mann, ein Minister!“

„Ah! wenn ich nur hievor Furcht hätte!“

„Und Sie bedenken nicht, wie viel schlimme Stunden ein Lied mir, die ich eine Frau bin, bereiten kann!“

„Sie sind eine Königin.“

„Ja, eine nicht vorgestellte Königin.“

„Madame, ich schwöre, daß ich Ihnen nie ein Leids gethan habe.“

„Nein, aber Sie ließen mir Böses zufügen.“

„So wenig als möglich.“

„Ich will es wohl glauben.“

„Glauben Sie es mir.“

„Es handelt sich nun darum, ganz das Gegentheil vom Bösen zu thun: es handelt sich darum, Gutes zu bewerkstelligen.“

„Helfen Sie mir, und es muß mir nothwendig gelingen.“

„Sind Sie für mich, ja oder nein?“

„Ja.“

„Wird Ihre Ergebenheit so weit gehen, daß Sie meine Vorstellung unterstützen?“

„Sie werden selbst die Schranken setzen.“

„Bedenken Sie wohl, meine Druckerei ist bereit; sie arbeitet Tag und Nacht; in vier und zwanzig Stunden werden meine Bursche Hunger haben, und wenn sie Hunger haben, beißen sie.“

„Ich werde vernünftig sein. Was wünschen Sie?“

„Daß nichts von dem was ich unternehme, ein Hinderniß in den Weg gelegt werde.“

„Für meine Person mache ich mich hiezu anheischig.“

„Das ist ein schlimmes Wort,“ sagte die Gräfin mit dem Fuße stampfend, „es riecht nach dem Griechischen, nach dem Carthagischen, kurz nach der punischen Treue.“

„Gräfin . . .“

„Ich nehme es auch nicht an, das ist eine Ausflucht. Man wird von Ihnen glauben, Sie thun nichts, und Herr von Choiseul wird handeln. So will ich es nicht, hören Sie! Alles oder nichts. Ueberliefern Sie mir die Choiseul geknebelt, ohnmächtig, zu Grunde gerichtet, oder ich vernichte, kneble Sie, richte Sie zu Grunde. Und nehmen Sie sich wohl in Acht, das Lied ist nicht meine einzige Waffe, das sage ich Ihnen zum Voraus.“

„Drohen Sie nicht, Madame,“ sprach Herr von Sartines träumerisch, „denn diese Vorstellung ist eine Schwierigkeit geworden, die Sie nicht begreifen dürften.“

„Geworden, das ist der richtige Ausdruck, weil man Schwierigkeiten entgegengestellt hat.“

„Leider!“

„Können Sie dieselben heben?“

„Ich bin nicht allein, wir brauchen hundert Personen.“

„Man wird sie bekommen.“

„Eine Million.“

„Das geht Terray an.“

„Die Einwilligung des Königs?“

„Ich werde sie erhalten.“

„Er wird sie nicht geben.“

„Ich nehme sie.“

„Wenn Sie Alles dies haben, brauchen Sie noch eine Pathin.“

„Man sucht sie.“

„Vergebens: es findet ein Bündniß gegen Sie statt.“

„In Versailles?“

„Ja, alle Damen haben sich geweigert, um Frau von Choiseul, Frau von Grammont, der Dauphine, kurz der ehrbaren Partei den Hof zu machen.“

„Vor Allem wird die ehrbare Partei genöthigt sein, ihren Namen zu verändern, wenn Frau von Grammont dabei ist. Das ist schon eine Niederlage.“

„Glauben Sie mir, Sie bestehen vergebens auf Ihrem Willen!“

„Ich bin dem Ziele nahe.“

„Ah! deshalb haben Sie Ihre Schwester nach Verdun abgeschickt!“

„Allerdings. Ah! Sie wissen das,“ versetzte die Gräfin mit unzufriedener Miene.

„Bei Gott! ich habe auch meine Polizei,“ entgegnete Herr von Sartines lachend.

„Und Ihre Spione?“

„Und meine Spione!“

„Bei mir?“

„Bei Ihnen.“

„In meinen Ställen oder in meinen Küchen?“

„In Ihren Vorzimmern, in Ihrem Salon, in

Ihrem Boudoir, in Ihrem Schlafzimmer, unter Ihrem Kopfkissen."

„Als erstes Pfand des Bündnisses nennen Sie mir diese Spione," sagte die Gräfin.

„Ah! ich will Sie nicht mit Ihren Freunden entzweien, Gräfin."

„Also Krieg."

„Krieg, wie Sie das sagen!"

„Ich sage es, wie ich es denke; gehen Sie, ich will Sie nicht mehr sehen."

„Ah! diesmal berufe ich mich auf Sie selbst. Kann ich ein Geheimniß . . . des Staats verrathen?"

„Ein Geheimniß des Alkoven."

„Das wollte ich sagen, dort ist heut zu Tage der Staat."

„Ich will meinen Spion."

„Was werden Sie mit ihm machen?"

„Ich werde ihn fortjagen."

„Dann säubern Sie Ihr ganzes Haus."

„Wissen Sie, daß es schrecklich ist, was sie da aussprechen?"

„Das ist wahr. Ei mein Gott! ohne dieses gäbe es kein Mittel, zu regieren, Sie wissen das wohl, Sie, die Sie so vortrefflich in der Politik sind."

Madame Dubarry stützte ihren Ellenbogen auf einen Lacktisch und erwiederte:

„Sie haben Recht, lassen wir das. Die Bedingungen des Vertrags?"

„Stellen Sie dieselben, Sie sind die Siegerin."

„Ich bin großmüthig wie Semiramis. Was wollen Sie?"

„Sie werden nie mit dem König von den Reclamationen über die Mehle sprechen, denen Sie, Verrätherin! Ihre Unterstützung zugesagt haben."

„Abgemacht; nehmen Sie alle Bittschriften, die ich über diesen Gegenstand erhalten habe: sie sind in diesem Kistchen."

„Empfangen Sie dagegen diese Arbeit der Pairs des Reiches über die Vorstellung und die Tabourets.“ *)

„Eine Arbeit, die Sie Seiner Majestät zuzustellen beauftragt waren?“

„Allerdings.“

„Als ob die Sache geschehen wäre?“

„Ja.“

„Gut, aber was werden Sie sagen?“

„Ich werde sagen, ich habe sie übergeben. Dadurch gewinnen wir Zeit, und Sie sind eine zu geschickte Taktikerin, um nicht Nutzen daraus zu ziehen.“

In diesem Augenblick öffneten sich die zwei Thürflügel, ein Huissier trat ein und rief:

„Der König!“

Die zwei Verbündeten beeilten sich, jedes sein Unterpfand des Bündnisses zu verbergen, und sie wandten sich sodann, um Seine Majestät Ludwig XV. dieses Namens zu begrüßen.

XXIV.

Der König Ludwig XV.

Ludwig XV. erschien den Kopf hoch, die Kniebeugen gespannt, das Auge heiter, ein Lächeln auf den Lippen.

Man sah bei seinem Eintritt durch die geöffnete Thüre eine doppelte Reihe von gebeugten Köpfen, Höflingen angehörend, welche noch einmal so begierig waren, eingeführt zu werden, seitdem sie in der Ankunft Seiner Majestät eine Gelegenheit sahen, zwei Mächten zugleich ihren Hof zu machen.

Die Thüren schloßen sich wieder. Der König hatte Niemand ein Zeichen gemacht, ihm zu folgen, und befand sich daher mit der Gräfin und Herrn von Sartines allein.

Wir sprechen weder von der vertrauten Kammerfrau,

---

*) Avoir le tabouret heißt in der Hofsprache die Erlaubniß haben, sich in Gegenwart des Monarchen oder seiner Gemahlin zu setzen.

noch von einem kleinen Neger; weder die Eine, noch der Andere zählten.

„Guten Morgen, Gräfin," sagte der König, Madame Dubarry die Hand küssend. „Gott sei Dank, wir sind sehr frisch diesen Morgen! Guten Morgen, Sartines. Arbeitet man hier? Guter Gott! die vielen Papiere! Verbergt mir das! Oh! was für ein schöner Brunnen, Gräfin."

Und mit seiner wankelmüthigen, gelangweilten Neugierde heftete Ludwig XV. seine Augen auf eine riesige chinesische Arbeit, welche erst seit dem vorhergehenden Tage eine von den Ecken des Schlafzimmers der Gräfin schmückte.

„Sire," antwortete Madame Dubarry, „es ist, wie Eure Majestät sehen kann, ein chinesischer Brunnen. Das Wasser macht, wenn man den Hahnen öffnet, der sich hinten befindet, Vögel von Porzellan pfeifen und Fische von Glas schwimmen; sodann öffnen sich die Thüren der Pagode, um einer Reihe von Mandarinen Eingang zu gewähren."

„Das ist sehr hübsch, Gräfin."

In diesem Augenblick trat der kleine Neger vor, der auf die phantastische, launenhafte Weise angethan war, in welcher man zu jener Zeit die Orosmanen und Othello's zu kleiden pflegte. Er hatte einen kleinen, auf das Ohr gedrückten Turban mit geraden Federn, eine Jacke von Goldbrocat, welche seine ebenholzschwarzen Arme sehen ließ, eine bauschige, bis auf die Kniee fallende Hose von brochirtem weißem Atlaß und einen Gürtel von lebhaften Farben, der diese Hose mit einer gestickten Weste verband.

„Pest!" rief der König, „wie prächtig Zamore heute ist."

Der Neger blieb wohlgefällig vor einem Spiegel stehen.

„Sire, er hat eine Gnade von Eurer Majestät zu erbitten."

„Madame, Zamore scheint mir sehr ehrgeizig zu sein," erwiederte Ludwig XV. auf das Anmuthigste lächelnd.

„Warum dies, Sire?"

„Weil Sie ihm bereits die größte Gunst bewilligt haben, die er sich wünschen kann."

„Welche?"

„Dieselbe wie mir."

„Ich begreife nicht, Sire."

„Sie haben ihn zu Ihrem Sklaven gemacht."

Herr von Sartines verbeugte sich lächelnd, biß sich aber zugleich auf die Lippen.

„Oh! Sie sind entzückend, Sire," rief die Gräfin.

Dann neigte sie sich an das Ohr des Königs und sagte ganz leise zu ihm:

„Frankreich, ich bete Dich an."

Ludwig lächelte ebenfalls.

„Nun!" fragte er, „was wünschen Sie für Zamore?"

„Die Belohnung für seine langen und zahlreichen Dienste."

„Er ist zwölf Jahre alt."

„Für seine langen und zahlreichen zukünftigen Dienste.

„Ah! ah!"

„Meiner Treue, ja, Sire, schon lange belohnt man die vergangenen Dienste und es wäre endlich auch einmal Zeit, die zukünftigen zu belohnen; man hätte dabei die Sicherheit, nicht mit Undank bezahlt zu werden."

„Halt! das ist ein Gedanke," sprach der König; „was meinen Sie, Herr von Sartines?"

„Alle Ergebenheiten würden dabei ihre Rechnung finden; ich unterstütze folglich den Gedanken, Sire."

„Nun, so sprechen Sie, Gräfin, was verlangen Sie für Zamore?"

„Sire, Sie kennen meinen Pavillon in Luciennes?"

„Das heißt, ich hörte davon sprechen."

„Das ist Ihr Fehler; ich habe Sie hundertmal eingeladen, dahin zu kommen."

„Sie kennen die Etiquette, liebe Gräfin; wenn der König nicht auf der Reise ist, kann er nur in königlichen Schlössern schlafen."

„Ganz richtig, dies ist gerade die Gnade, die ich von

Eurer Majestät zu erbitten habe. Wir erheben Luciennes zu einem königlichen Schloß und ernennen Zamore zum Gouverneur."

„Das ist eine Parodie, Gräfin.

„Sie wissen, daß ich sie anbete, Sire."

„Die andern Gouverneurs werden darüber ein Geschrei erheben."

„Sie mögen schreien!"

„Doch diesmal mit Recht."

„Desto besser! sie haben so oft mit Unrecht geschrieen. Zamore kniee nieder und danke Seiner Majestät."

„Und wofür?" fragte Ludwig XV.

Der Neger kniete nieder.

„Für die Belohnung, die der König Dir dafür gibt, daß Du die Schleppe meines Kleides getragen und die Gecken und Pruden des Hofes, indem Du sie trugst, wüthend gemacht hast."

„In der That," sprach Ludwig XV., „er ist häßlich."

Und er brach in ein Gelächter aus.

„Steh' auf, Zamore," sagte die Gräfin. „Du bist ernannt."

„Doch in Wahrheit, Madame . . ."

„Ich übernehme es, die Briefe, die Patente, die Bestallungen ausfertigen zu lassen, das ist meine Angelegenheit; die Ihrige ist es, Sire, ohne von der Vorschrift abzugehen, nach Luciennes kommen zu können. Von heute an, mein König, besitzen Sie ein königliches Schloß mehr."

„Kennen Sie ein Mittel, ihr etwas zu verweigern, Sartines?"

„Es gibt vielleicht ein solches, aber man hat es noch nicht gefunden."

„Und wenn man es findet, Sire, so kann ich für Eines stehen: dafür, daß Herr von Sartines, diese schöne Entdeckung gemacht haben wird."

„Wie so, Madame?" fragte bebend der Polizeilieutenant.

„Denken Sie sich, Sire, daß ich seit drei Monaten

von Herrn von Sartines Etwas verlange und vergebens verlange."

„Und was verlangen Sie," sagte der König.

„Oh! er weiß es wohl."

„Ich, Madame, ich schwöre Ihnen."

„Liegt es in seinen Attributen?" fragte der König.

„In den seinigen, oder in denen seines Nachfolgers."

„Madame," rief Herr von Sartines, „Sie machen mir in der That bange."

„Was verlangen Sie von ihm?"

„Er soll mir einen Zauberer finden."

Herr von Sartines athmete.

„Um ihn verbrennen zu lassen?" versetzte der König. „Oh! es ist sehr warm, warten Sie den Winter ab."

„Nein, Sire, um ihm einen goldenen Stab zu schenken."

„Dieser Zauberer hat Ihnen also ein Unglück geweissagt, das Ihnen nicht begegnet ist, Gräfin?"

„Im Gegentheil, Sire, er hat mir ein Glück geweissagt, das mir zu Theil geworden ist."

„Von Punkt zu Punkt?"

„So ungefähr."

„Erzählen Sie mir das, Gräfin," sprach, sich in einem Lehnstuhle ausstreckend, Ludwig **XV.** mit dem Tone eines Menschen, der nicht gewiß weiß, ob er sich belustigen oder langweilen wird, der es aber immerhin wagt.

„Ich will es wohl thun, doch Sie werden die Hälfte der Belohnung zu tragen haben. . ."

„Die ganze, wenn es sein muß."

„Gut, das ist ein königliches Wort."

„Ich höre."

„Ich beginne. Es war einmal . . ."

„Das fängt an wie ein Feenmährchen."

„Es ist eines, Sire."

„Ah! desto besser, ich liebe die Zauberer."

„Es war einmal ein armes junges Mädchen; es hatte zu jener Zeit weder Pagen, noch Wagen, noch Neger, noch Papageien, noch Affen."

„Noch einen König," sagte Ludwig **XV.**

„Oh! Sire!"

„Und was machte die Kleine?"

„Sie trabte."

„Wie, sie trabte?"

„Ja, Sire, durch die Straßen von Paris, zu Fuß wie eine einfache Sterbliche. Nur trabte sie schneller, weil man behauptete, sie wäre artig, und weil sie bange hatte, diese Artigkeit könnte für sie ein albernes Zusammentreffen herbeiführen."

„Dieses junge Mädchen war also eine Lucretia?" fragte der König.

„Eurer Majestät ist es wohl bekannt, daß es seit dem Jahre . . . ich weiß nicht wie viel der Erbauung von Rom keine mehr gibt."

„O mein Gott! Gräfin, sollten Sie zufällig gelehrt werden?"

„Nein, wenn ich gelehrt würde, hätte ich ein falsches Datum gesagt, aber ich hätte jedenfalls eines genannt."

„Das ist richtig," sprach der König, „fahren Sie fort."

„Und sie trabte, und trabte, und trabte also, und eilte durch die Tuilerien, als sie plötzlich wahrnahm, daß man ihr folgte."

„Oh! Teufel, dann blieb sie stehen?"

„Guter Gott! was für eine schlechte Meinung haben Sie von den Frauen, Sire! Man sieht, Sie kannten nur Marquisen, Herzoginnen und . . ."

„Und Prinzessinnen, nicht wahr?"

„Ich bin zu höflich, um Eurer Majestät zu widersprechen. Aber was sie hauptsächlich erschreckte, war der Umstand, daß vom Himmel ein Nebel fiel, der von Sekunde zu Sekunde dichter wurde."

„Sartines, wissen Sie, was den Nebel macht?"

Unversehens überfallen, erwiederte der Polizeilieutenant bebend:

„Meiner Treue, nein, Sire."

„Nun, ich weiß es auch nicht," sagte Ludwig XV. „Fahren Sie fort, liebe Gräfin."

„Sie lief also über Hals und Kopf, eilte durch das Gitter und befand sich auf dem Platz, der die Ehre hat, den Namen Eurer Majestät zu führen, als plötzlich der Unbekannte, der ihr gefolgt war, und von dem sie sich befreit glaubte, vor ihr stand. Sie stieß einen Schrei aus."

„Er war also sehr häßlich?"

„Im Gegentheil, Sire, es war ein hübscher junger Mann von sechsundzwanzig bis achtundzwanzig Jahren, mit braunem Gesichte, großen Augen und wohlklingender Stimme."

„Und Ihre Heldin hatte Angst, Gräfin? Pest! sie muß sehr erschrocken gewesen sein."

„Sie war es etwas weniger, als sie ihn sah. Die Lage der Dinge hatte indessen nichts Beruhigendes; hegte dieser Unbekannte schlimme Absichten, so war bei dem Nebel auf keine Hülfe zu hoffen; das Mädchen faltete auch die Hände und sprach:

„„Oh! mein Herr, ich flehe Sie an, mir kein Leids zu thun.""

„Der Unbekannte schüttelte den Kopf und erwiederte mit einem reizenden Lächeln:

„„Gott ist mein Zeuge, daß ich dies nicht beabsichtige.""

„„Was wollen Sie denn?""

„„Ein Versprechen von Ihnen erlangen.""

„„Was kann ich Ihnen versprechen?""

„„Mir die erste Gunst zu bewilligen, um die ich Sie bitten werde, wenn . . .""

„„„Wenn?"" wiederholte das Mädchen neugierig.

„„„Wenn Sie Königin sein werden.""

„Und was that das Mädchen?"

„Sire, es glaubte sich zu nichts anheischig zu machen und versprach."

„Und der Zauberer?"

„Er verschwand."

„Und Herr von Sartines weigert sich, den Zauberer aufzufinden? Er hat Unrecht."

„Sire, ich weigere mich nicht, ich kann nicht."

„Ah! Herr Lieutenant, das ist ein Ausdruck, der in dem Wörterbuch der Polizei nicht vorkommen sollte," sagte die Gräfin.

„Madame, man ist ihm auf der Spur."

„Ah! ja, die herkömmliche Phrase."

„Nein, es ist die Wahrheit. Doch Sie begreifen, die Merkmale, die Sie da angeben, sind sehr schwach."

„Wie! jung, schön, braune Gesichtshaut, herrliche Augen, wohlklingende Stimme."

„Pest! wie Sie von ihm sprechen, Gräfin! Sartines, ich verbiete Ihnen, diesen Burschen aufzufinden."

„Sie haben Unrecht, Sire, denn ich will nur eine einfache Auskunft von ihm fordern."

„Es handelt sich also um Sie?"

„Gewiß."

„Nun, was haben Sie von ihm zu fordern? seine Weissagung ist erfüllt."

„Finden Sie das?"

„Allerdings. Sie sind Königin."

„Ungefähr."

„Er hat Ihnen also nichts mehr zu sagen?"

„Doch wohl. Er hat mir zu sagen, wann diese Königin vorgestellt werden wird. Es ist nicht Alles damit gethan, daß man bei Nacht herrscht, Sire, man muß auch ein wenig bei Tag herrschen."

„Das geht nicht den Zauberer an," erwiederte Ludwig **XV.**, indem er seine Lippen wie ein Mensch ausdehnte, der das Gespräch auf ein unangenehmes Gebiet übergehen sieht.

„Und von wem hängt es denn ab?"

„Von Ihnen."

„Von mir?"

„Ja, ganz gewiß. Finden Sie eine Pathin."

„Unter Ihren Maulaffen vom Hofe! Eure Majestät

weiß wohl, daß dies unmöglich ist; sie sind alle an die Choiseul, an die Praslin verkauft."

„Stille doch, ich glaubte, es wäre unter uns abgemacht, nicht von ihnen zu reden."

„Ich habe es nicht versprochen, Sire."

„Nun, ich bitte Sie um Eines."

„Um was?"

„Sie an ihrem Platze zu lassen und zu bleiben, wo Sie sind. Glauben Sie mir, der beste Platz gehört Ihnen."

„Armselige auswärtige Angelegenheiten! armselige Marine!"

„Gräfin, im Namen des Himmels, treiben wir nicht Politik mit einander."

„Es sei, doch Sie können mich nicht verhindern, allein Politik zu treiben."

„Oh! ganz allein, so lange Sie wollen."

Die Gräfin streckte den Arm nach einem Körbchen voll von Früchten aus, nahm zwei Orangen, ließ sie abwechselnd in ihrer Hand springen und rief:

„Springe Praslin; springe Choiseul; springe Praslin; springe Choiseul."

„Was machen Sie denn?" sagte der König.

„Ich mache Gebrauch von der Erlaubniß, die mir Eure Majestät gegeben hat. Sire, ich lasse das Ministerium springen."

In diesem Augenblick trat Dorée ein und sagte ihrer Gebieterin ein Wort in's Ohr.

„Oh! gewiß," rief diese.

„Was gibt es denn?" fragte der König.

„Chon kommt von der Reise zurück, Sire, und wünscht Eurer Majestät ihre Ehrfurcht zu bezeigen."

„Laßt sie sogleich eintreten! In der That, seit vier oder fünf Tagen fühlte ich, daß mir etwas fehlte, ohne zu wissen was."

„Ich danke, Sire," sagte Chon eintretend.

Dann näherte sie sich dem Ohre der Gräfin und flüsterte ihr zu:

„Es ist geschehen."

Die Gräfin konnte sich eines kleinen Freudenschreis nicht erwehren.

„Nun, was gibt es denn?" fragte Ludwig **XV.**

„Nichts, Sire; ich bin nur glücklich, sie wieder zu sehen."

„Und ich auch. Guten Morgen, kleine Chon, guten Morgen."

„Erlaubt Eure Majestät, daß ich ein paar Worte mit meiner Schwester spreche?" sagte Chon.

„Sprich immerhin, mein Kind. Mittlerweile werde ich Sartines fragen, woher Du kommst."

„Sire," versetzte Herr von Sartines, der dieser Frage ausweichen wollte, „Eure Majestät geruhe mir einen Augenblick zu bewilligen."

„Warum?"

„Um über Dinge von der höchsten Wichtigkeit zu sprechen."

„Oh! ich habe sehr wenig Zeit, Herr von Sartines," sagte Ludwig **XV.**, zum Voraus gähnend.

„Sire, nur zwei Worte."

„Worüber?"

„Ueber diese Seher, über diese Erleuchteten, über diese Wunderkrämer."

„Bah! es sind Charlatans. Gebt ihnen Gauklerpatente, und sie werden nicht mehr zu fürchten sein."

„Sire, ich wage es, gegen Eure Majestät zu behaupten, daß die Lage der Dinge ernster ist, als Sie glauben. Jeden Augenblick werden neue Maurerlogen eröffnet. Sire, es ist bereits nicht mehr eine Gesellschaft, sondern eine Secte, eine Secte, mit der sich alle Feinde der Monarchie verbinden: die Ideologen, die Encyklopädisten, die Philosophen. Man hat Herrn von Voltaire unter großen Feierlichkeiten aufgenommen."

„Er stirbt."

„Er, o nein, Sire, er ist nicht so einfältig."

„Er hat gebeichtet."

„Das ist eine List."

„In einem Capuzinergewande."

„Das ist eine Gottlosigkeit. Sire, Alles dies bewegt sich, schreit, spricht, verbindet sich, correspondirt, intriguirt, droht. Einige Worte, welche unbehutsamen Brüdern entschlüpft sind, deuten sogar an, daß sie einen Führer erwarten."

„Wohl, Sartines, wenn dieser Führer gekommen ist, nehmen Sie ihn fest, werfen ihn in die Bastlille, und Alles ist abgemacht."

„Sire, diese Leute haben viele Mittel."

„Sollten Sie weniger haben, Sie, der Polizeilieutenant eines großen Königreichs?"

„Sire, man hat von Eurer Majestät die Austreibung der Jesuiten erwirkt; man hätte die der Philosophen fordern sollen."

„Gehen Sie, das sind abermals Ihre Federnschneider."

„Sire, es sind gefährliche Federn, die Federn, die man mit dem Messer von Damiens schneidet."

Ludwig **XV.** erbleichte.

„Diese Philosophen, welche Sie verachten..." fuhr Herr von Sartines fort.

„Nun?"

„Nun, ich sage Ihnen, sie werden die Monarchie zu Grunde richten."

„Wie viel Zeit brauchen sie hiezu, mein Herr?"

Der Polizeilieutenant schaute Ludwig **XV.** mit erstaunten Augen an und erwiederte:

„Kann ich das wissen, Sire? Fünfzehn Jahre, zwanzig Jahre, dreißig Jahre vielleicht."

„Nun, mein lieber Freund, in fünfzehn Jahren werde ich nicht mehr sein; sprechen Sie hierüber mit meinem Nachfolger," sagte Ludwig **XV.** und wandte sich gegen Madame Dubarry um.

Diese schien hierauf zu warten.

„Oh! mein Gott," rief sie mit einem schweren Seufzer, „was sagst Du mir da, Chon?"

„Ja, was sagt sie?“ fragte der König, „Ihr seht Beide sehr traurig aus.“

„Ah! Sire,“ versetzte die Gräfin, „es ist wohl Grund dazu vorhanden.“

„Sprecht, was ist geschehen?“

„Armer Bruder!“

„Armer Jean!“

„Glaubst Du wirklich, daß man ihn wird abschneiden müssen?“

„Man hofft, es werde nicht nöthig sein.“

„Was abschneiden?“ fragte Ludwig XV.

„Den Arm, Sire.“

„Dem Vicomte den Arm abschneiden! und warum dies?“

„Weil er schwer verwundet ist.“

„Schwer am Arm verwundet?“

„Oh mein Gott! ja, Sire.“

„In einem Streite, bei einem Bader, in einem Spielhause! ...“

„Nein, Sire, auf der Landstraße.“

„Aber wie ist das gekommen?“

„Es ist ganz einfach dadurch gekommen, daß man ihn ermorden wollte.“

„Ah! armer Vicomte,“ rief Ludwig XV., der die Leute sehr wenig beklagte, aber vortrefflich die Miene anzunehmen wußte, als beklagte er sie; „ermordet! Ah! das ist sehr ernst, sprechen Sie, Sartines.“

Viel weniger unruhig, als dies der König dem Anscheine nach war, aber in Wirklichkeit viel mehr bewegt als dieser, näherte sich Herr von Sartines den zwei Schwestern und fragte ängstlich:

„Ist es möglich, daß sich ein solches Unglück zugetragen hat, meine Damen?“

„Leider ja, mein Herr, es ist möglich,“ sprach Chon ganz thränenreich.

„Ermordet! ... Und wie dies?“

„In einem Hinterhalt.“

„In einem Hinterhalt! . . . Ah! Sartines," rief der König, „mir scheint, das gehört zu Ihrem Ressort."

„Erzählen Sie uns das, Madame," sagte Herr von Sartines, „doch ich bitte Sie, lassen Sie die Dinge nicht durch Ihre gerechte Entrüstung übertreiben. Wir werden strenger sein, wenn wir gerechter sind, und von Nahem und kalt gesehen, verlieren die Thatsachen oft von ihrem Ernste."

„Oh! man hat es mir nicht gesagt," rief Chon, „ich habe die Sache mit meinen eigenen Augen gesehen."

„Nun, was hast Du gesehen, große Chon?" fragte der König.

„Ich habe gesehen, wie sich ein Mann auf meinen Bruder warf, ihn den Degen in die Hand zu nehmen zwang und schwer verwundete."

„War dieser Mann allein?" fragte Herr von Sartines.

„Durchaus nicht, er hatte sechs Andere bei sich."

„Der arme Vicomte!" sagte der König und schaute dabei beständig die Gräfin an, um genau den Grad ihres Kummers zu ermitteln und den seinigen darnach zu regeln. „Armer Vicomte! genöthigt, sich zu schlagen."

Er sah in den Augen der Gräfin, daß sie keines Wegs scherzte.

„Und verwundet," fügte er mit kläglichem Tone bei.

„Wodurch ist dieser Streit entstanden?" fragte der Polizeilieutenant, der die Wahrheit in den Ausweichungen zu erhaschen suchte, welche Chon machte, um ihm zu entgehen.

„Auf die frivolste Weise, mein Herr, wegen einiger Postpferde, die man dem Vicomte streitig machte, während dieser Eile hatte, mich zu meiner Schwester zurückzuführen, der ich diesen Morgen einzutreffen versprochen."

„Ah! das schreit nach Rache," sagte der König, „nicht wahr, Sartines?"

„Ich glaube wohl, Sire, und werde Erkundigungen einziehen," antwortete der Polizeilieutenant. „Der Name des Angreifers, wenn es beliebt? seine Eigenschaft, sein Stand?"

„Sein Stand? Es war ein Militär, ein Officier

von den Dauphin-Gendarmen, wie ich glaube. Was seinen Namen betrifft ... er heißt Baverney, Faverney, Taverney; ja, so ist es, Taverney."

„Madame, er wird morgen in der Bastille schlafen," sprach Herr von Sartines.

„O nein!" sagte die Gräfin, welche bis jetzt das diplomatischste Stillschweigen beobachtet hatte, „o nein!"

„Wie so, o nein?" versetzte der König. „Ich bitte, warum sollte man den Burschen nicht einkerkern? Sie wissen, daß mir die Militäre unerträglich sind."

„Und ich, Sire," wiederholte die Gräfin mit derselben Sicherheit, „ich sage Ihnen, daß man dem Menschen, der Herrn Dubarry ermordet hat, nichts thun wird."

„Ah, bei Gott! Gräfin, das ist sonderbar," rief Ludwig **XV**; „ich bitte, erklären Sie mir das."

„Das ist sehr leicht. Es wird ihn Jemand vertheidigen."

„Wer ist dieser Jemand?"

„Derjenige, auf dessen Eingebung er gehandelt hat."

„Dieser Jemand wird ihn gegen uns vertheidigen? Oh! oh! was Sie da sagen, ist stark, Gräfin."

„Madame," stammelte Herr von Sartines, der den Streich kommen sah und vergebens eine Parade dagegen suchte.

„Gegen Sie, ja gegen Sie, und es gibt keine oh! oh! Sind Sie der Gebieter?"

Der König fühlte den Streich, den Herr von Sartines hatte kommen sehen, und umpanzerte sich.

„Ah! gut," sagte er, „wir werfen uns auf das Gebiet der Staatsraison und suchen für ein armseliges Duell Gründe aus der andern Welt."

„Ei! Sie sehen wohl," sagte die Gräfin, „sie verlassen mich bereits und die Ermordung von vorhin ist nur noch ein Duell, nun, da Sie vermuthen, woher die Sache kommt."

„Gut! sind wir hiebei," sagte Ludwig **XV**., während er den Hahnen an dem Brunnen rehte, der zu spielen

anfing und die Vögel singen, die Fische schwimmen, die Mandarine heraustreten ließ.

„Sie wissen nicht, woher der Schlag kommt?" fragte die Gräfin, und zerrte dabei Zamore, der zu ihren Füßen lag, an den Ohren.

„Meiner Treue, nein," antwortete Ludwig XV.

„Sie vermuthen es auch nicht?"

„Ich schwöre Ihnen. Und Sie, Gräfin?"

„Nun, ich weiß es, und will es Ihnen sagen, und werde Ihnen nichts Neues mittheilen, das bin ich überzeugt."

„Gräfin! Gräfin!" rief Ludwig XV., der seine Würde wieder zu gewinnen suchte, „wissen Sie, daß Sie einen König Lügen strafen?"

„Sire, es ist wahr, ich bin vielleicht etwas lebhaft; doch wenn Sie glauben, ich werde Herrn von Choiseul meinen Bruder umbringen lassen ..."

„Gut, es ist also Herr von Choiseul," versetzte der König mit einem Stimmausbruch, als hätte er diesen Namen nicht erwartet, den er seit zehn Minuten in dem Gespräche erscheinen zu sehen befürchtete.

„Ah, bei Gott! Sire, wenn Sie hartnäckig nicht sehen wollen, daß er mein grausamster Feind ist, Sire, so sehe ich es doch, und zwar ganz klar, denn er gibt sich nicht einmal die Mühe, den Haß, den er gegen mich hegt, zu verbergen."

„Vom Hassen der Leute bis zum Ermorden ist es weit, liebe Gräfin."

„Bei den Choiseul berühren sich alle Dinge."

„Ah! liebe Freundin, abermals Staatsraison."

„Mein Gott! mein Gott! ist das nicht zum Rasendwerden, Herr von Sartines?"

„Nein, denn das, was Sie glauben ..."

„Ich glaube nur, daß Sie mich nicht vertheidigen, und ich sage sogar, daß Sie mich verlassen," rief die Gräfin voll Heftigkeit.

„Oh! ärgern Sie sich nicht, Gräfin," sprach Lud-

wig XV. „Sie sollen nicht nur nicht verlassen, sondern sogar vertheidigt sein, und zwar so gut ..."

„So gut!"

„So gut, daß es dem Angreifer des armen Jean theuer zu stehen kommen wird."

„Ja, so ist es, man zerbricht das Instrument und drückt die Hand."

„Ist es nicht gerecht, sich an denjenigen zu halten, welcher den Schlag ausgeführt hat, an Herrn von Taverney?"

„Es ist allerdings gerecht, aber nur gerecht; was Sie für mich thun, würden Sie für den ersten Kaufmann der Rue Saint-Honoré thun, den ein Soldat im Schauspiel schlüge. Ich sage Ihnen, ich will nicht behandelt sein wie alle Welt. Wenn Sie für diejenigen, welche Sie lieben, nicht mehr thun, als für die Gleichgültigen, so ziehe ich die Einsamkeit und Dunkelheit der letzteren vor: sie haben wenigstens keine Feinde, von denen sie ermordet werden."

„Ah! Gräfin, Gräfin," sprach Ludwig XV. mit traurigem Ton, „ich bin zufällig so heiter, so glücklich, so zufrieden aufgestanden, und nun verderben Sie mir meinen schönen Morgen!"

„Das ist bei Gott anbetungswürdig. Ich habe also einen schönen Morgen, ich, deren Familie man niedermetzelt."

Trotz der innern Furcht, welche dem König der um ihn her tosende Sturm einflößte, konnte er sich eines Lächelns bei dem Worte niedermetzeln nicht erwehren.

Die Gräfin stand wüthend auf und rief:

„Ah! so beklagen Sie mich?"

„La, la, la, ärgern Sie sich nicht."

„Aber ich will mich ärgern."

„Sie haben Unrecht; Sie sind entzückend, wenn Sie lächeln, während Sie der Zorn häßlich macht."

„Was liegt mir daran, brauche ich schön zu sein, da ich trotz meiner Schönheit Intriguen geopfert werde?"

„Stille, Gräfin."

„Nein, wählen Sie zwischen mir und Ihrem Choiseul."

„Liebe Schöne, es ist mir unmöglich, zu wählen, Ihr seid mir Beide nothwendig."

„Dann ziehe ich mich zurück."

„Sie?"

„Ja, ich überlasse das Feld meinen Feinden. Oh! ich werde vor Kummer sterben, aber Herr von Choiseul ist dann befriedigt, und das wird Sie trösten."

„Nun! ich schwöre Ihnen, Gräfin, daß er Ihnen nicht im Geringsten grollt, und daß er Sie in seinem Herzen trägt. Es ist im Ganzen ein galanter Mann," fügte der König mit einer Betonung bei, daß Herr von Sartines die letzten Worte wohl hören mußte.

„Ein galanter Mann? Sie bringen mich in Verzweiflung, Sire. Ein galanter Mann, der die Leute ermorden läßt!"

„Oh! wir wissen noch nicht," versetzte der König.

„Und dann," wagte der Polizeilieutenant zu bemerken, „ein Streit zwischen Leuten vom Degen ist so piquant, so natürlich!"

„Ah! ah!" versetzte die Gräfin, „und Sie auch, Herr von Sartines?"

Der Lieutenant begriff den Werth dieses tu quoque und wich vor dem Zorne der Gräfin zurück.

Es trat ein Augenblick dumpfen, drohenden Stillschweigens ein.

„Sie sehen, Chon," sagte der König unter dieser allgemeinen Bestürzung, „Sie sehen, das ist Ihr Werk."

Chon schlug mit einer heuchlerischen Traurigkeit die Augen nieder.

„Der König wird vergeben," sprach sie, „wenn der Schmerz der Schwester den Sieg über die Seelenstärke der Unterthanin davongetragen hat."

„Gutes Stück! . . ." murmelte der König. „Keinen Groll, Gräfin."

„Oh! nein, Sire, ich habe keinen Groll. . .. Ich gehe nur nach Luciennes und von Luciennes nach Boulogne."

„Am Meer?" fragte der König.

„Ja, Sire, ich verlasse ein Land, wo der Minister dem König bange macht.“

„Madame!“ rief Ludwig XV. verletzt.

„Wohl, Sire, erlauben Sie mir, daß ich mich entferne, um mich nicht länger gegen die Eurer Majestät schuldige Achtung zu verfehlen.“

Die Gräfin stand auf und beobachtete aus einem Augenwinkel die Wirkung, welche ihre Bewegung hervorbrachte.

Ludwig XV. stieß einen Müdigkeitsseufzer aus, einen Seufzer, welcher bedeutete:

„Ich langweile mich bedeutend hier.“

Chon errieth den Sinn des Seufzers und begriff, daß es für ihre Schwester gefährlich wäre, den Streit weiter zu treiben.

Sie hielt ihre Schwester am Rocke zurück, ging auf den König zu und sprach:

„Sire, die Liebe meiner Schwester für den armen Vicomte hat sie zu weit fortgerissen. Ich habe den Fehler begangen und meine Sache ist es, ihn wieder gut zu machen. Ich stelle mich in den Rang der demüthigsten Unterthanen Seiner Majestät, ich fordere Gerechtigkeit für meinen Bruder; ich klage Niemand an: die Weisheit des Königs wird zu unterscheiden wissen.“

„Ei mein Gott! Gerechtigkeit ist Alles, was ich verlange, ja, doch die Gerechtigkeit muß gerecht sein. Wenn ein Mensch ein Verbrechen nicht begangen hat, so werfe man ihm dieses Verbrechen nicht vor; hat er es begangen, so bestrafe man ihn.“

Während er diese Worte sprach, schaute Ludwig XV. die Gräfin an und suchte, wo möglich die Brocken des freudigen Morgens, den er sich versprochen und der nun auf eine so traurige Weise endigte, wieder zu erhaschen.

Die Gräfin war so gut, daß sie Mitleid mit der Unthätigkeit des Königs hatte, die ihn überall, ausgenommen bei ihr, traurig und gelangweilt machte.

Sie wandte sich halb um, denn sie hatte bereits auf

die Thüre zuzuschreiten angefangen, und sprach mit einer anbetungswürdigen Resignation:

„Verlange ich etwas Anderes? aber man weise meinen Verdacht nicht zurück, wenn ich ihn äußere."

„Ihr Verdacht ist mir heilig, Gräfin," rief der König; „er verwandle sich ein wenig in Gewißheit, und Sie werden sehen. Doch ich bedenke, es gibt ein einfaches Mittel."

„Welches, Sire?"

„Man rufe Herrn von Choiseul hierher."

„Oh! Eure Majestät weiß wohl, daß er nie kommt. Er verachtet es, in das Gemach der Freundin des Königs einzutreten. Seine Schwester ist nicht wie er; ihr wäre nichts lieber."

Der König lachte.

„Herr von Choiseul äfft den Herrn Dauphin nach," fuhr die Gräfin ermuthigt fort. „Man will sich nicht gefährden."

„Der Herr Dauphin ist ein Frommer, Gräfin."

„Und Herr von Choiseul ein Heuchler, Sire."

„Ich sage Ihnen, liebe Freundin, Sie werden das Vergnügen haben, ihn hier zu sehen, denn ich rufe ihn hierher. Es geschieht im Staatsdienst, er muß kommen, und wir veranlassen ihn, sich in Gegenwart von Chon, welche Alles gesehen hat, zu erklären. Wir confrontiren, wie man im Justizpalaste sagt, nicht wahr, Sartines? Man hole mir Herrn von Choiseul."

„Und mir bringe man meinen Sapajou *), Dorée; meinen Sapajou! meinen Sapajou!" rief die Gräfin.

Bei diesen Worten, welche an die im Ankleidezimmer beschäftigte Kammerfrau gerichtet waren und sehr gut im Vorzimmer gehört werden konnten, da sie gerade in dem Augenblick ausgesprochen wurden, wo sich die Thüre vor dem nach Herrn von Choiseul abgeschickten Huissier öffnete, antwortete eine heisere, schnarrende Stimme:

---

*) Ein amerikanischer Affe.

„Der Sapajou der Frau Gräfin muß ich sein; ich erscheine, ich eile, hier bin ich."

Und man sah einen kleinen Buckeligen eintreten, der mit der größten Pracht gekleidet war.

„Der Herzog von Tresmes!" sprach die Gräfin ärgerlich; „ich habe Sie nicht rufen lassen."

„Sie haben nach Ihrem Sapajou verlangt, Madame," sagte der Herzog, indem er sich vor dem König, der Gräfin und Herrn von Sartines verbeugte, „und da ich keinen häßlicheren Affen unter den Höflingen erblickte, so lief ich herbei."

Und hiebei lachte der Herzog und zeigte so lange Zähne, daß sich die Gräfin ebenfalls des Lachens nicht erwehren konnte.

„Werde ich bleiben?" fragte der Herzog, als wäre dies die Gunst gewesen, nach der er sein ganzes Leben gestrebt hätte.

„Fragen Sie den König, er ist hier Gebieter, mein Herr Herzog."

Der Herzog wandte sich mit flehender Miene an den König.

„Bleiben Sie, Herzog, bleiben Sie," sagte der König, entzückt, die Zerstreuungen um sich her häufen zu können.

In diesem Augenblick öffnete der Huissier vom Dienst die Thüre.

„Ah!" sprach der König mit einer leichten Wolke des Aergers, „ist es schon Herr von Choiseul?"

„Nein, Sire," antwortete der Huissier, „es ist Monseigneur der Dauphin, der Eure Majestät zu sprechen wünscht."

Die Gräfin machte einen Freudensprung, denn sie glaubte, der Dauphin wolle sich ihr nähern. Aber Chon, die an Alles dachte, runzelte die Stirne.

„Nun, wo ist der Herr Dauphin?" fragte der König ungeduldig.

„Bei Seiner Majestät. Der Herr Dauphin wartet, bis Seine Majestät in ihre Gemächer zurückkehrt."

„Ich soll nun einmal nie einen Augenblick Ruhe haben,“ murrte der König.

Doch plötzlich begriff er, daß die von dem Dauphin verlangte Audienz ihm wenigstens für den Augenblick die Scene mit Herrn von Choiseul ersparte, besann sich eines Andern und sprach:

„Ich komme, ich komme. Adieu, Gräfin. Sie sehen, wie unglücklich ich bin, Sie sehen, wie man mich martert.“

„Eure Majestät geht in dem Augenblick, wo Herr von Choiseul kommt?“ rief die Gräfin.

„Was wollen Sie? der erste Sklave ist der König. Ah! wenn die Herren Philosophen wüßten, was es heißt, König, und besonders König von Frankreich zu sein.“

„Bleiben Sie doch, Sire.“

„Oh! ich kann den Dauphin nicht warten lassen. Man behauptet schon, ich liebe nur meine Töchter.“

„Aber was soll ich Herrn von Choiseul sagen?“

„Sagen Sie ihm, er möge mich in meinen Gemächern aufsuchen, Gräfin.“

Und um jede Bemerkung kurz abzuschneiden, küßte er der vor Zorn zitternden Gräfin die Hand und verschwand in aller Hast, wie es seine Gewohnheit war, so oft er die Frucht einer durch sein Verschieben und seine bürgerliche Schlauheit gewonnenen Schlacht zu verlieren glaubte.

„Oh! er entgeht uns abermals,“ rief die Gräfin und schlug vor Aerger ihre Hände zusammen.

Doch der König hörte diesen Ausruf nicht mehr. Die Thüre war bereits hinter ihm geschlossen, und er durchschritt das Vorzimmer mit den Worten:

„Treten Sie ein, meine Herren, treten Sie ein. Die Gräfin will Sie empfangen. Nur werden Sie dieselbe sehr traurig über den Unfall finden, der dem armen Jean begegnet ist.“

Die Höflinge schauten sich erstaunt an. Sie wußten nicht, welcher Unfall dem Vicomte widerfahren sein konnte. Viele hofften, er wäre todt.

Sie richteten ihre Gesichter nach den Umständen. Die

Freudigsten machten sich zu den Traurigsten und sie traten ein.

XXV.

Die Salle des Pendules.

In einem weiten Saale des Palastes von Versailles, den man die Salle des Pendules nennt, schritt ein junger Mann mit rosiger Gesichtsfarbe, sanften Augen und etwas gemeinem Gange, die Arme hängend, den Kopf gebeugt, auf und ab.

Auf seiner Brust funkelte, hervorgehoben durch den violetten Sammet seines Kleides, ein Stern von Diamanten, während das blaue Band auf seine Hüfte herabfiel und mit dem Kreuze, das es trug, eine mit Silber gestickte, weiße Atlaßweste zerknitterte.

Niemand hätte dieses zugleich ernste und gute, majestätische und lachende Profil zu mißkennen vermocht, das den charakteristischen Typus der Bourbonen der ersten Linie bildete und dessen zugleich lebhaftester und übertriebenster Ausdruck der junge Mann war, den wir unsern Lesern vor Augen führen; nur hätte man, wenn man die seit Ludwig **XIV.** und Anna von Oesterreich vielleicht entartende Fortpflanzung dieser edlen Gesichter sah, glauben sollen, derjenige, von welchem wir sprechen, könne seine Züge nicht an einen Erben übertragen, ohne eine gewisse Veränderung des ursprünglichen Typus, ohne daß sich die angeborene Schönheit dieses Typus, dessen letzte gute Probe er war, in ein Gesicht mit überladenen Zügen verwandelte, ohne endlich, daß die Zeichnung eine Caricatur würde.

Ludwig August, Herzog von Berry, Dauphin von Frankreich, nachmals Ludwig **XVI.**, hatte eine längere und adlerartigere Nase, als die Männer seines Stammes, seine leicht gedrückte Stirne fiel noch mehr zurück als die von Ludwig **XV.** und das Doppelkinn seines Großvaters hatte sich bei ihm so stark ausgeprägt, daß das Kinn, ob-

gleich er damals noch mager war, bereits ungefähr ein Drittheil seines Gesichtes einnahm.

Dabei war sein Gang langsam und unbeholfen; wenn auch gut gewachsen, schien er doch in der Bewegung der Beine und Schultern gehemmt. Nur seine Arme und besonders seine Finger hatten die Thätigkeit, die Behendigkeit, die Kraft und so zu sagen jene Physiognomie, welche bei Andern auf die Stirne, auf den Mund und in die Augen geschrieben ist.

Der Dauphin ging also stillschweigend in dem Saale auf und ab, in welchem acht Jahre früher Ludwig XV. Frau von Pompadour den Spruch des Parlaments, der die Jesuiten aus dem Königreich verbannte, übergeben hatte, und während er auf- und abging, träumte er.

Endlich war er aber müde, zu warten, oder vielmehr an das zu denken, was ihn beschäftigte, und er betrachtete abwechselnd die Pendeluhren und belustigte sich wie Karl V. damit, daß er die stets unbesiegbaren Verschiedenheiten beobachtete, welche die regelmäßigsten Uhren unter sich beibehalten . . . eine bizarre, aber scharf ausgedrückte Kundgebung der Ungleichheit der materiellen, von der Hand des Menschen geregelten oder nicht geregelten Dinge.

Er blieb bald vor der großen Uhr stehen, welche damals, wie heut zu Tage, ihren Standpunkt im Hintergrunde des Saales hatte und durch eine geschickte mechanische Zusammensetzung die Tage, die Monate, die Jahre, die Wandlungen des Mondes, den Lauf der Planeten, kurz Alles das bezeichnet, was diese andere noch viel überraschendere Maschine, die man den Menschen nennt, in der stufenweisen Bewegung ihres Lebens gegen den Tod interessirt.

Der Dauphin schaute als Liebhaber diese Pendeluhr an, die er stets bewundert, und neigte sich bald rechts, bald links, um dieses oder jenes Räderwerk zu untersuchen, dessen Zähne, so scharf wie feine Nadeln, in eine andere, noch feinere Feder eingriffen. Hatte er die Uhr von der Seite betrachtet, so fing er wieder an, sie von vorne zu be-

schauen und mit dem Auge dem Gange der raschen Nadel zu folgen, welche über die Sekunden glitt, wie jene Wasserfliegen, die über die Teiche und Brunnen mit ihren langen Füßen hinlaufen, ohne den flüchtigen Krystall, auf dem sie sich unabläßig bewegen, nur im Geringsten zu runzeln.

Von dieser Betrachtung zur Erinnerung an die abgelaufene Zeit war es nicht weit. Es fiel dem Dauphin ein, daß er seit vielen Sekunden wartete. Allerdings war eine große Anzahl verlaufen, ohne daß er es gewagt hatte dem König sagen zu lassen, er warte. Plötzlich blieb der Zeiger, auf den der junge Prinz seine Augen geheftet hatte, stille stehen.

In demselben Augenblick unterbrachen die messingenen Räder wie durch einen Zauber ihren gemessenen Kreislauf, die stählernen Achsen ruhten in ihren Rubinlöchern und ein tiefes Stillschweigen trat in dieser Maschine ein, in der kurz zuvor noch Lärmen und Bewegung stattgefunden. Keine Stöße, kein Schaukeln, kein Leben der Glöckchen, kein Lauf der Zeiger und der Räder mehr.

Die Maschine stand stille, die Pendeluhr war todt.

War irgend ein Sandkorn, so zart wie ein Atom, in den Zahn eines Rades gefallen, oder war es ganz einfach der Geist dieser wunderbaren Maschine, der, der ewigen Bewegung müde, nun ausruhte?

Bei dem Anblicke dieses plötzlichen Todes vergaß der Dauphin, warum er gekommen war und seit einiger Zeit wartete; er vergaß besonders, daß die Stunde nicht durch die Stöße eines sonoren Schwängels in die Ewigkeit geschleudert, oder auf dem Abhange der Zeit durch die Hemmung eines metallenen Gehwerks zurückgehalten wird, sondern vielmehr auf der ewigen Uhr, die den Welten vorhergegangen, und diese überleben muß, durch den ewigen und unveränderlichen Finger des Allmächtigen bezeichnet worden ist.

Er fing nun damit an, daß er die krystallene Thüre der Pagode öffnete, worin der Geist schlief, und streckte

seinen Kopf in das Innere der Pendeluhr, um hier schärfer zu sehen.

Aber er wurde bei seiner Beobachtung von Anfang durch den großen Schwängel gehemmt.

Dann schlüpfte er zart mit seinen so gewandten Fingern durch die messingene Oeffnung und machte den Schwängel los.

Das war nicht genug; der Dauphin mochte immerhin nach allen Seiten schauen, die Ursache dieser Lethargie blieb seinen Augen unsichtbar.

Der Prinz dachte nun, der Uhrmacher des Schlosses habe die Pendeluhr aufzuziehen vergessen und diese sei auf eine natürliche Weise stehen geblieben. Er nahm den an dem Sockel hängenden Schlüssel und fing an. die Uhr mit der Geschicklichkeit eines geübten Mannes aufzuziehen. Aber nach Verlauf von drei Drehungen mußte er anhalten, was zum Beweis diente, daß der Mechanismus einem unbekannten Anhalte unterworfen war, und das Werk functionirte, obgleich gespannt, nicht weiter.

Der Dauphin zog aus seiner Tasche ein kleines Radirmesser von Schildpatt mit stählerner Klinge und gab mit dem Ende dieser Klinge einem Rade den Impuls. Das Räderwerk knarrte nun eine Sekunde lang und blieb dann abermals stehen.

Die Krankheit der Pendeluhr wurde ernst.

Ludwig fing nun an mit der Spitze seines Radirmessers mehrere Stücke herauszuheben, deren Schrauben er sorgfältig auf einem Tischchen ausbreitete.

Sein Eifer riß ihn immer weiter fort und er zerlegte die complicirte Maschine und untersuchte ihre geheimsten, verborgensten Winkel.

Plötzlich stieß er einen Freudenschrei aus, er entdeckte, daß eine Druckschraube, in ihrer Spirale spielend, eine Feder losgelassen und das bewegende Rad angehalten hatte.

Er fing nun an, die Schraube festzumachen.

Dann steckte er, ein Rad in der linken Hand, sein

Radirmesser in der rechten, den Kopf wieder in das Gehäuse.

So weit war er in seiner Arbeit, ganz in die Betrachtung des Mechanismus versunken, als die Thüre sich öffnete und eine Stimme ausrief:

„Der König!"

Doch Ludwig hörte nichts, als das melodische Ticktack, das unter seiner Hand geboren wurde, wie das Schlagen eines Herzens, welches ein geschickter Arzt dem Leben zurückgibt.

Der König schaute nach allen Seiten, ohne Anfangs den Dauphin zu gewahren, von dem man nur die Beine sehen konnte, denn sein Rumpf war in der Pendeluhr verborgen und der Kopf in der Oeffnung verloren.

Er näherte sich lächelnd und schlug seinen Enkel auf die Schulter.

„Was Teufels machst Du da?" fragte er ihn.

Ludwig zog sich hastig zurück, jedoch mit aller erforderlichen Vorsicht, um nichts an dem schönen Geräthe zu beschädigen, dessen Wiederherstellung er unternommen hatte.

„Sire, Eure Majestät sieht es," sprach der junge Mann vor Scham erröthend, daß man ihn bei einer solchen Beschäftigung ertappt hatte, „ich belustigte mich in Erwartung Ihrer Ankunft."

„Ja, mit der Mißhandlung meiner Pendeluhr. Eine schöne Belustigung!"

„Im Gegentheil, Sire, ich stellte sie wieder her. Das Hauptrad arbeitete nicht mehr, es war gehemmt durch die Schraube, welche Eure Majestät hier sieht. Ich befestige die Schraube und die Uhr geht nun wieder."

„Aber Du wirst Dich dadurch, daß Du hineinschaust, blind machen. Nicht um alles Geld der Welt würde ich meinen Kopf in ein solches Wespennest stecken."

„O nein, Sire. Ich verstehe die Sache. Die bewunderungswürdige Uhr, welche mir Eure Majestät an dem Tage, wo ich vierzehn Jahre alt wurde, geschenkt

hat, lege ich aus einander, setze ich wieder zusammen und reinige ich gewöhnlich."

„Es mag sein, doch laß Deine Mechanik für den Augenblick ruhen. Du willst mit mir sprechen?"

„Ich, Sire?" versetzte der junge Mann erröthend.

„Allerdings, da Du mir hast sagen lassen, Du erwartest mich."

„Das ist wahr, Sire," sprach der Dauphin und schlug die Augen nieder.

„Nun! was wolltest Du von mir, antworte? Wenn Du mir nichts zu sagen hast, so gehe ich nach Marly ab."

Und schon suchte Ludwig **XV.**, seiner Gewohnheit gemäß, zu entschlüpfen.

Der Dauphin legte sein Radirmesser und sein Räderwerk auf einen Lehnstuhl, was andeutete, daß er dem König wirklich etwas von Bedeutung zu sagen hatte, da er das wichtige Geschäft, in welchem er begriffen war, unterbrach.

„Brauchst Du Geld?" fragte rasch der König, „wenn dies der Fall ist, warte, ich werde Dir schicken."

Und Ludwig **XV.** machte abermals einen Schritt gegen die Thüre.

„O nein, ich habe noch tausend Thaler von der Pension des laufenden Monats."

„Was für ein Haushälter!" rief der König, „wie gut hat ihn mir Herr de la Vauguyon erzogen. In der That, ich glaube er hat ihm alle Tugenden beigebracht, die ich nicht besitze."

Der junge Mann machte eine heftige Anstrengung gegen sich selbst und sprach:

„Sire, ist die Frau Dauphine noch sehr fern?"

„Weißt Du das nicht so gut wie ich?"

„Ich?" fragte der Dauphin verlegen.

„Allerdings; man hat uns gestern das Reisebulletin vorgelesen; sie sollte letzten Montag durch Nancy kommen und muß nun ungefähr fünf und vierzig Lieues von Paris entfernt sein."

„Sire," fuhr der Dauphin fort, „findet Eure Majestät nicht, daß die Frau Dauphine sehr langsam reist?"

„Nein, nein," sprach Ludwig **XV.**, „ich finde im Gegentheil, daß sie für eine Frau, und in Betracht aller der Feste, der Empfangsfeierlichkeiten, sehr schnell reist; sie macht wenigstens zehn Lieues alle zwei Tage, einen in den andern gerechnet."

„Sire, das ist sehr wenig," versetzte schüchtern der Dauphin.

König Ludwig **XV.** ging von einem Erstaunen zum andern bei der Offenbarung dieser Ungeduld über, von der er keine Ahnung gehabt hatte.

„Ah bah!" machte er mit einem spöttischen Lächeln, „Du hast also große Eile?"

Der Dauphin erröthete noch mehr als zuvor und stammelte:

„Ich versichere Sie, Sire, es ist nicht der Grund, den Eure Majestät voraussetzt."

„Desto schlimmer; ich wollte, es wäre dieser Grund. Was Teufels! Du bist sechzehn Jahre alt; man sagt, die Prinzessin sei hübsch, und es ist wohl erlaubt, ungeduldig zu werden. Sei ruhig, Deine Dauphine wird kommen."

„Sire, könnte man die Ceremonien auf dem Wege nicht etwas abkürzen?" fuhr der Dauphin fort.

„Unmöglich. Sie ist bereits ohne anzuhalten durch mehrere Städte gefahren, wo sie hätte verweilen sollen."

„Das wird also ewig währen. Und dann glaube ich Eines, Sire," äußerte der Dauphin schüchtern.

„Was glaubst Du? sprich, laß hören."

„Ich glaube, daß der Dienst schlecht versehen wird, Sire."

„Wie? welcher Dienst?"

„Der Reisedienst."

„Gehe doch! ich habe dreißigtausend Pferde, dreißig Carrossen, sechzig Fourgons und ich weiß nicht wie viele Caissons auf den Weg geschickt; würde man Caissons, Fourgons, Carrossen und Pferde in einer Linie an einan=

der stellen, so ginge es von Paris bis Straßburg. Wie kannst Du glauben, bei allen diesen Mitteln werde der Dienst schlecht versehen?"

„Wohl, Sire, trotz aller Güte Eurer Majestät habe ich beinahe die Gewißheit von dem, was ich sage; nur bediente ich mich vielleicht eines ungeeigneten Ausdrucks und hätte, statt zu sagen, der Dienst werde schlecht versehen, sagen sollen, der Dienst sei schlecht organisirt."

Der König erhob bei diesen Worten das Haupt und heftete seine Augen auf die des Dauphin, er fing an zu begreifen, daß sich viele Dinge unter den wenigen Worten verbargen, welche Seine Königliche Hoheit ausgesprochen.

„Dreißigtausend Pferde," wiederholte der König, „dreißig Carrossen, sechzig Fourgons, zwei Regimenter zu diesem Dienst verwendet. ... Ich frage Dich, mein Herr Gelehrter, hast Du je eine Dauphine in Frankreich mit einem solchen Geleite einziehen sehen?"

„Ich gestehe, Sire, die Sachen sind königlich gemacht, und so wie sie Eure Majestät zu machen weiß; doch hat Eure Majestät auch eingeschärft, daß diese Pferde, diese Carrossen, kurz dieses ganze Material einzig und allein im Dienste der Dauphine und ihres Gefolges verwendet werde?"

Der König schaute Ludwig zum dritten Male an; ein unbestimmter Verdacht regte sich in seinem Innern, eine kaum faßbare Erinnerung fing an seinen Geist zu erleuchten; zugleich durchzog eine verworrene Aehnlichkeit zwischen dem, was der Dauphin sagte, und etwas Unangenehmem, das er so eben erfahren, seinen Kopf.

„Was für eine Frage!" sprach der König; „sicherlich ist Alles dies für die Frau Dauphine, und deßhalb sage ich Dir, daß sie unfehlbar sehr schnell ankommen muß; doch warum schaust Du mich so an? Laß hören," fügte er mit einem festen Tone bei, der dem Dauphin drohend erschien; „solltest Du Dich zufällig damit belustigen, meine Züge wie die Federn Deines Uhrwerks zu studiren?"

Der Dauphin, der eben den Mund öffnete, um zu sprechen, schwieg plötzlich bei dieser Anrede.

„Nun!" fuhr der König rasch fort, „es scheint mir Du hast mir nichts mehr zu sagen... wie?... Du bist zufrieden, nicht wahr? Deine Dauphine kommt, ihr Dienst wird vortrefflich versehen, Du bist reich wie Krösus durch Deine Privatkasse, das steht auf das Beste. Da Dich nun nichts mehr beunruhigt, so mache mir das Vergnügen und setze mir meine Pendeluhr wieder zusammen."

Der Dauphin rührte sich nicht.

„Weißt Du wohl, daß ich Lust habe Dir das Amt des ersten Uhrmachers vom Schlosse zu geben, wohl verstanden mit einem Gehalt?" sagte lachend Ludwig XV.

Der Dauphin neigte das Haupt und nahm, eingeschüchtert durch den Blick des Königs, wieder von dem Lehnstuhle das Radirmesser und das Rad.

Ludwig XV. erreichte mittlerweile ganz sachte die Thüre.

„Was Teufels wollte er mit seinem schlecht versehenen Dienste sagen?" sprach der König, den Dauphin anschauend, zu sich selbst. „Gut, gut, abermals eine Scene vermieden; er ist unzufrieden."

Gewöhnlich so geduldig, stampfte der Dauphin in der That mit dem Fuß auf den Boden.

„Das verschlimmert sich," murmelte Ludwig XV. lachend, „ich habe offenbar nur Zeit, zu fliehen."

Doch plötzlich fand er, als er die Thüre öffnete, auf der Schwelle Herrn von Choiseul, der sich tief verbeugte.

XXVI.

Der Hof des Königs Pétaud. *)

Ludwig XV. wich bei dem unerwarteten Anblick des neuen Schauspielers, der sich in die Scene mischte, um seinen Abgang zu verhindern, einen Schritt zurück

*) La cour du roi Pétaud, dieser Ausdruck bezeichnet im Allgemeinen einen Ort, ein Haus, wo Niemand weiß, wer Koch oder Kellner ist. Der Uebers.

„Ah! bei meiner Treue!" dachte er, „diesen hatte ich vergessen. Er sei willkommen, denn er wird für die Andern bezahlen ..."

„Ah! Sie hier!" rief er, „ich schickte nach Ihnen, Sie wissen das?"

„Ja, Sire," antwortete kalt der Minister, „ich kleidete mich eben an, um mich zu Eurer Majestät zu begeben, als mir der Befehl zukam."

„Gut. Ich habe über ernste Angelegenheiten mit Ihnen zu sprechen," fing Ludwig XV. an, indem er die Stirne runzelte, um, wenn es möglich wäre, seinen Minister einzuschüchtern.

Zum Unglück für den König war Herr von Choiseul einer von den Männern, welche sich am allerwenigsten im Königreich einschüchtern ließen.

„Und ich auch, wenn es Eurer Majestät beliebt," antwortete er sich verbeugend, „ich habe auch über sehr ernste Angelegenheiten zu sprechen."

Zu gleicher Zeit wechselte er einen Blick mit dem Dauphin, der halb hinter seiner Pendeluhr verborgen war.

Der König blieb stehen.

„Ah! gut," dachte er, „auch von dieser Seite bin ich in dem Dreieck gefangen, und nun ist es mir nicht mehr möglich, zu entkommen."

„Sie müssen wissen," sprach der König eiligst, um seinem Gegner den ersten Stoß beizubringen, „Sie müssen wissen, daß der arme Vicomte Jean beinahe ermordet worden wäre."

„Das heißt, er hat einen Degenstich in den Vorderarm bekommen. Ich bin hier, um mit Eurer Majestät über dieses Ereigniß zu sprechen."

„Ja, ich begreife, Sie eilten dem Gerücht voran."

„Ich komme den Commentaren zuvor, Sire."

„Sie kennen also diese Angelegenheit, mein Herr?" fragte der König mit bezeichnender Miene.

„Vollkommen."

„Ah!" machte der König, „das habe ich bereits von guter Hand erfahren."

Herr von Choiseul blieb unempfindlich.

Der Dauphin fuhr fort, eine Schraubenmutter zu befestigen, dabei horchte er aber mit gesenktem Kopfe und verlor kein Wort von der Unterredung.

„Ich will Ihnen nun sagen, wie sich die Sache zugetragen hat," sprach der König.

„Hält sich Eure Majestät für gut unterrichtet?" fragte Herr von Choiseul.

„Oh! was das betrifft..."

„Wir hören, Sire."

„Wir hören?" wiederholte der König.

„Allerdings, Monseigneur der Dauphin und ich."

„Monseigneur der Dauphin?" wiederholte der König, dessen Augen von dem ehrfurchtsvollen Choiseul zu dem aufmerksamen Ludwig August übergingen, „und was hat der Herr Dauphin mit dieser Zänkerei gemein?"

„Sie berührt Monseigneur, weil die Frau Dauphine bei der Sache betheiligt ist," fuhr Herr von Choiseul mit einer Verbeugung gegen den jungen Prinzen fort.

„Die Frau Dauphine ist betheiligt?" rief der König schauernd.

„Allerdings; sollten Sie das nicht wissen, Sire? Dann wäre Eure Majestät schlecht unterrichtet."

„Die Frau Dauphine und Jean Dubarry," sprach der König, „das wird interressant. Lassen Sie hören, erklären Sie sich, Herr von Choiseul, verbergen Sie mir besonders nicht das Geringste, und hätte die Dauphine Dubarry den Degenstich gegeben!"

„Sire, nicht die Frau Dauphine," erwiederte Choiseul mit gleicher Ruhe, „sondern einer von den Officieren ihrer Escorte."

„Ah!" machte der König, der nun wieder ernst wurde, „ein Officier, den sie kennen, nicht wahr, Herr von Choiseul?"

„Nein, Sire, ein Officier, den Eure Majestät kennen

muß, wenn Eure Majestät sich aller ihrer guten Diener erinnert; ein Officier dessen Namen in der Person seines Vaters bei Philippsburg, Fontenay, Mahon geklungen hat, ein Taverney-Maison-Rouge."

Der Dauphin schien diesen Namen mit der Luft des Saales einzuathmen, um ihn besser im Gedächtniß zu behalten.

„Ein Maison-Rouge!" sagte Ludwig XV., „sicherlich kenne ich das. Ei! warum hat er sich gegen Jean geschlagen, den ich liebe? Vielleicht weil ich ihn liebe... einfältige Eifersüchteleien, Anfänge von Unzufriedenheit, partielle Meuterei?"

„Sire, wird Eure Majestät die Gnade haben, zu hören?" versetzte Herr von Choiseul.

Ludwig XV. begriff, daß er kein anderes Mittel hatte, sich aus der Sache zu ziehen, als aufgebracht zu werden.

„Ich sage Ihnen, mein Herr, daß ich hierin den Keim einer Verschwörung gegen meine Ruhe, eine gegen meine Familie organisirte Verfolgung erblicke."

„Ah! Sire," entgegnete Herr von Choiseul, „verdient ein junger Mann deßhalb, weil er die Frau Dauphine, die Söhnerin Eurer Majestät vertheidigt, solche Vorwürfe?"

Der Dauphin richtete sich auf, kreuzte die Arme und sprach:

„Ich gestehe, ich bin dem jungen Manne dankbar, der sein Leben für eine Prinzessin ausgesetzt hat, welche in vierzehn Tagen meine Frau sein wird."

„Sein Leben ausgesetzt! sein Leben ausgesetzt!" stammelte der König, „aus welcher Veranlassung? darf man wohl wissen, aus welcher Veranlassung?"

„Weil es dem Herrn Vicomte Jean Dubarry, der sehr schnell reiste, in den Kopf kam, die Pferde auf der Station zu nehmen, welche die Dauphine eben erreichen sollte, und zwar ohne Zweifel, um noch schneller zu fahren."

Der König biß sich in die Lippen und wechselte die

Farbe, er erblickte im Helldunkel wie ein drohendes Gespenst die Aehnlichkeit, die ihn kurz zuvor beunruhigt hatte.

„Es ist nicht möglich, ich kenne die Sache, Sie sind schlecht unterrichtet, Herzog,“ murmelte Ludwig XV., um Zeit zu gewinnen.“

„Nein, Sire, ich bin nicht schlecht unterrichtet, und was ich Eurer Majestät zu sagen die Ehre gehabt habe, ist reine Wahrheit. Ja, der Herr Vicomte Jean Dubarry hat der Frau Dauphine die Beleidigung angethan, für sich die für ihren Dienst bestimmten Pferde zu nehmen, und er führte sie, nachdem er den Postmeister mißhandelt, bereits mit Gewalt fort, als der Herr Chevalier Philipp von Taverney, von Ihrer Königlichen Hoheit abgeschickt, ankam und nach mehreren höflichen und versöhnenden Aufforderungen . . .“

„Oh! oh!“ brummte der König.

„Und nach mehreren höflichen und versöhnenden Aufforderungen, ich wiederhole dies, Sire.“

„Ja, und ich verbürge mich dafür,“ sprach der Dauphin.

„Sie wissen das auch?“ versetzte der König von Erstaunen ergriffen.

„Vollkommen, Sire.“

Herr von Choiseul verbeugte sich strahlend und sprach:

„Will Seine Hoheit fortfahren? Seine Majestät wird ohne Zweifel mehr Zutrauen zu dem Worte ihres erhabenen Sohnes haben, als zu dem meinigen.“

„Ja, Sire,“ fuhr der Dauphin fort, ohne jedoch für die Wärme, mit der Herr von Choiseul die Erzherzogin vertheidigt hatte, alle Dankbarkeit an den Tag zu legen, welche der Minister zu erwarten berechtigt war. „Ja, Sire, ich wußte dies und war gekommen, um Euere Majestät davon in Kenntniß zu setzen, daß nicht allein Herr Dubarry die Frau Dauphine dadurch beleidigte, daß er ihrem Dienst in den Weg trat, sondern auch, daß er sich gewaltsam einem Officier meines Regiments wider-

setzte, der seine Pflicht that, indem er ihn wegen dieses Mangels an Schicklichkeit zurechtwies."

Der König schüttelte den Kopf und erwiederte:

„Das müßte man wissen, das müßte man wissen."

„Ich weiß es, Sire," sprach mit sanftem Tone der Dauphin, „für mich gibt es keinen Zweifel mehr, Herr Dubarry hat den Degen in die Hand genommen."

„Zuerst?" fragte Ludwig XV., glücklich, daß man ihm diese Chance geöffnet hatte, um den Streit auszugleichen.

Der Dauphin erröthete und schaute Herrn von Choiseul an, der dem Prinzen, als er ihn in Verlegenheit sah, schleunigst zu Hülfe kam.

„Kurz, Sire," sagte er, „der Degen wurde von zwei Männern gekreuzt, von denen der eine die Dauphine verletzte, während der andere sie vertheidigte."

„Ja, aber wer war der Angreifer?" fragte der König. „Ich kenne Jean, er ist sanft wie ein Lamm."

„Der Angreifer ist, wenigstens wie ich glaube, derjenige, welcher Unrecht gehabt hat, Sire," sprach der Dauphin mit seiner gewöhnlichen Mäßigung.

„Das ist eine delikate Sache," sagte Ludwig XV., „der Angreifer derjenige, welcher Unrecht gehabt hat... derjenige, welcher Unrecht gehabt hat ... und wenn der Officier unverschämt war?"

„Unverschämt!" rief Herr von Choiseul, „unverschämt gegen einen Menschen, der mit Gewalt die für die Dauphine bestimmten Pferde wegführen wollte! Ist das möglich, Sire?"

Der Dauphin sagte nichts, aber er erbleichte.

Ludwig XV. sah diese zwei feindseligen Stellungen.

„Lebhaft, wollte ich sagen," fügte er sich verbessernd bei.

„Und überdies," versetzte Herr von Choiseul, der diesen Schritt rückwärts benützen wollte, um einen Schritt vorwärts zu machen, „und überdies weiß Seine Majestät wohl, daß ein eifriger Diener nicht Unrecht haben kann."

„Ah ja! doch wie haben Sie dieses Ereigniß erfahren, mein Herr?“ fragte der König den Dauphin, ohne Herrn von Choiseul aus dem Gesicht zu verlieren, dem diese ungestüme Aufforderung dergestalt in die Quere kam, daß man seine Verlegenheit leicht bemerken konnte, trotz der Mühe, die er sich gab, um sie zu verbergen.

„Durch einen Brief, Sire,“ antwortete der Dauphin.

„Ein Brief, von wem?“

„Von irgend Jemand, der sich für die Frau Dauphine interessirt und es wahrscheinlich seltsam findet, daß man sie beleidigt.“

„Sieh da, abermals Mysterien, geheime Correspondenzen, Commplotte,“ rief der König. „Man fängt wieder an, sich zu verständigen, um mich zu plagen, wie zur Zeit von Frau von Pompadour.“

„Nein, nein, Sire,“ versetzte Herr von Choiseul, „es ist eine ganz einfache Sache, ein Verbrechen beleidigter Majestät. Eine gute Bestrafung wird über den Schuldigen verhängt werden, und Alles ist vorbei.“

Bei dem Worte Bestrafung sah Ludwig **XV.** die Gräfin wüthend und Chon schäumend sich erheben, er sah den Frieden des Haushalts, den er immer gesucht, ohne ihn je zu finden, entfliehen, und den inneren Krieg mit gekrümmten Nägeln und rothen, von Thränen geschwollenen Augen eintreten.

„Eine Bestrafung,“ rief er, „ohne daß ich die Parteien angehört, ohne daß ich beurtheilen kann, auf welcher Seite das gute Recht ist! Ein Staatsstreich, ein geheimer Verhaftsbefehl! Oh! was für einen schönen Vorschlag machen Sie mir da, Herr Herzog, in welch eine herrliche Geschichte verwickeln Sie mich!“

„Aber, Sire, wer wird fortan die Frau Dauphine respectiren, wenn nicht ein strenges Beispiel an der Person des Ersten gegeben wird, der sie beleidigt hat?“

„Ganz gewiß!“ fügte der Dauphin bei, „und das wäre ein Scandal, Sire.“

„Ein Beispiel, ein Scandal,“ sprach der König.

„O! bei Gott, gebt ein Beispiel für jeden Scandal, der um uns her vorgeht, und ich werde mein Leben damit hinbringen, daß ich geheime Verhaftsbefehle unterzeichne; ich unterzeichne, Gott sei Dank, so schon genug."

„Es muß sein, Sire," sagte Herr von Choiseul.

„Sire, ich bitte Eure Majestät ..." rief der Dauphin.

„Wie, Sie finden ihn noch nicht hinreichend dadurch bestraft, daß er den Degenstich bekommen hat?"

„Nein, Sire, denn er konnte Herrn von Taverney verwunden."

„Und was hätten Sie denn in diesem Fall verlangt?"

„Ich hätte seinen Kopf von Ihnen verlangt."

„Aber man hat Herrn von Montgommery nichts Schlimmeres dafür gethan, daß er König Heinrich II. getödtet," sprach Ludwig XV.

„Er tödtete den König aus Zufall, Sire, und Herr Jean Dubarry hat die Dauphine beleidigt mit der Absicht, sie zu beleidigen."

„Und Sie, mein Herr," sagte Ludwig XV., sich an den Dauphin wendend, „verlangen Sie auch den Kopf von Jean?"

„Nein, Sire, ich bin nicht für die Todesstrafe, Euere Majestät weiß es wohl," antwortete sanft der Dauphin. „Ich begnüge mich auch, die Verbannung von Ihnen zu fordern."

Der König lachte.

„Die Verbannung wegen eines Wirthshausstreites? Sie sind streng, trotz ihrer philanthropischen Ideen. Es ist nicht zu leugnen, ehe Sie Philanthrop waren, waren Sie Mathematiker, und ein Mathematiker ..."

„Euere Majestät geruhe zu vollenden ..."

„Und ein Mathematiker würde das Weltall seiner Ziffer opfern."

„Sire," sprach der Dauphin, „ich bin Herrn Dubarry nicht persönlich böse."

„Und wem sind Sie denn böse?"

„Dem Angreifer der Frau Dauphine."

„Was für ein Muster von einem Ehegatten!" rief der König ironisch. „Zum Glück macht man mich nicht so leicht an dergleichen glauben. Ich sehe, wen man hier angreift, und sehe besonders, wie weit man mich mit allen diesen Uebertreibungen führen will."

„Sire," sagte Herr von Choiseul, „glauben Sie nicht, man übertreibe; das Publikum ist in der That entrüstet über so viel Frechheit."

„Das Publikum! Ah! abermals ein Ungeheuer, das Sie sich machen, oder vielmehr, das Sie mir machen. Das Publikum, höre ich es, wenn es mir durch die tausend Zungen seiner Libellisten und seiner Phamphletschreiber, seiner Liedermacher und seiner Kabalenschmiede sagt, man bestehle, man prelle, man verrathe mich? Ei! mein Gott, nein. Ich lasse sie sprechen und lache. Machen Sie es wie ich, schließen Sie das Ohr, und wenn es des Schreiens müde ist, Ihr Publikum, so wird es nicht mehr schreien. Gut! Sie bringen mir Ihren Unzufriedenheitsgruß. Ludwig macht mir die Grimasse eines Schmollenden. Wahrlich, es ist seltsam, daß man nicht für mich thun kann, was man für den letzten Privatmann thut; daß man mich nicht will nach meinem Gefallen leben lassen; daß man unablässig haßt, was ich liebe; daß man ewig liebt, was ich hasse! Bin ich weise oder bin ich ein Narr? Bin ich der Herr, oder bin ich es nicht?"

Der Dauphin nahm sein Radirmesser und kehrte zu seiner Pendeluhr zurück.

Herr von Choiseul verbeugte sich auf dieselbe Weise wie das erste Mal.

„Gut! man antwortet mir nichts. Aber antworten Sie mir doch etwas, bei Gottes Tod! Sie wollen mich also vor Aerger sterben machen mit Ihren Redensarten und mit Ihrem Stillschweigen, mit Ihren kleinen Gehässigkeiten und mit Ihren kleinen Befürchtungen?"

„Ich hasse Herrn Dubarry nicht, Sire," sprach der Dauphin lächelnd.

„Und ich fürchte ihn nicht," sagte stolz Herr von Choiseul.

„Hört, Ihr seid alle schlimme Geister," rief der König, der den Wüthenden zu spielen suchte, während er nur ärgerlich war. „Ihr wollt, daß ich mich zur Fabel von Europa mache, daß ich mich von meinem Vetter dem König von Preußen verspotten lasse, daß ich den Hof des Königs Pétaud von diesem Schufte Voltaire verwirkliche. Ei! nein, das werde ich nicht thun. Nein! Ihr werdet diese Freude nicht haben. Ich verstehe meine Ehre auf meine Weise und werde sie auf meine Weise wahren."

„Sire," erwiederte der Dauphin mit seiner unerschöpflichen Sanftmuth, aber auch mit seiner ewigen Beharrlichkeit, „ich bitte Eure Majestät um Verzeihung, es handelt sich nicht um ihre Ehre, sondern um die Würde der Frau Dauphine, welche verletzt worden ist."

„Monseigneur hat Recht, Sire; ein Wort aus dem Munde Eurer Majestät, und Niemand wird wieder beginnen."

„Und wer sollte denn wieder beginnen? man hat noch nicht begonnen: Jean ist ein Tölpel, aber er ist nicht bösartig."

„Das mag sein," sprach Herr von Choiseul, „setzen wir das auf die Rechnung des Tölpels, und er entschuldige sich mit seiner Tölpelei bei Herrn von Taverney."

„Ich habe Ihnen bereits gesagt, daß mich Alles dies nichts angeht," rief Ludwig **XV.**; „Jean mag sich entschuldigen, das steht ihm frei; er mag sich nicht entschuldigen, das steht ihm abermals frei."

„Wird die Sache so sich selbst überlassen, so muß sie nothwendig Lärmen machen, Sire; ich habe die Ehre, Euere Majestät hievon in Kenntniß zu setzen," sagte Herr von Choiseul.

„Desto besser!" rief der König, „möchte sie so viel Lärmen machen, daß ich darüber taub würde, um alle Eure Albernheiten nicht mehr zu hören."

„Euere Majestät bevollmächtigt mich also, zu veröffentlichen, si: gebe Herrn Dubarry Recht?“ versetzte Herr von Choiseul mit seiner unstörbaren Kaltblütigkeit.

„Ich!“ rief Ludwig XV., „ich Jemand Recht geben in einer Angelegenheit, welche so schwarz ist wie Tinte! Man will mich offenbar auf das Aeußerste treiben. Oh! nehmen Sie sich in Acht, Herzog . . . Louis, schonen Sie mich um Ihrer selbst willen . . . Ich lasse Sie das, was ich Ihnen sage, überlegen, denn ich bin müde, ich bin erschöpft, ich halte es nicht mehr aus. Adieu, meine Herren, ich gehe zu meinen Töchtern und flüchte mich nach Marly, wo ich vielleicht ein wenig Ruhe haben werde, wenn Sie mir nicht überallhin folgen.“

In diesem Augenblick, und als sich der König gegen die Thüre wandte, öffnete sich diese, ein Huissier erschien auf der Schwelle und sprach:

„Sire, Ihre königliche Hoheit Madame Louise erwartet in der Gallerie den Augenblick, um vom König Abschied zu nehmen.“

„Abschied!“ rief der König erstaunt, „und wohin geht sie?“

„Ihre Hoheit sagt, sie habe von Eurer Majestät die Erlaubniß erhalten, das Schloß zu verlassen.“

„Ah! abermals ein Ereigniß! Meine Bigotte macht ihre gewöhnlichen närrischen Streiche. In der That, ich bin der unglücklichste der Menschen.“

Und er lief in größter Eile aus dem Saale.

„Seine Majestät läßt uns ohne Antwort,“ sagte der Herzog zum Dauphin, „was entscheidet Eure Königliche Hoheit?“

„Ah! nun schlägt sie,“ rief der junge Prinz, mit einer geheuchelten oder einer wirklichen Freude auf das Klingeln der wieder in Bewegung gesetzten Uhr horchend.

Der Minister runzelte die Stirne und entfernte sich rückwärts aus der Salle des Pendules, wo der Dauphin allein blieb.

XXVII.

Frau Louise von Frankreich.

Die älteste Tochter des Königs erwartete ihren Vater in der großen Gallerie von Lebrun, derselben, wo Ludwig XIV. den Dogen Imperiali und die vier genuesischen Senatoren, welche um Verzeihung für die Republik flehten, empfangen hatte.

Am Ende dieser Gallerie, der Thüre gegenüber, durch die der König eintreten sollte, befanden sich einige Ehrendamen, die ganz bestürzt aussahen; Ludwig XV. kam in dem Augenblick, wo die Gruppen sich in dem Vestibule zu bilden anfingen; denn der Entschluß, den die Prinzessin am Morgen gefaßt zu haben schien, verbreitete sich allmälig im ganzen Palast.

Frau Louise von Frankreich, eine Prinzessin von majestätischem Wuchse und einer ganz königlichen Schönheit, dabei aber von einer unbekannten Traurigkeit, welche zuweilen ihre Stirne runzelte, Frau Louise von Frankreich, sagen wir, flößte dem ganzen Hofe durch die Uebung der strengsten Tugenden die Achtung für die großen Mächte des Staates ein, welche man seit fünfzig Jahren in Frankreich nur noch aus Interesse oder aus Furcht zu verehren wußte.

Mehr noch: in diesem Augenblick allgemeiner Abneigung des Volkes gegen seine Gebieter (man sagte noch nicht öffentlich gegen seinen Tyrannen), liebte man sie. Dies kam davon her, daß ihre Tugend nicht harter, zurückschreckender Natur war; obgleich man nie laut von ihr gesprochen hatte, erinnerte man sich doch, daß sie ein Herz besaß. Und jeden Tag bewies sie dies durch Wohlthaten, während es die Andern nur durch den Scandal offenbarten.

Ludwig XV. fürchtete seine Tochter aus dem einzigen Grunde, weil er sie schätzte. Zuweilen war er sogar stolz auf sie. Es war auch das einzige von seinen Kindern, das er mit seinen beißenden Spöttereien, oder mit seinen

trivialen Vertraulichkeiten verschonte, und während er seine drei anderen Töchter, Adelaide, Victoire und Sophie, Loque, Chiffe und Graille *) nannte, nannte er Louise von Frankreich Madame.

Seitdem der Marschall von Sachsen die Seele der Turenne und der Condé, und Maria Leczinska den Geist des Benehmens von Maria Theresia mit in das Grab genommen hatten, machte sich Alles klein um den verkleinerten Thron; da bildete Madame Louise, eine Frau von wahrhaft königlichem Charakter, welche vergleichungsweise heldenmüthig erschien, den Stolz des Hofes, der mitten unter seinem Rauschgold und seinen falschen Steinen nur noch diese kostbare Perle besaß.

Wir sagen deshalb nicht, Ludwig **XV.** habe seine Tochter geliebt, Ludwig **XV.** liebte bekanntlich nur sich selbst. Wir behaupten nur, daß er größere Stücke auf sie hielt, als auf die Andern.

Als er eintrat, sah er die Prinzessin allein mitten in der Gallerie, auf einen mit Blutjaspis und Lapis-lazuli incustirten Tisch gestützt.

Sie war schwarz gekleidet; ihre schönen ungepuderten Haare verbargen sich unter einem dopelten Geschoße von Spitzen; minder streng als gewöhnlich, war ihre Stirne vielleicht trauriger als in andern Stunden. Sie betrachtete nichts um sich her, nur zuweilen ließ sie ihre schwermüthigen Augen über die Portraite der Könige Europa's laufen, an deren Spitze ihre Ahnen, die Könige von Frankreich, glänzten.

Das schwarze Costume war die gewöhnliche Reisetracht der Prinzessinnen; es verbarg die langen Taschen, welche man zu jener Zeit trug, wie in den Zeiten der wirthschaftlichen Königinnen, und Madame Louise hatte an ihrem Gürtel, gehalten von einem goldenen Ringe, die zahlreichen Schlüssel ihrer Kisten und Schränke.

---

*) **Loque Fetzen, Chiffe ein dünner, schlechter Zeug, Graille Krähe.**

Der König wurde sehr nachdenkend, als er sah, mit welchem Stillschweigen und besonders mit welcher Aufmerksamkeit man den Erfolg dieser Scene erwartete.

Doch die Gallerie war so lang, daß sich die Zuschauer, an die beiden Enden gestellt, keinen Verstoß gegen die Discretion für die handelnden Personen zu Schulden kommen lassen konnten. Sie sahen, das war ihr Recht; sie hörten nichts, das war ihre Pflicht.

Die Prinzessin ging dem König einige Schritte entgegen, nahm seine Hand und küßte sie ehrfurchtsvoll.

„Man sagt, Sie wollen reisen, Madame?" fragte Ludwig **XV.** „Gehen Sie in die Picardie?"

„Nein, Sire," antwortete die Prinzessin.

„Ah! ich errathe," sprach der König, die Stimme erhebend; „Sie gehen als Pilgerin nach Noirmoutiers."

„Nein, Sire," erwiederte Madame Louise, „ich ziehe mich in das Kloster der Carmeliterinnen von Saint-Denis zurück, dessen Aebtissin ich sein kann, wie Sie wissen."

Der König bebte, aber sein Gesicht blieb ruhig, obgleich sein Herz wirklich erschüttert war.

„O! nein," sagte er, „nein, meine Tochter, nicht wahr, Sie werden mich nicht verlassen? Es ist unmöglich, daß Sie mich verlassen."

„Mein Vater, ich habe seit langer Zeit diesen Rückzug beschlossen, und Eure Majestät hat die Gnade gehabt, mich dazu zu bevollmächtigen; widerstehen Sie mir also nicht, mein Vater, ich bitte Sie darum."

„Ja, es ist wahr, ich habe diese Vollmacht ertheilt, doch nachdem ich lange gekämpft, wie Sie wissen. Ich habe sie ertheilt, weil ich immer hoffte, im Augenblick der Abreise würde Ihnen das Herz dazu fehlen. Sie können sich nicht in einem Kloster begraben; das sind vergessene Gebräuche; man tritt nur in das Kloster in Folge von Kummer oder Täuschungen des Glückes. Die Tochter des Königs von Frankreich ist nicht arm, so viel ich weiß, und wenn sie sich unglücklich fühlt, soll es Niemand erfahren."

Das Wort und der Geist des Königs erhoben sich immer mehr, je mehr er in der Rolle des Königs und Vaters vordrang, die ein Schauspieler nie schlecht spielt, wenn der Stolz zu dem einen Theile räth und das Bedauern den andern einflößt.

„Sire," antwortete Louise, welche die Erschütterung ihres Vaters wahrnahm und von dieser bei dem selbstsüchtigen Ludwig **XV.** so seltenen Gemüthsbewegung ebenfalls tiefer gerührt wurde, als sie es durchblicken lassen wollte, „Sire, schwächen Sie meine Seele nicht dadurch, daß Sie mir Ihre Zärtlichkeit offenbaren. Mein Kummer ist kein gewöhnlicher Kummer, deshalb steht mein Entschluß über den Gewohnheiten unseres Jahrhunderts."

„Sie haben also Kummer?" rief der König mit einem Blitze des Gefühls, „Kummer, mein armes Kind!"

„Grausamen, ungeheuren, Sire!" antwortete Madame Louise.

„Ei! meine Tochter, warum sagten Sie mir das nicht?"

„Weil es ein Kummer ist, den eine menschliche Hand nicht zu heilen vermag."

„Selbst nicht die eines Königs?"

„Selbst nicht die eines Königs, Sire."

„Selbst nicht die eines Vaters?"

„Eben so wenig, Sire, nein, eben so wenig."

„Sie sind fromm, Louise, und können Kraft in der Religion schöpfen."

„Noch nicht genug, Sire, und ich ziehe mich in ein Kloster zurück, um mehr zu finden. In der Stille spricht Gott zum Herzen des Menschen; in der Einsamkeit spricht der Mensch zum Herzen Gottes."

„Aber Sie bringen dem Herrn ein ungeheures Opfer, das nichts ausgleichen wird. Der Thron Frankreichs wirft einen erhabenen Schatten auf die um ihn her erzogenen Kinder; genügt Ihnen dieser Schatten nicht?"

„Der der Zelle ist noch tiefer, mein Vater, er erquickt das Herz, er ist sanft für die Starken, wie für die

Schwachen, für die Demüthigen, wie für die Stolzen, für die Großen, wie für die Kleinen.

„Glauben Sie denn irgend eine Gefahr zu laufen? Dann, Louise, ist der König da, um Sie zu beschützen."

„Sire, Gott beschütze zuerst den König!"

„Ich wiederhole Ihnen, Louise, Sie lassen sich durch einen schlecht verstandenen Eifer irre leiten. Beten ist schön, aber nicht immer beten. Sie, die Sie so gut, so fromm sind, was brauchen Sie so viel zu beten?"

„Nie werde ich genug beten, o mein Vater! nie werde ich genug beten, o mein König! um alles Unglück abzuwenden, das über uns einbrechen wird! Die Güte, welche mir Gott verliehen hat, die Reinheit, welche ich seit zwanzig Jahren unablässig zu läutern trachte, bilden, wie ich befürchte, noch nicht das Maß von Reinheit und Unschuld, dessen das Sühnopfer bedürfen würde."

Der König wich einen Schritt zurück, schaute Madame Louise erstaunt an und sagte:

„Nie haben Sie so mit mir gesprochen. Sie verwirren sich, liebes Kind, der Ascetismus richtet Sie zu Grund."

„O, Sire! nennen Sie nicht mit diesem weltlichen Namen das wahrste und besonders das nothwendigste Opfer, das je eine Unterhanin ihrem König und eine Tochter ihrem Vater in dringender Noth dargebracht hat. Sire, Ihr Thron, dessen beschützenden Schatten Sie mir so eben stolz anboten, Ihr Thron wankt unter Stößen, die Sie noch nicht fühlen, die ich aber bereits ahne. Etwas Tiefes gräbt sich dumpf wie ein Abgrund, worein sich plötzlich die Monarchie versenken kann. Hat man Ihnen je die Wahrheit gesagt, Sire?"

Madame Louise schaute umher, um zu sehen, ob Niemand sie zu hören vermöchte, und als sie bemerkte, daß Jedermann weit genug entfernt war, fuhr sie fort:

„Nun wohl! ich kenne sie, ich, die ich unter dem Gewande einer barmherzigen Schwester zwanzigmal die düsteren Gassen, die ausgehungerten Mansarden, die Kreuz-

wege voll Seufzer besucht habe. In diesen Gassen, auf diesen Kreuzwegen, in diesen Mansarden, Sire, stirbt man vor Hunger und Kälte im Winter, vor Durst und Hitze im Sommer. Die Felder, die Sie nicht sehen, Sire, denn Sie fahren nur von Versailles nach Marly und von Marly nach Versailles, die Felder haben kein Korn mehr, ich sage nicht, um das Volk zu ernähren, sondern um die Furchen einzusäen, welche, verflucht durch irgend eine feindliche Macht, verschlingen und nicht zurückgeben. Alle diese Leute, denen es an Brod gebricht, murren dumpf, denn unbestimmte, unbekannte Gerüchte ziehen durch die Luft in der Abenddämmerung, in der Nacht, und sprechen ihnen von Eisen, von Ketten, von Tyranneien, und bei diesen Worten erwachen sie, hören sie auf, sich zu beklagen, und fangen an zu murren. Die Parlamente verlangen ihrerseits das Recht der Vorstellung, das heißt, das Recht, Ihnen ganz laut zu sagen, was sie leise sprechen: „„König, Du richtest uns zu Grund! rette uns, oder wir retten uns allein."" Die Kriegsleute graben mit ihrem unnützen Degen eine Erde aus, worin die Freiheit keimt, welche die Encyklopädisten mit vollen Händen hineingeworfen haben. Die Schriftsteller wissen, was wir Böses thun, zu gleicher Zeit, wo wir es thun, und theilen es dem Volk mit, das jetzt die Stirne runzelt, so oft es seine Gebieter vorübergehen sieht. Eure Majestät verheirathet ihren Sohn! Als einst die Königin Anna von Oesterreich den ihrigen verheirathete, machte Paris der Prinzessin Maria Theresia Geschenke. Heute schweigt nicht nur im Gegentheil die Stadt, bietet die Stadt nicht nur nichts an, sondern Eure Majestät hat die Steuern erzwingen müssen, um die Carrossen zu bezahlen, mit denen man eine Tochter von Cäsar zu einem Sohn des heiligen Ludwig führt. Die Geistlichkeit ist seit langer Zeit gewohnt, nicht mehr zu Gott zu beten, aber sie fühlt, daß die Ländereien verschenkt, die Privilegien erschöpft, die Kassen geleert sind, und fängt wieder an, Gott um das zu bitten, was sie das Glück des Volkes nennt!

Soll ich Ihnen endlich sagen, Sire, was Sie wohl wissen, was Sie mit so viel Bitterkeit wahrgenommen, daß Sie mit Niemand davon sprachen? Die Könige, unsere Brüder, die uns einst beneideten, die Könige, unsere Brüder, wenden sich von uns ab. Ihre vier Töchter, Sire, die Töchter des Königs von Frankreich, Ihre vier Töchter sind unverheirathet geblieben, und es gibt zwanzig Prinzen in Deutschland, drei in England, sechzehn in den Staaten des Norden, ohne unsere Verwandten, die Bourbonen von Spanien und Neapel zu zählen, die uns vergessen oder sich von uns abwenden, wie die Anderen. Vielleicht hätte uns der Türke gewollt, wären wir nicht die Töchter des allerchristlichsten Königs gewesen. Oh! ich spreche nicht für mich, mein Vater, mein Stand ist ein glücklicher Stand, denn ich bin frei, denn ich bin Niemand von meiner Familie nöthig, denn ich kann in der Zurückgezogenheit, in der Beschauung, in der Armuth zu Gott beten, daß er von Ihrem Haupte und von dem meines Neffen den furchtbaren Sturm ablenke, den ich in der Ferne am Himmel der Zukunft aufziehen sehe."

„Meine Tochter, mein Kind," entgegnete der König, „Deine Befürchtungen machen Dir diese Zukunft schlimmer als sie ist."

„Sire, Sire," sprach Madame Louise, „erinnern Sie sich der Fürstin des Alterthums, der königlichen Prophetin; sie weissagte wie ich ihrem Vater und ihren Brüdern den Krieg, die Zerstörung durch Feuer und Schwert; und ihr Vater und ihre Brüder lachten über ihre Weissagungen und nannten sie wahnsinnig. Seien Sie auf Ihrer Hut, o mein Vater! bedenken Sie, o mein König!"

Ludwig XV. kreuzte seine Arme, ließ sein Haupt auf seine Brust sinken und erwiederte:

„Meine Tochter, Sie sprechen streng mit mir, das Unglück, das Sie mir vorwerfen, ist es denn mein Werk?"

„Gott verhüte, daß ich dies denke, doch es ist das der Zeit, in der wir leben; Sie werden fortgerissen, wie

wir Alle. Hören Sie, Sire, wie man auf den Parterren Beifall klatscht bei der geringsten Anspielung gegen das Königthum; sehen Sie, wie die freudigen Gruppen am Abend mit großem Geräusch die kleinen Treppen der Entresols herabsteigen, während die große Marmortreppe düster und öde ist. Sire, das Volk und die Höflinge haben sich besondere, von den unserigen getrennte Vergnügungen gemacht; sie belustigen sich ohne uns, oder vielmehr, wenn wir erscheinen, wo sie sich belustigen, machen wir sie traurig. „Ach!" fuhr die Prinzessin mit einer anbetungswürdigen Schwermuth fort, „ach! arme, schöne junge Leute! arme reizende Frauen! liebt! singt! vergeßt! seid glücklich! Ich war Euch hier lästig, während ich Euch dort dienen werde. Hier unterdrücktet Ihr Euer freudiges Gelächter, aus Furcht, mir zu mißfallen; dort, dort werde ich beten, oh! ich werde beten von ganzem Herzen für den König, für meine Schwestern, für meine Neffen, für das Volk von Frankreich, für Euch Alle endlich, die ich liebe, mit der Kraft eines Herzens, das noch keine Leidenschaft geschwächt hat."

„Meine Tochter," sprach der König, nach einem düstern Stillschweigen, „ich flehe Sie an, verlassen Sie mich nicht, wenigstens nicht in diesem Augenblick; Sie haben mein Herz gebrochen."

Louise von Frankreich ergriff die Hand ihres Vaters, heftete voll Liebe ihre Augen auf das edle Antlitz von Ludwig XV. und sprach:

„Nein, nein, mein Vater, nicht eine Stunde mehr in diesem Palast. Nein, es ist Zeit, daß ich bete. Ich fühle die Kraft in mir, durch meine Thränen alle Vergnügungen zu sühnen, nach denen Sie trachten, Sie, der Sie noch so jung sind, Sie, der Sie ein guter Vater sind, der Sie zu vergeben wissen."

„Bleibe bei uns, Louise, bleibe bei uns," sprach der König, und schloß seine Tochter in seine Arme.

Die Prinzessin schüttelte den Kopf, machte sich aus der königlichen Umarmung los, und erwiederte traurig:

„Mein Reich ist nicht von dieser Welt. Leben Sie wohl, mein Vater. Ich habe heute Dinge gesagt, die mein Herz seit zehn Jahren belasteten. Die Bürde erdrückte mich. Leben Sie wohl; ich bin zufrieden. Sehen Sie: ich lächle, ich bin seit heute erst glücklich. Ich beklage nichts."

„Nicht einmal die Trennung von mir, meine Tochter?"

„Oh! sie würde mir Kummer machen, wenn ich Sie nicht mehr sehen sollte; doch Sie werden zuweilen nach Saint-Denis kommen; Sie werden mich nicht gänzlich vergessen."

„Oh! nie! nie!"

„Lassen Sie sich nicht erschüttern, Sire. Man soll nicht denken, diese Trennung sei von Dauer. Meine Schwestern wissen, wenigstens wie ich glaube, noch nichts; meine Frauen allein sind in das Vertrauen gezogen. Seit acht Tagen treffe ich alle Anstalten und es ist mein innigster Wunsch, daß der Lärm meiner Abreise erst nach dem der schweren Pforten von Saint-Denis ertöne. Dieser letztere Lärm wird mich verhindern, den andern zu hören."

Der König las in den Augen seiner Tochter, daß ihr Vorhaben unerschütterlich war. Es war ihm ohnedies lieber, daß sie ohne Geräusch abreiste. Wenn Madame Louise den Ausbruch des Schluchzens für ihren Entschluß befürchtete, so befürchtete ihn der König noch viel mehr für seine Nerven.

Dann wollte er nach Marly gehen, und zu viel Schmerz in Versailles hätte nothwendig die Reise verzögert.

Endlich bedachte er, daß er, eine zugleich des Königs und des Vaters unwürdige Orgie verlassend, nicht mehr dem ernsten, traurigen Gesichte begegnen würde, welches ihm wie ein Vorwurf über das sorglose, träge Leben, das er führte, erschien.

„Es geschehe nach Deinem Willen, mein Kind," sagte er; „empfange den Segen Deines Vaters, den Du stets vollkommen glücklich gemacht hast."

„Nur Ihre Hand, daß ich sie küsse, Sire, und geben Sie mir im Geiste diesen kostbaren Segen."

Für diejenigen, welche von ihrem Entschluß unterrichtet waren, bot sie ein großartiges, feierliches Schauspiel, diese Prinzessin, welche mit jedem Schritte, den sie that, ihren Ahnen näher rückte, die aus der Tiefe ihrer goldenen Särge ihr zu danken schienen, daß sie lebendig kam, um sie in ihren Gräbern aufzusuchen.

An der Thüre grüßte der König seine Tochter, und wandte sich dann um, ohne ein Wort zu sagen.

Der Hof folgte ihm, der Etiquette gemäß.

XXVIII.

Loque, Chiffe und Graille.

Der König wandte sich nach dem Cabinet der Equipagen, wo er vor der Jagd oder der Spazierfahrt einige Augenblicke zuzubringen pflegte, um besondere Befehle den Leuten vom Dienst zu geben, deren er für den Rest des Tages bedurfte.

Am Ende der Gallerie grüßte er die Höflinge und bedeutete ihnen durch ein Zeichen, daß er allein sein wolle.

Als Ludwig XV. allein war, setzte er seinen Weg durch einen Corridor fort, auf welchen die Gemächer der Prinzessinnen gingen. Vor der durch eine Tapete verschlossenen Thüre angelangt, blieb er einen Augenblick stehen, schüttelte den Kopf und brummte durch die Zähne:

„Es war nur Eine von ihnen gut, und diese ist abgereist."

Ein Ausbruch von Stimmen antwortete auf dieses für die Uebrigen ziemlich unhöfliche Axiom. Die Tapete wurde aufgehoben und Ludwig XV. mit den Worten:

„Ich danke, mein Vater!" begrüßt, die im Chor ein wüthendes Trio an ihn richtete.

Der König befand sich mitten unter seinen drei andern Töchtern.

„Ah! Du bist es, Loque," sagte er, sich an die älteste von den dreien, nämlich an Madame Adelaide wendend. „Ah, meiner Treue! desto schlimmer, ärgere Dich, oder ärgere Dich nicht, ich habe die Wahrheit gesprochen."

„Oh!" versetzte Madame Victoire, „Sie haben uns nichts Neues gelehrt, Sire, wir wissen, daß Sie Louise stets vorgezogen."

„Meiner Treue! Du hast eine große Wahrheit gesagt, Chiffe."

„Und warum uns Louise vorziehen?" fragte mit einem spitzigen Tone Madame Sophie.

„Weil mich Louise nicht quält," antwortete er mit jener Zutraulichkeit, von der Ludwig **XV.** in seinen selbstsüchtigen Augenblicken einen so vollkommenen Typus bot.

„Oh! sie wird Sie quälen, seien Sie unbesorgt, mein Vater," sprach Madame Sophie mit einem scharfen Tone, der die Aufmerksamkeit des Königs besonders auf sie lenkte.

„Was weißt Du davon, Graille?" entgegnete er. „Hat Dich Louise bei ihrer Abreise in's Vertrauen gezogen? Das sollte mich wundern, denn sie liebte Dich nicht besonders."

„Ah! meiner Treue! jedenfalls gebe ich es ihr zurück," antwortete Madame Sophie.

„Sehr gut!" sagte Ludwig **XV.**, „haßt Euch, verabscheut Euch, zerreißt Euch, das ist Eure Sache; wenn Ihr nur mich nicht in Anspruch nehmt, daß ich die Ordnung im Reiche der Amazonen wiederherstelle, ist es mir gleichgültig. Doch ich wünsche zu wissen, in welcher Hinsicht die arme Louise mich quälen soll?"

„Die arme Louise!" erwiederten gleichzeitig Madame Victoire und Madame Adelaide, indem sie ihre Lippen auf zwei verschiedenen Arten verlängerten.

„In welcher Hinsicht Louise Sie quälen soll? Nun, ich will es Ihnen sagen, mein Vater."

Ludwig streckte sich in einem großen Lehnstuhle aus, der neben der Thüre stand, so daß der Rückzug immer etwas Leichtes für ihn blieb.

„Weil Madame Louise ein wenig von dem Dämon geplagt wird, der die Aebtissin von Chelles in Bewegung setzte," antwortete Sophie, „und weil sie sich in das Kloster zurückzieht, um Experimente zu machen."

„Stille, stille," sagte Ludwig XV., „ich bitte, keine Zweideutigkeiten über die Tugend Ihrer Schwester; man hat außen, wo man doch sehr viel sagt, nie etwas über sie gesagt. Fangen Sie nicht an."

„Ich?"

„Ja Sie."

„Oh! ich sage nichts von ihrer Tugend," entgegnete Madame Sophie, verletzt durch die besondere Betonung, mit der ihr Vater das Wort Sie aussprach, und durch seine absichtliche Wiederholung; „ich sage nur, sie werde Experimente machen, und weiter nichts."

„Nun! wenn sie Chemie treiben, wenn sie sich im Fechten üben und Röllchen für Lehnstühle machen, wenn sie Flöte blasen, wenn sie Tambourin schlagen, wenn sie Claviere zertrümmern, oder auf der Violine kratzen würde, welches Unglück könnten Sie darin sehen?"

„Ich sage, sie wird Politik treiben."

Ludwig XV. bebte.

„Die Philosophie, die Theologie studiren, und die Commentare über die Bulle Unigenitus fortsetzen, so daß wir, zwischen ihre Regierungstheorien, ihre metaphyschen Systeme und ihre Theologie genommen, als die Unnützen der Familie erscheinen werden . . . wir . . ."

„Welches Uebel seht Ihr hierin, wenn das Eure Schwester in das Paradies führt?" versetzte Ludwig XV., ziemlich betroffen über den Zusammenhang zwischen der Anklage von Graille und der politischen Diatribe, durch die ihn Madame Louise bei ihrem Abgang erwärmt hatte. „Beneidet Ihr ihre Gottseligkeit? Das wäre die Sache von sehr schlechten Christinnen."

„Ah! meiner Treue, nein," sagte Madame Victoire, „ich lasse sie gehen, wohin sie gehen will, nur folge ich ihr nicht."

„Ich auch nicht," fügte Madame Sophie bei.

„Uebrigens haßte sie uns," rief Madame Victoire.

„Euch?" versetzte Ludwig **XV.**

„Ja, uns, uns," antworteten die zwei andern Schwestern.

„Ihr werdet sehen, daß diese arme Louise nur das Paradies gewählt hat, um nicht mit ihrer Familie zusammenzukommen," erwiederte Ludwig **XV.**

Dieser Einfall machte die drei Schwestern nur in geringem Maße lachen. Madame Adelaide, die älteste von den Dreien raffte ihre ganze Logik zusammen, um dem König einen schärferen Streich beizubringen, als die, welche an seinem Panzer abgeglitscht waren.

„Meine Damen," sagte sie mit dem gekniffenen Tone, der ihr eigenthümlich war, wenn sie aus der Indolenz heraustrat, wegen der sie von ihrem Vater den Namen Loque erhalten hatte, „meine Damen, Sie wollten oder wagten es nicht, dem König die wahre Ursache der Abreise von Madame Louise zu sagen."

„Gut! abermals eine Anschwärzung," sprach der König. „Vorwärts, Loque, vorwärts!"

„Oh! Sire," erwiederte diese, „ich weiß wohl, daß ich Sie ein wenig ärgern werde."

„Sagen Sie, Sie hoffen es, das ist richtiger."

Madame Adelaide biß sich auf die Lippen.

„Doch ich werde die Wahrheit sagen," fügte sie bei.

„Gut! das verspricht etwas. Die Wahrheit! hüten Sie sich doch, solche Dinge zu sagen. Spreche ich je die Wahrheit? Ei seht, ich befinde mich darum, Gott sei Dank, nicht schlimmer," versetzte Ludwig **XV.** und zuckte die Achseln.

„Sprich doch, meine Schwester, sprich," sagten gleichzeitig die zwei andern Prinzessinnen, ungeduldig, den Grund zu erfahren, der den König so sehr verletzen sollte.

„Gute Herzchen," brummte Ludwig **XV.**, „seht doch, wie sie ihren Vater lieben!"

Und er tröstete sich durch den Gedanken, daß er es ihnen zurückgab.

„Was unsere Schwester Louise am meisten auf der Welt befürchtete, sie, die so viel auf die Etiquette hielt," fuhr Madame Adelaide fort, „das war ..."

„Das war...?" wiederholte Ludwig **XV.**, „vollenden Sie doch wenigstens, da Sie einmal angefangen haben."

„Nun, Sire, es war das Eindringen neuer Gesichter."

„Das Eindringen, sagen Sie?" entgegnete der König, unzufrieden über diesen Anfang, weil er zum Voraus fühlte, wohin gezielt war, „das Eindringen! gibt es Eindringlinge bei mir? Zwingt man mich, zu empfangen, wen ich nicht sehen will?"

Dies hieß auf eine ziemlich geschickte Art den Sinn des Gespräches völlig verändern.

Doch Madame Adelaide war ein zu feiner Spürhund, um sich so abbringen zu lassen, wenn sie einmal auf der Fährte irgend einer guten Bosheit war.

„Ich habe mich schlecht ausgedrückt, Sire," versetzte sie, „ich habe mich schlecht ausgedrückt, und das ist nicht das geeignete Wort. Statt Eindringen hätte ich Einführen sagen sollen."

„Ah! ah!" rief der König, „das ist schon eine Verbesserung, das andere Wort war mir lästig, ich muß es gestehen; Einführen liebe ich mehr."

„Und dennoch glaube ich, Sire, daß es immer noch nicht das wahre Wort ist," fuhr Madame Adelaide fort.

„Welches ist es denn?"

„Vorstellung."

„Ah! ja," sagten die andern Schwestern, sich mit der ältesten vereinigend, „ich glaube diesmal ist es getroffen."

Der König biß sich auf die Lippen.

„Ah! Ihr glaubt!" versetzte er.

„Ja," antwortete Madame Adelaide. „Ich sage also, meine Schwester habe ungemein die neuen Vorstellungen befürchtet."

„Nun!“ machte der König, der rasch zu Ende zu kommen wünschte, „hernach?“

„Nun! mein Vater, sie wird folglich bange gehabt haben, die Frau Gräfin Dubarry an den Hof kommen zu sehen.“

„Vorwärts,“ rief der König mit einem unwiderstehlichen Ergusse des Aergers, „vorwärts, sagen Sie das Wort und drehen Sie sich nicht so lange um dasselbe, Cordieu! wie halten Sie mich hin, Frau Wahrheit.“

„Sire,“ erwiederte Madame Adelaide, „wenn ich so lange zögerte, Eurer Majestät zu sagen, was ich nun gesagt habe, so geschah es aus Achtung, und Ihr Befehl allein konnte mir den Mund über einen solchen Gegenstand öffnen.“

„Ach! ja! Sie halten ihn geschlossen, Ihren Mund, Sie gähnen nicht, Sie sprechen nicht, Sie beißen nicht!“

„Es ist darum nicht minder richtig, Sire, daß ich den wahren Beweggrund des Rückzuges meiner Schwester gefunden zu haben glaube,“ fuhr Madame Adelaide fort.

„Ihr täuscht Euch.“

„Oh! Sire,“ wiederholten gleichzeitig und den Kopf von oben nach unten schüttelnd Madame Victoire und Madame Sophie; „oh! Sire, wir sind unserer Sache gewiß.“

„Potz tausend!“ unterbrach sie Ludwig **XV.**, „nicht mehr und nicht minder als ein Vater von Molière. Ah! ah! man verbindet sich zu derselben Meinung, wie ich sehe. Ich habe eine Verschwörung in meiner Familie, wie mir scheint. Deshalb also konnte diese Vorstellung nicht stattfinden, deshalb sind die Damen nicht zu Hause, wenn man ihnen Besuch machen will, deshalb geben sie keine Antwort auf Gesuche, auf Audienzbitten.“

„Auf welche Gesuche, auf welche Audienzbitten?“ fragte Madame Adelaide.

„Ei, Sie wissen es wohl: auf die Bittschriften von Mademoiselle Jeanne Vaubernier,“ sagte Madame Sophie.

„Nein, auf die Audienzbitten von Mademoiselle Lange,“ versetzte Madame Victoire.

Der König stand wüthend auf; sein sonst so sanftes Auge schleuderte einen für die drei Schwestern nicht sehr beruhigenden Blitz, und da sich in dem königlichen Trio keine Heldin fand, welche im Stande war, den väterlichen Zorn auszuhalten, so beugten alle drei die Stirne unter dem Sturm.

„Auf diese Art benehmt Ihr Euch, um mir zu beweisen, daß ich mich täuschte, wenn ich sagte, die beste von den vier Schwestern sei abgereist," rief der König.

„Sire," sprach Madame Adelaide, „Eure Majestät behandelt uns schlecht, schlechter als ihre Hunde."

„Ich glaube es wohl, meine Hunde liebkosen mich, wenn ich komme, meine Hunde sind wahre Freunde. Lebt wohl, meine Damen. Ich will Charlotte, Belle-Fille und Gredinet besuchen. Arme Thiere, ja, ich liebe sie, und ich liebe sie besonders, weil sie das Gute haben, daß sie nicht die Wahrheit bellen."

Der König entfernte sich wüthend, aber er hatte nicht vier Schritte im Vorzimmer gemacht, als er seine drei Töchter im Chor singen hörte:

Dans Paris, la grand'ville,
Garçons, femmes et filles
Ont tous le coeur débile
Et poussent des hélas! Ah! ah! ah! ah!
La maîtresse de Blaise
Est trés-mal à son aise,
Aise,
Aise,
Aise,
Elle est sur le grabat. Ah! ah! ah! *)

Dies war die erste Strophe eines Vaudeville gegen Madame Dubarry, das in den Straßen von Paris unter dem Titel: die schöne Bourbonnaise, gesungen wurde.

---

*) In Paris, der großen Stadt, haben Knaben, Frauen, Mädchen insgesammt ein schwaches Herz, und sie stoßen Seufzer aus! Ah! ah! ah! ah! Der Geliebten von Blaise ist es gar unwohl sie liegt krank im Bette Ah! ah ah!

Der König war nahe daran, umzukehren, und die Damen hätten sich vielleicht bei dieser Rückkehr schlecht befunden, aber er bewältigte sich, ging seines Wegs und rief, um nicht zu hören:

„Der Herr Kapitän der Windspiele, holla! der Herr Kapitän der Windspiele!"

Der Officier, den man mit diesem seltsamen Namen schmückte, lief herbei:

„Man öffne das Cabinet der Hunde," sprach der König.

„O Sire!" rief der Officier, indem er sich Ludwig XV. entgegen warf, „Eure Majestät mache keinen Schritt mehr."

„Nun! was gibt es?" sprach der König und blieb auf der Schwelle der Thüre stehen, unter welcher pfeifend der Athem von Hunden hervorkam, die ihren Herrn rochen.

„Sire," sprach der Officier, „verzeihen Sie meinem Eifer, aber ich kann nicht zugeben, daß der König bei den Hunden eintritt!"

„Oh ja! ich begreife, das Cabinet ist nicht in Ordnung . . . nun! lassen sie Gredinet herauskommen."

„Sire," stammelte der Officier, dessen Gesicht Bestürzung ausdrückte, „Gredinet hat seit zwei Tagen nichts gesoffen und nichts gefressen und man befürchet, er sei wüthend."

„Oh! ich bin offenbar der unglücklichste aller Menschen, Gredinet wüthend!" rief der König, „das würde das Maß meines Kummers voll machen."

Der Officier der Windspiele glaubte, um die Scene zu beleben, eine Thräne vergießen zu müssen.

Der König wandte sich auf den Fersen um, und kehrte in sein Cabinet zurück, wo ihn sein Kammerdiener erwartete.

Als dieser das verstörte Gesicht des Königs wahrnahm, verbarg er sich in einer Fenstervertiefung.

„Ah! ich sehe es wohl," murmelte der König, ohne

auf diesen treuen Diener Achtung zu geben, der kein Mann für den König war, und während er mit großen Schritten in seinem Cabinet auf und ab ging: „ah! ich sehe es wohl, Herr von Choiseul spottet meiner, der Dauphin betrachtet sich bereits, als wäre er halb Herr, und glaubt, er werde es ganz sein, wenn er seine Oesterreicherin auf den Thron habe sitzen lassen. Louise liebt mich, aber sie ist sehr hart, da sie mir Moral predigt und fortgeht. Der Herr Graf von Provence übersetzt Lucrez. Der Herr Graf von Artois ist ein Straßenläufer. Meine Hunde werden wüthend und wollen mich beißen. Offenbar liebt mich nur diese arme Gräfin. Zum Teufel also diejenigen, welche ihr Mißvergnügen machen wollen!"

Mit einer verzweifelten Entschlossenheit setzte er sich nun an den Tisch, auf welchem Ludwig XIV. seine Unterschrift gab, und der das Gewicht der letzten Verträge und der herrlichen Briefe des großen Königs getragen hatte.

„Ich begreife," sprach er sodann, „ich begreife, warum alle Welt um mich her die Ankunft der Frau Dauphine beschleunigt; man glaubt, sie dürfe sich nur hier zeigen, damit ich ihr Sklave werde, oder mich unter die Herrschaft ihrer Familie begebe. Meiner Treue! ich kann mir wohl Zeit lassen, meine liebe Söhnerin zu sehen, besonders wenn mir ihre Ankunft hier neue Plackereien verursachen sollte. Leben wir also ruhig, so lange als möglich ruhig, und um dies zu erreichen, halten wir sie auf dem Wege zurück. Sie sollte durch Rheims und Noyon reisen, ohne sich aufzuhalten, und dann sogleich nach Compiègne kommen . . . wir wollen das erste Ceremoniell behaupten. Drei Empfangstage in Rheims und einen, nein, meiner Treue! zwei, bah! drei Festtage in Noyon. Dadurch sind immer sechs Tage, sechs gute Tage gewonnen."

Der König nahm die Feder und schrieb selbst an Herrn von Stainville den Befehl, drei Tage in Rheims und drei in Noyon anzuhalten.

Dann ließ er den Courrier vom Dienst kommen und sprach zu ihm:

„So rasch die Pferde laufen können, bis Sie diesen Befehl an seine Adresse abgegeben haben."

Hierauf schrieb er mit derselben Feder:

„Liebe Gräfin, wir setzen heute Zamore in sein Gouvernement ein. Ich reise nach Marly ab. Diesen Abend werde ich Ihnen in Luciennes Alles sagen, was ich im gegenwärtigen Augenblick denke.

Frankreich.

„Lebel," sagte der König, „tragen Sie diesen Brief zu der Gräfin, und stellen Sie sich gut mit ihr, das rathe ich Ihnen."

Der Kammerdiener verbeugte sich und ging ab.

XXIX.

Frau von Béarn.

Der erste Gegenstand aller dieser wüthenden Gemüthsbewegungen, der Stein des Anstoßes aller dieser bei Hof gewünschten oder gefürchteten Scandale, Frau von Béarn reiste, wie Chon ihrem Bruder gesagt hatte, rasch gegen Paris.

Diese Reise war das Resultat von einer jener wunderbaren Eingebungen, welche in seinen Augenblicken der Verlegenheit dem Vicomte Jean zu Hülfe kamen.

Als er unter den Frauen des Hofes die so sehr ersehnte und so nothwendige Pathin nicht fand, warf er, da die Vorstellung von Madame Dubarry nicht ohne eine solche statthaben konnte, die Augen auf die Provinz, untersuchte die Stellungen, durchforschte die Städte und fand, was er brauchte, an den Ufern der Maas, in einem ganz gothischen, aber wohl unterhaltenen Hause.. Was er suchte, war eine alte Prozeßkrämerin und ein alter Prozeß.

Die alte Prozeßkrämerin war die Gräfin von Béarn.

Der alte Prozeß war eine Angelegenheit, von der ihr ganzes Vermögen abhing, und dessen Entscheidung Herrn

von Maupeou anheimgegeben war; dieser aber war kurz zuvor mit Madame Dubarry in Verbindung getreten, mit der er einen bis dahin unbekannten Verwandtschaftsgrad entdeckt hatte, weshalb er sie seine Cousine nannte. Herr von Maupeou hatte in der Voraussicht der Kanzlerei für die Favoritin die ganze Inbrunst einer Freundschaft vom vorhergehenden Tage und eines Interesses vom nächstfolgenden, und wegen dieser Freundschaft und dieses Interesses war er vom König zum Vicekanzler ernannt worden, in einer Abkürzung aber nannte ihn die ganze Welt den Vice. *)

Frau von Béarn war wirklich eine alte Prozeßkrämerin, sehr ähnlich der Gräfin d'Escarbagnas oder Frau von Pimbèche, den zwei guten Typen jener Zeit, führte übrigens, wie man sieht, einen herrlichen Namen.

Flink, mager, eckig, stets aufmerksam, stets Augen, denen einer erschrockenen Katze ähnlich, unter den grauen Brauen in ihren Höhlen wälzend, hatte Frau von Béarn die Tracht der Damen ihrer Jugend beibehalten, und da die Mode, so launisch sie auch sein mag, sich herbeiläßt, zuweilen wieder vernünftig zu werden, so war das Costume der Mädchen von 1740 zufällig das Kleid einer Alten im Jahre 1770.

Weite Guipures, Spitzenmäntelchen, ungeheurer Kopfputz, unermeßliche Taschen, colossaler Sack und eine Halsbinde von geblümter Seide, dies war die Tracht, unter der Chon, die vielgeliebte Schwester und Vertraute von Madame Dubarry, Frau von Béarn fand, als sie sich dieser unter dem Namen von Mademoiselle Flageot, das heißt, als die Tochter ihres Advokaten vorstellte.

Die alte Gräfin trug sie (es ist natürlich von der Kleidung die Rede) ebensowohl aus Geschmack, als aus

---

*) Leider ist der Doppelsinn des Wortes le vice das Laster und vice gleichbedeutend mit dem auch in unserer Sprache einheimisch gewordenen vice nicht wiederzugeben

Sparsamkeit. Sie gehörte nicht zu den Leuten, welche über ihre Armuth erröthen, denn diese Armuth rührte nicht von einem Fehler von ihr her. Sie bedauerte nur, nicht reich genug zu sein, um ihrem Sohn ein seines Namens würdiges Vermögen zu hinterlassen; dieser Sohn war ein ganz provinzmäßiger junger Mensch, schüchtern wie ein Mädchen und viel mehr den Süßigkeiten des materiellen Lebens, als den Gunstbezeugungen des Ruhmes zugethan.

Es blieb ihr übrigens das Hülfsmittel, meine Güter die Güter zu nennen, die ihr Advokat den Saluces streitig machte; da es indessen eine Frau von großem Verstande war, so fühlte sie wohl, daß ihr, wenn sie auf diese Ländereien entlehnen müßte, kein Wucherer, und es gab deren sehr kühne in Frankreich zu jener Zeit, kein Anwalt, und es fanden sich sehr verschlagene zu allen Zeiten, auf diese Garantien etwas leihen, oder die geringste Summe in der Hoffnung auf Wiedererſatz aus dem streitigen Object vorschießen würde.

Beschränkt auf eine Rente aus der nicht in den Prozeß verwickelten Grundbesitzungen und auf ihre Gülten, floh deshalb Frau von Béarn, welche ein Einkommen von ungefähr tausend Thalern hatte, den Hof, wo man zwölf Livres im Tag nur für die Miethe der Carrosse ausgab, welche die Frau Sollicitantin zu den Herren Richtern und zu den Herren Advokaten führte.

Sie floh ihn besonders, weil sie daran verzweifelte, ihren Actenfascikel vor vier bis fünf Jahr aus dem Fache ziehen zu sehen, wo er wartete, bis die Reihe an ihn käme. Heut zu Tage dauern die Prozesse lang; doch ohne das Alter einns Patriarchen zu erreichen, kann derjenige, welcher einen Prozeß anfängt, hoffen, ihn auch zu Ende gehen zu sehen, während in frühern Zeiten ein Prozeß zwei bis drei Generationen durchmachte und wie jene fabelhaften Pflanzen in Tausend und eine Nacht nur am Ende von zwei bis dreihundert Jahren blühte.

Frau von Béarn wollte aber nicht den Rest ihres Vermögens dadurch verschlingen lassen, daß sie die im

Prozeß begriffenen zehn Zwölftel wieder zu erlangen suchte; sie war das, was man in jeder Zeit eine Frau der alten Zeit nennt, nämlich vorsichtig, klug, stark und geizig.

Sie hätte sicherlich ihre Angelegenheit selbst geführt, selbst vor Gericht geladen, plaidirt und exekutirt, und zwar besser als irgend ein Advokat, Anwalt oder Huissier, aber sie trug den Namen Béarn, und dieser Name setzte vielen Dingen ein Hinderniß entgegen. Daraus ging hervor, daß, verzehrt von Kummer und Angst, sehr ähnlich dem göttlichen Achill, der unter sein Zelt zurückgezogen tausend Tode litt, wenn die Trompete erscholl, gegen die er taub zu sein sich stellte, Frau von Béarn, die Tage damit hinbrachte, daß sie, die Brille auf der Nase, alte Pergamente entzifferte, und ihre Nächte, daß sie sich in ihren persischen Schlafrock drapirte und mit flatternden grauen Haaren vor ihrem Kopfkissen den Prozeß der von den Saluces zurückgeforderten Erbschaft plaidirte, einen Prozeß, den sie stets mit einer Beredtsamkeit gewann, mit welcher sie so sehr zufrieden war, daß sie dieselbe unter ähnlichen Umständen ihrem Advokaten gewünscht hätte.

Man begreift bei dieser Lage der Dinge, daß die Ankunft von Chon, die sich unter dem Namen von Mademoiselle Flageot vorstellte, eine sanfte Erschütterung bei Frau von Béarn hervorbrachte.

Der junge Graf war beim Heer.

Man glaubt so gern, was man wünscht. Frau von Béarn ließ sich auch ganz natürlich von der Erzählung der jungen Frau einnehmen.

Es war indessen wohl ein Schatten von Verdacht zu fassen; die Gräfin kannte seit zwanzig Jahren Meister Flageot, sie hatte ihn zweihundertmal in der Rue du Petit-Lyon-Saint-Sauveur besucht, und nie hatte sie auf dem viereckigen Teppich, der ihr so winzig für das ungeheure Cabinet vorkam, nie hatte sie, sagen wir, auf diesem Teppich die Spiele eines Kindes wahrgenommen, das auf eine geschickte Weise die Pastillen in den Büchsen der Clienten und Clientinnen suchte.

Aber es handelte sich wohl darum, an den Teppich des Anwalts zu denken, es handelte sich darum, das Kind wieder zu finden, das darauf spielen konnte, es handelte sich darum, seine Erinnerungen zu durchwühlen: Mademoiselle Flageot war Mademoiselle Flageot, und alles Andere Nebensache.

Ueberdies war sie verheirathet und, was den letzten Wall gegen jeden schlimmen Gedanken bildete, sie kam nicht ausdrücklich nach Verdun, sondern sie begab sich zu ihrem Gatten nach Straßburg.

Vielleicht hätte Frau von Béarn Mademoiselle Flageot nach dem Briefe fragen müssen, der sie bei ihr beglaubigte; doch wenn ein Vater seine Tochter, seine eigene Tochter nicht ohne einen Brief schicken kann, wem soll man dann eine Vertrauenssendung geben? Und dann noch einmal, wozu solche Befürchtungen? Wozu ein solcher Verdacht? In welcher Absicht sollte man sechzig Lieues machen, um eine solche Erzählung preiszugeben?

Wäre sie reich gewesen, hätte sie wie die Frau eines Banquier, eines Generalpächters oder eines Parteigängers Equipagen, Silbergeschirr und Diamanten mitnehmen müssen, so hätte sie denken können, es sei ein von Dieben angezetteltes Komplott. Aber Frau von Béarne lachte, wenn sie zuweilen an die Täuschung dachte, welche Diebe erfahren würden, die so schlecht unterrichtet wären, daß sie bei ihr zu stehlen versuchten.

Als Chon mit ihrer bürgerlichen Toilette und mit ihrem schlechten, einspännigen Cabriolet, das sie auf der vorletzten Post, wo sie ihre Chaise zurückließ, genommen hatte, verschwunden war, stieg Frau von Béarn, überzeugt, der Augenblick, ein Opfer zu bringen, wäre gekommen, selbst in eine alte Carrosse und trieb die Postillons dergestalt zur Eile an, daß sie eine Stunde vor der Dauphine durch Lachaussée kam, und kaum fünf bis sechs Stunden nach Mademoiselle Dubarry die Barrière Saint-Denis erreichte.

Da die Reisende sehr wenig Gepäcke hatte und da es

das Dringendste für sie war, die gerichtliche Verhandlung zu betreiben, so ließ Frau von Béarn ihren Wagen in der Rue du Petit=Lion vor der Thüre von Herrn Flageot anhalten.

Dies geschah, wie man sich leicht denken kann, nicht ohne daß eine große Anzahl Neugieriger, und die Pariser sind es insgesammt, vor dieser ehrwürdigen Kutsche stehen blieb, welche aus den Remisen von Heinrich **IV.** zu kommen schien, an dessen Lieblingsgefährt sie durch ihre Solidität, durch ihren monumentalen Bau und ihre schneckenförmig gewundenen ledernen Vorhänge erinnerte, die mit einem abscheulichen Aechzen auf einer Stange von grünlichem Messing liefen.

Die Rue du Petit=Lion ist nicht breit. Frau von Béarn verstopfte sie majestätisch, bezahlte die Postillons und befahl ihnen, den Wagen nach dem Wirthshause zu bringen, wo sie gewöhnlich abstieg, nämlich nach dem krähenden Hahne in der Rue Saint=Germain=des=Prés. Sie stieg, sich an dem fettigen Seile haltend, die schwarze Treppe von Herrn Flageot hinauf; es herrschte hier eine Kühle, welche der durch die Schnelligkeit und den Eifer der Reise angegriffenen Alten nicht mißfiel.

Als ihm seine Dienerin Marguerite die Frau Gräfin von Béarn meldete, zog Meister Flageot seine Hose, die er der Hitze wegen tief hatte hinabfallen lassen, in die Höhe, drückte eine Perrücke, welche immer im Bereiche seiner Hand lag, auf den Kopf, und schlüpfte in einen Schlafrock von Basin. So geschmückt schritt er lächelnd auf die Thüre zu. Aber in diesem Lächeln drang eine so scharf ausgeprägte Nuance des Erstaunens durch, daß die Gräfin ihm sagen zu müssen glaubte:

„Nun, mein lieber Herr Flageot, ich bin es."

„Ah! ja wohl!" erwiederte Herr Flageot, „das sehe ich, Frau Gräfin."

Dann schloß der Advokat schamhaft seinen Schlafrock und führte die Gräfin zu einem Lehnstuhle in dem hellsten Winkel des Cabinets, wobei er indessen kluger

Weise Papiere von seinem Schreibtisch entfernte, denn er kannte ihre Neugierde.

„Erlauben Sie mir nun gütigst, Madame, daß ich meine Freude über eine so angenehme Ueberraschung ausdrücke," sagte artiger Weise Meister Flageot.

Im Hintergrunde ihres Lehnstuhles sitzend, hob Frau von Béarn in diesem Augenblick die Füße auf, um zwischen der Erde und ihren Schuhen von brochirtem Atlaß den nöthigen Zwischenraum für ein ledernes Kissen zu lassen, das Marguerite vor sie legte. Bei den Worten des Advokaten richtete sie sich aber rasch auf, drückte ihre Nase mit der Brille zusammen, die sie aus ihrem Etui gezogen hatte, um Herrn Flageot besser zu sehen, und rief:

„Wie, Ueberraschung?"

„Allerdings, ich glaubte, Sie wären auf Ihren Gütern, Madame," antwortete der Advokat, der sich hier einer liebenswürdigen Schmeichelei bediente, um die drei Morgen Gemüsegarten von Frau von Béarn zu bezeichnen.

„Ich war dort, wie Sie sehen; aber auf Ihr erstes Signal verließ ich meine Güter."

„Auf mein erstes Signal?" erwiederte der Advokat erstaunt.

„Auf Ihr erstes Signal, auf ihre erste Nachricht, auf Ihren ersten Rath, wie Sie wollen."

Die Augen von Herrn Flageot wurden groß wie die Brillengläser der Gräfin.

„Ich hoffe, daß ich Eile angewendet habe, und daß Sie mit mir zufrieden sein werden," fuhr die Gräfin fort.

„Entzückt, Madame, wie immer; doch erlauben Sie mir, Ihnen zu bemerken, daß ich auf keine Weise sehe, was ich hierin zu thun habe."

„Wie!" rief die Gräfin, „was Sie zu thun haben? Alles, oder vielmehr Sie haben Alles gethan."

„Ich?"

„Gewiß, Sie . . . Nun! es gibt also Neuigkeiten hier?"

O! ja, Madame, man sagt, der König sinne auf einen Staatsstreich gegen das Parlament. Doch darf ich Ihnen vielleicht etwas anbieten?"

„Es handelt sich wohl um den König, es handelt sich wohl um einen Staatsstreich?"

„Um was handelt es sich denn, Madame?"

„Es handelt sich um meinen Prozeß. In Beziehung auf meinen Prozeß fragte ich Sie, ob es nichts Neues hier gebe."

„Oh! was das betrifft," versetzte Herr Flageot, traurig den Kopf schüttelnd, „nichts, Madame, durchaus nichts."

„Das heißt nichts . . ."

„Nein, nichts."

„Nichts, seitdem ich Ihre Tochter gesprochen habe. Da dies aber vorgestern der Fall gewesen ist, so begreife ich, daß sich nichts Großes seit diesem Augenblick ereignet haben kann."

„Meine Tochter, Madame?"

„Ja."

„Sie haben gesagt, meine Tochter?"

„Allerdings Ihre Tochter, diejenige, welche Sie zu mir schickten."

„Verzeihen Sie, Madame, ich kann Ihnen unmöglich meine Tochter geschickt haben."

„Unmöglich!"

„Aus einem äußerst einfachen Grunde, ich habe nämlich keine."

„Sind Sie dessen gewiß?" rief die Gräfin.

„Madame, ich habe die Ehre, Junggeselle zu sein," antwortete Herr Flageot.

„Gehen Sie doch!" versetzte die Gräfin.

Herr Flageot wurde unruhig; er rief Marguerite daß sie die der Gräfin angebotenen Erfrischungen bringe, und besonders, daß sie diese bewache.

„Arme Frau," dachte er, „ihr Kopf ist in Verwirrung gerathen."

„Wie," sagte die Gräfin, „Sie haben keine Tochter?"

„Nein, Madame."

„Eine in Straßburg verheirathete Tochter?"

„Nein, Madame, nein, tausendmal nein."

„Und Sie haben diese Tochter nicht beauftragt," fuhr die Gräfin ihren Gedanken verfolgend fort, „Sie haben diese Tochter nicht beauftragt, mir auf der Durchreise mitzutheilen, mein Prozeß sei in die Liste eingetragen."

„Nein."

Die Gräfin geberdete sich auf das Heftigste in ihrem Lehnstuhl, und schlug mit beiden Händen auf ihre Kniee.

„Trinken Sie ein wenig, Frau Gräfin," sagte Herr Flageot, „es wird Ihnen wohl thun."

Zu gleicher Zeit machte er Marguerite ein Zeichen, und diese näherte sich Frau von Béarn mit zwei Gläsern Bier auf einer Platte; doch die alte Dame hatte keinen Durst und stieß Platte und Gläser so ungestüm zurück, daß sich Mademoiselle Marguerite, welche einiger Vorrechte im Hause theilhaftig zu sein schien, dadurch verletzt fühlte.

„Sprechen Sie, sprechen Sie," sagte die Gräfin, indem sie Herrn Flageot unter ihrer Brille hervor anschaute, „erklären wir uns ein wenig, wenn's beliebt."

„Mit Vergnügen," antwortete der Advokat; „bleiben Sie, Marguerite, Madame hat vielleicht sogleich die Güte zu trinken; erklären wir uns."

„Ja, erklären wir uns, wenn es Ihnen gefällig ist, denn Sie sind heute unbegreiflich, mein lieber Herr Flageot; bei meinem Ehrenwort, man sollte glauben, es wäre seit der Hitze in Ihrem Kopfe nicht richtig."

„Aergern Sie sich nicht, Madame," sprach der Advokat, und ließ seinen Lehnstuhl auf den zwei Hinterfüßen manoeuvriren, „ärgern Sie sich nicht, und lassen Sie uns plaudern."

„Ja, plaudern wir. Sie sagen, Sie haben keine Tochter, Herr Flageot?"

„Nein, Madame, und ich bedaure es aufrichtig, weil Ihnen dies, wie es scheint, angenehm wäre, obgleich ...“

„Obgleich ...“ wiederholte die Gräfin.

„Obgleich ich meines Theils einen Knaben vorziehen würde, die Knaben gedeihen besser, oder nehmen vielmehr weniger eine schlimme Richtung in diesen Zeitläuften.“

Frau von Béarn faltete ihre beiden Hände mit einer tiefen Unruhe.

„Wie,“ sagte sie, „Sie haben mich nicht durch irgend eine Schwester, eine Nichte, eine Base nach Paris beschieden?“

„Ich habe nicht daran gedacht, Madame, da ich wohl weiß, wie kostspielig der Aufenthalt in Paris ist.“

„Aber mein Prozeß?“

„Ich behalte mir vor, Sie zu benachrichtigen, wenn er zur Verhandlung kommt, Madame.“

„Wie, wenn er zur Verhandlung kommt?“

„Ja.“

„Es ist dies also nicht bereits der Fall?“

„Nicht, daß ich wüßte, Madame.“

„Mein Prozeß ist nicht dem Gericht vorgelegt?“

„Nein.“

„Es ist nicht die Rede von einer baldigen Apellation?“

„Nein, Madame, mein Gott, nein.“

„Dann hat man mich hintergangen, man hat unwürdig seinen Spott mit mir getrieben,“ rief die alte Dame aufstehend.

Herr Flageot hißte seine Perücke oben auf seine Stirne und murmelte:

„Ich befürchte beinahe, Madame.“

„Meister Flageot!“ rief die Gräfin.

Der Advokat sprang von seinem Stuhle auf und machte Marguerite, welche sich bereit hielt, ihrem Herrn beizustehen, ein Zeichen.

„Meister Flageot,“ fuhr die Gräfin fort, „ich werde diese Demüthigung nicht dulden, und mich an den Herrn

Polizeilieutenant wenden, daß man das Weibsbild aufsucht, welches mir diese Beleidigung zugefügt hat."

„Bah!" machte Herr Flageot, „das ist sehr unsicher."

„Ist das Weib einmal gefunden," rief die Gräfin, vom Zorn fortgerissen, „so werde ich eine Klage erheben."

„Abermals ein Prozeß," sagte traurig der Advokat.

Diese Worte machten, daß die Prozeßkrämerin von der Höhe ihrer Wuth herabfiel: der Sturz war hart.

„Ach! ich kam so glücklich hierher," rief sie.

„Aber was hat Ihnen denn diese Frau gesagt, Madame?"

„Erstens, sie komme in Ihrem Auftrag."

„Abscheuliche Intrigantin!"

„Und in Ihrem Auftrag kündige sie mir die Verhandlung meines Prozesses an; das war dringend, ich konnte nicht genug eilen, denn ich lief Gefahr, zu spät zu kommen."

„Ach," sprach Herr Flageot, „wir sind weit davon entfernt, zur Verhandlung vorgefordert zu werden, Madame."

„Nicht wahr, wir sind vergessen?"

„Vergessen, begraben, beerdigt, Madame, und wenn nicht ein Wunder geschieht, und Sie wissen, die Wunder sind selten . . ."

„Oh! ja," murmelte die Gräfin mit einem Seufzer.

Herr Flageot antwortete mit einem andern Seufzer, der nach dem der Gräfin modulirt war.

„Hören Sie, Herr Flageot," fuhr Frau von Béarn fort, „soll ich Ihnen Eines sagen?"

„Sprechen Sie, Madame."

„Ich werde dies nicht überleben."

„Oh! was das betrifft . . . Sie hätten Unrecht."

„Mein Gott! mein Gott!" sprach die arme Gräfin, „meine Kräfte sind völlig erschöpft."

„Muth, Madame, Muth!" rief Herr Flageot.

„Haben Sie mir keinen Rath zu geben?"

„Oh! doch wohl: ich rathe Ihnen, auf Ihre Güter zurückzukehren und denjenigen, welche sich in meinem Auf-

trag bei Ihnen einfinden, nicht mehr zu glauben, wenn sie nicht eine Zeile von mir mitbringen."

„Ich werde wohl auf meine Güter zurückkehren müssen."

„Das wird vernünftig sein."

„Aber glauben Sie mir, Herr Flageot," seufzte die Gräfin, „wir werden uns nicht wiedersehen, wenigstens nicht auf dieser Welt."

„Welche Verworfenheit!"

„Ich habe also grausame Feinde?"

„Ich wollte schwören, es ist ein Streich der Saluces."

„Dieser Streich ist in jedem Fall sehr gemein."

„Ja, das ist schwach."

„Oh! die Justiz! die Justiz! mein lieber Herr Flageot, es ist die Höhle des Cacus."

„Warum?" versetzte der Advokat, „weil die Justiz nicht mehr sie selbst ist, weil man das Parlament bearbeitet! weil Herr von Maupeou Kanzler werden wollte, statt Präsident zu bleiben."

„Herr Flageot, ich würde jetzt trinken."

„Marguerite!" rief der Advokat.

Marguerite kehrte zurück. Sie hatte sich entfernt, als sie sah, welche friedliche Wendung das Gespräch nahm.

Sie kehrte zurück, sagen wir, die Platte mit den zwei Gläsern, die sie weggetragen, in den Händen haltend. Frau von Béarn trank langsam ihr Glas Bier, nachdem sie ihren Advokaten mit einem Anstoßen beehrt hatte, machte ihm eine traurige Verbeugung und ging in das Vorzimmer.

Herr Flageot folgte ihr, seine Perrücke in der Hand.

Frau von Béarn war auf dem Ruheplatz und suchte bereits den Strick, der als Geländer diente, als sich eine Hand auf die ihrige legte und ein Kopf auf ihre Brust stieß.

Diese Hand und dieser Kopf gehörten einem Schreiber, der zu vier und vier die steilen Stufen der Treppe hinaufsprang.

Die alte Gräfin richtete unter Brummen und Ver-

wünschungen ihre Röcke wieder zurecht, und setzte ihren Weg die Treppe hinab fort, während der Schreiber, ebenfalls auf dem Ruheplatz angelangt, die Thüre aufstieß und mit einem lustigen, treuherzigen Tone der Leute seines Standes ausrief:

„Hier, Meister Flageot, hier, das ist für den Béarn-Prozeß."

Und er reichte ihm ein Papier.

Bei diesem Namen die Treppe hinaufsteigen, den Schreiber zurückstoßen, sich auf Meister Flageot werfen, ihm das Papier entreißen, den Advokaten in seinem Cabinet blockiren, das war von der alten Gräfin geschehen, ehe der Schreiber zwei Ohrfeigen erhalten, die ihm Marguerite als Erwiederung auf zwei Küsse versetzte, oder zu versetzen sich den Anschein gab.

„Nun!" rief die alte Dame, „was sagt man denn hierin, Meister Flageot?"

„Meiner Treue, ich weiß es noch nicht, Frau Gräfin; doch wenn Sie mir das Papier geben wollen, so werde ich es Ihnen sagen."

„Es ist wahr, mein lieber Herr Flageot, lesen Sie, lesen Sie geschwinde."

Dieser betrachtete die Unterschrift des Billets.

„Es ist von Meister Guildou, unserem Procurator," sagte er.

„Oh! mein Gott."

„Er ladet mich ein," fuhr Meister Flageot mit wachsendem Erstaunen fort, „er ladet mich ein, mich bereit zu halten, nächsten Dienstag zu plaidiren, weil unsere Angelegenheit zur Verhandlung bezeichnet ist."

„Zur Verhandlung bezeichnet!" rief die Gräfin aufspringend. „Oh! nehmen Sie sich in Acht, Meister Flageot, scherzen wir diesmal nicht, denn ich würde mich nicht mehr erheben."

„Madame," erwiederte Meister Flageot, ganz verblüfft über diese Nachricht, „wenn Jemand scherzt, so ist es wohl nicht Herr Guildou, denn es wäre das erste Mal in seinem Leben."

„Ist der Brief aber auch gewiß von ihm?"

„Er hat ihn unterzeichnet, sehen Sie."

„Es ist wahr! . . . Diesen Morgen vorgeladen, Dienstag plaidirt. Oh! Meister Flageot, die Dame, welche bei mir gewesen, war also keine Intrigantin?"

„Es scheint nicht."

„Aber da sie nicht von Ihnen geschickt worden ist . . . sind Sie sicher, daß sie nicht von Ihnen geschickt wurde?"

„Bei Gott! ob ich sicher bin!"

„Von wem kann sie dann geschickt worden sein?"

„Ja, von wem?

„Denn Jemand muß sie doch geschickt haben."

„Ich verliere mich in Vermuthungen."

„Und ich gehe darin unter. Ah! lassen Sie mich noch einmal lesen, mein lieber Herr Flageot: vorgeladen, plaidirt, so steht es geschrieben; plaidirt vor dem Herrn Präsidenten Maupeou."

„Teufel! heißt es so?"

„Allerdings."

„Das ist ärgerlich."

„Warum?"

„Weil der Herr Präsident Maupeou ein vertrauter Freund der Saluces ist."

„Wissen Sie das?"

„Er ist unablässig in ihrem Hause."

„Das ist schön, nun sind wir mehr in Verlegenheit, als je. Ich habe Unglück."

„Und dennoch ist nichts dagegen einzuwenden," sprach Meister Flageot. „Sie müssen ihn besuchen."

„Aber er wird mich furchtbar empfangen."

„Sehr wahrscheinlich!"

„Oh! Meister Flageot, was sagen Sie mir da?"

„Die Wahrheit, Madame."

„Wie! Sie verlieren nicht allein Ihren Muth, sondern Sie benehmen mir sogar den, welchen ich hatte."

„Von Herrn von Maupeou kann Ihnen nichts Gutes widerfahren.“

„Schwach in diesem Grade, Sie, ein Cicero!“

„Cicero würde den Proceß von Ligarius verloren haben, hätte er vor Verres plaidirt, statt vor Cäsar zu sprechen,“ antwortete Meister Flageot, der in seiner Bescheidenheit nur dieses zu erwiedern wußte, um die ausgezeichnete Ehre zurückzuweisen, die ihm seine Clientin hatte widerfahren lassen.

„Sie rathen mir also, ihn nicht zu besuchen?“

„Oh! Gott soll mich behüten, Madame, daß ich Ihnen eine Ungereimtheit dieser Art rathe; ich beklage Sie nur, weil Sie zu einer solchen Zusammenkunft genöthigt sind.“

„Sie sprechen da, Herr Flageot, wie ein Soldat, der seinen Posten zu verlassen gedenkt. Man sollte glauben, Sie fürchten sich, diesen Prozeß zu betreiben.“

„Madame, ich habe einige in meinem Leben verloren, bei denen mehr Hoffnung auf einen Gewinn war, als bei diesem.“

Die Gräfin seufzte, raffte aber ihre ganze Energie zusammen und sprach mit einer Würde, welche einen seltsamen Contrast mit der komischen Physiognomie dieser Unterredung bildete:

„Ich werde bis zum Ende gehen; man soll nicht sagen, ich sei, während das Recht auf meiner Seite steht, vor der Kabale zurückgewichen. Ich werde meinen Prozeß verlieren, aber ich habe dann den Pflichtvergessenen die Stirne einer Frau von Stand gewiesen, wie nicht viele mehr an dem heutigen Hofe übrig sind. Wollen Sie mir den Arm geben, Herr Flageot, um mich zu dem Herrn Vicekanzler zu begleiten?“

„Madame,“ sprach Meister Flageot, der ebenfalls eine ganze Würde zu Hülfe rief, „wir Oppositionsmitglieder des Parlaments von Paris haben uns geschworen, außerhalb der Audienzen jeden Zusammenhang mit denjenigen zu vermeiden, welche die Parlamente in der An-

gelegenheit von Herrn d'Aiguillon verlassen haben. Einigkeit bildet die Kraft, und da Herr von Maupeou in dieser ganzen Angelegenheit lavirt hat, da wir uns über ihn zu beklagen haben, so werden wir in unserem Lager bleiben, bis er eine Fahne aufgezogen."

„Mein Prozeß nimmt eine schlimme Wendung, wie ich sehe," seufzte die Gräfin; „Advokaten mit ihren Richtern entzweit, Richter mit ihren Clienten entzweit ... Gleichviel, ich werde ausharren."

„Gott stehe Ihnen bei, Madame!" sprach der Advokat, und warf seinen Schlafrock auf seinen linken Arm, wie es ein römischer Senator mit seiner Toga gemacht hätte.

„Das ist ein trauriger Advokat," murmelte Frau von Béarn für sich. „Ich befürchte weniger Glück mit ihm vor dem Parlament zu haben, als ich dort vor meinem Kopfkissen hatte."

Dann sagte sie laut und mit einem Lächeln, unter dem sie ihre Unruhe zu verbergen suchte:

„Leben Sie wohl, Meister Flageot, ich bitte Sie, studiren Sie den Prozeß gut, man kann nicht wissen, was geschieht."

„Oh! Madame," erwiederte Meister Flageot, „es ist nicht die Vertheidigungsrede, was mich in Verlegenheit setzt. Ich glaube, sie wird schön sein, um so schöner, als ich furchtbare Anspielungen einzumischen im Sinne habe."

„Auf was, mein Herr, auf was?"

„Auf die Verdorbenheit von Jerusalem, Madame, das ich mit den verfluchten Städten vergleiche, und auf welches ich das Feuer des Himmels herabrufen werde. Sie begreifen, Madame, Niemand wird sich täuschen, Jerusalem wird Versailles sein."

„Herr Flageot," rief die alte Dame, „gefährden Sie sich nicht, oder gefährden Sie vielmehr meinen Prozeß nicht."

„Ei! Madame, Ihr Prozeß ist mit Herrn von Maupeou verloren; es handelt sich also nur darum, ihn vor

unsern Zeitgenossen zu gewinnen, und da man uns keine Gerechtigkeit widerfahren läßt, so wollen wir Scandal machen." –

„Herr Flageot . . ."

„Madame, lassen Sie uns Philosophen sein, lassen Sie uns donnern."

„Der Teufel donnere dir," brummte die Gräfin, „abscheulicher Rabulist, der du in Allem dem nur ein Mittel siehst, dich in deine philosophischen Fetzen zu hüllen. Ich gehe zu Herrn von Maupeou, er ist kein Philosoph, und ich habe bei ihm vielleicht wohlfeileren Kauf, als bei dir."

Hienach verließ die alte Gräfin Meister Flageot und entfernte sich aus der Rue du Petit-Lion-Saint-Sauveur, nachdem sie in zwei Tagen alle Stufen der Leiter der Hoffnungen und der Täuschungen durchlaufen hatte.

XXX.

Der Vice.

Die alte Gräfin zitterte an allen Gliedern, als sie sich zu Herrn von Maupeou begab.

Es kam ihr indessen auf dem Wege ein Gedanke, der ganz geeignet war, sie zu beruhigen. Aller Wahrscheinlichkeit nach dürfte die vorgerückte Stunde Herrn von Maupeou nicht erlauben, sie zu empfangen, und sie würde sich dann begnügen, ihren nahe bevorstehenden Besuch dem Schweizer anzukündigen.

Es mochte in der That sieben Uhr Abends sein, und obgleich es noch Tag war, so hatte sich doch die Gewohnheit, um vier Uhr zu speisen, bereits unter dem Adel verbreitet und unterbrach im Allgemeinen jedes Geschäft vom Mittagsbrod bis zum andern Morgen.

Frau von Béarn, welche den Vicekanzler sehnlichst zu treffen wünschte, fühlte sich jedoch getröstet bei dem Gedanken, sie würde ihn nicht finden. Es ist dies einer

von den häufigen Widersprüchen des menschlichen Geistes, die man stets begreifen wird, ohne sie zu erklären.

Die Gräfin erschien also, fest darauf rechnend, der Schweizer würde sie zurückweisen. Sie hielt einen Drei-Livres-Thaler bereit, um den Cerberus zu besänftigen und ihn zu veranlassen, ihren Namen in der Liste der erbetenen Audienzen aufzunehmen.

Als sie vor das Hotel kam, sah sie den Schweizer mit einem Huissier sprechen, der ihm einen Befehl zu geben schien. Sie wartete bescheidener Weise, aus Furcht, die zwei Sprechenden zu stören; sobald sie aber der Huissier in ihrem Miethwagen erblickte, zog er sich zurück.

Der Schweizer näherte sich dem Wagen und fragte nach dem Namen der Sollicitantin.

„Oh!" sagte sie, „ich weiß, daß ich wahrscheinlich nicht die Ehre haben werde, Seine Excellenz zu sehen."

„Gleichviel, Madame," sprach der Schweizer, „erweisen Sie mir die Ehre, mir zu sagen, wie Sie heißen."

„Gräfin von Béarn."

„Monseigneur ist zu Hause."

„Wie beliebt?" versetzte Frau von Béarn im höchsten Maße erstaunt.

„Ich sage, Monseigneur sei zu Hause," wiederholte der Schweizer.

„Doch ohne Zweifel empfängt Monseigneur nicht?"

„Er wird die Frau Gräfin empfangen," erwiederte der Schweizer.

Frau von Béarn stieg aus, ohne zu wissen, ob sie träumte oder wachte. Der Schweizer zog an einer Schnur, welche eine Glocke zweimal ertönen machte. Der Huissier erschien auf der Freitreppe, und der Schweizer machte der Gräfin ein Zeichen, daß sie eintreten könne."

„Sie wollen mit Monseigneur sprechen? fragte der Huissier.

„Das heißt, mein Herr, ich wünsche diese Gunst, ohne daß ich sie zu hoffen wage."

„Wollen Sie mir folgen, Frau Gräfin."

„Man sagt so viel Schlimmes von diesem Beamten!"

dachte die Gräfin, während sie dem Huissier folgte, „er hat jedoch eine große Eigenschaft, die, zu jeder Stunde zugänglich zu sein. Ein Kanzler! ... das ist seltsam."

Und indeß sie vorwärts ging, zitterte sie bei dem Gedanken, einen um so herberen, um so unfreundlicheren Mann zu finden, als er sich dieses Vorrecht durch die beständige Ausübung seiner Pflichten gab.

Herr von Maupeou arbeitete, unter einer großen Perrücke begraben und in ein Kleid von schwarzem Sammet gehüllt, bei offenen Thüren in seinem Cabinet.

Als die Gräfin eintrat, warf sie einen raschen Blick umher, aber sie sah zu ihrem Erstaunen, daß sie allein war, und daß sich kein anderes Gesicht, als das ihrige und das des magern, gelben, geschäftigen Kanzlers in den Spiegeln wiederstrahlte.

Der Huissier meldete die Frau Gräfin von Béarn.

Herr von Maupeou stand rasch auf und fand sich mit derselben Bewegung an seinen Kamin angelehnt.

Frau von Béarn machte die drei durch die Etiquette vorgeschriebenen Verbeugungen.

Das kleine Kompliment, das auf die Verbeugungen folgte, war etwas verlegen. Sie erwartete diese Ehre nicht... sie glaubte nicht, ein so sehr beschäftigter Minister würde den Muth haben, sich von seinen Ruhestunden abzubrechen...

Herr von Maupeou erwiederte, die Zeit sei nicht minder kostbar für die Unterthanen Seiner Majestät, als für seine Minister. Es sei indessen ein Unterschied zwischen den Leuten zu machen, welche Eile haben, und er gebe stets seinen besten Rest denjenigen, welche diesen Unterschied verdienen.

Neue Verbeugungen von Frau von Béarn, dann verlegenes Stillschweigen, denn hier mußten die Komplimente aufhören und die Gesuche anfangen.

Herr von Maupeou wartete, indem er sich das Kinn streichelte.

„Monseigneur," sagte die Gräfin, „ich nahm mir die Freiheit, vor Eurer Excellenz zu erscheinen, um dersel-

den unterthänigst eine sehr wichtige Angelegenheit auseinanderzusetzen, von der mein ganzes Vermögen abhängt."

Herr von Maupeou machte mit dem Kopfe ein leichtes Zeichen, welches sagen wollte: Sprechen Sie.

„In der That, Monseigneur," fuhr sie fort, „Sie mögen erfahren, daß mein ganzes Vermögen, oder vielmehr das meines Sohnes bei dem Prozesse betheiligt ist, den wir in diesem Augenblick gegen die Familie Saluces führen."

Der Vicekanzler streichelte fortwährend sein Kinn.

„Aber Ihre Rechtlichkeit ist mir so wohl bekannt, Monseigneur, daß ich, obgleich vertraut mit dem Interesse, ich sage sogar mit der Freundschaft Eurer Excellenz für meine Gegenpartie, nicht einen Augenblick zögerte, Eure Exzellenz zu bitten, mir Gehör zu schenken."

Herr von Maupeou konnte sich eines Lächelns nicht erwehren, als er seine Rechtlichkeit loben hörte, das glich zu sehr den apostolischen Vorzügen von Dubois, dem man fünfzig Jahre früher auch über seine Tugenden Komplimente machte.

„Frau Gräfin," sprach er, „Sie haben Recht, wenn Sie sagen, ich sei ein Freund der Saluces, Sie haben aber auch Recht, wenn Sie glauben, daß ich bei Uebernahme der Siegel jede Freundschaft abgelegt habe. Ich werde Ihnen also abgesehen von jeder Privattheilnahme antworten, wie es sich für den obersten Chef der Justiz geziemt."

„Oh! Monseigneur, seien Sie gesegnet," rief die alte Gräfin."

„Ich prüfe daher Ihre Angelegenheit als ein einfacher Rechtsgelehrter," fuhr der Kanzler fort.

„Und ich danke Eurer Excellenz, welche in solchen Materien so gewandt ist."

„Ihr Prozeß kommt, glaube ich, bald zur Verhandlung."

„Er ist für die nächste Woche anberaumt, Monseigneur."

„Was wünschen Sie nun?"

„Daß Eure Excellenz von den Acten Kenntniß nehme.“

„Es ist geschehen.“

„Nun?“ fragte zitternd die alte Gräfin, „was denken Sie davon, Monseigneur?“

„Von Ihrem Prozeß?“

„Ja.“

„Ich sage, daß kein Zweifel möglich ist.“

„Wie? über das Gewinnen?“

„Nein, über das Verlieren.“

„Monseigneur sagt, ich werde meinen Prozeß verlieren?“

„Unzweifelhaft. Ich will Ihnen also einen Rath geben.“

„Welchen?“ fragte die Gräfin mit einer letzten Hoffnung.

„Haben Sie eine Zahlung zu leisten, wenn der Prozeß entschieden, der Ausspruch gethan ist . . .“

„Nun!“

„Nun! so halten Sie Ihre Gelder bereit.“

„Aber, Monseigneur, wir sind dann zu Grunde gerichtet.“

„Frau Gräfin, Sie begreifen, daß die Gerechtigkeit nicht auf solche Betrachtungen eingehen kann.“

„Monseigneur, neben der Gerechtigkeit steht das Mitleid.“

„Gerade aus diesem Grunde, Frau Gräfin, hat man die Gerechtigkeit blind gemacht.“

„Aber Eure Excellenz wird mir doch einen Rath nicht verweigern?“

„Fragen Sie immerhin. Was für einen wollen Sie haben?“

„Ist es nicht möglich, einen Vergleich zu treffen, einen milderen Spruch zu erlangen?“

„Sie kennen keinen von Ihren Richtern?“ sagte der Herr Vicekanzler.

„Keinen, Monseigneur.“

„Das ist ärgerlich! die Herren von Saluces stehen mit drei Vierteln des Parlaments in Verbindung."

Die Gräfin bebte.

„Merken Sie wohl," fuhr der Vicekanzler fort, „daß dies nichts thut, was den Grund der Sache betrifft, denn ein Richter läßt sich nicht durch Privateinflüsse bestimmen."

Dies war eben so wahr, als die Rechtlichkeit des Kanzlers und die berühmten apostolischen Tugenden von Dubois. Die Gräfin sank beinahe in Ohnmacht.

„Aber," fuhr der Kanzler fort, „neben Aufrechthaltung der Redlichkeit, denkt der Richter mehr an seinen Freund, als an den Gleichgültigen; das ist nur zu gerecht, wenn es gerecht ist, und da es gerecht sein wird, daß Sie Ihren Prozeß verlieren, Madame, so kann man Ihnen wohl die Folgen so unangenehm als nur möglich machen."

„Aber, was Eure Excellenz zu sagen mir die Ehre erweist, ist furchtbar."

„Ich, was mich betrifft, Madame, werde mich fern halten, wie Sie wohl denken können," fuhr Herr von Maupeou fort; „ich habe den Richtern nichts zu empfehlen, und da ich selbst nicht urtheile, so kann ich sprechen."

„Ach! Monseigneur, ich vermuthete wohl Eines."

Der Vicepräsident heftete seine kleinen grauen Augen auf die Gräfin.

„Daß die Herren von Saluces, da sie in Paris wohnen, mit allen meinen Richtern in Verbindung stehen, daß die Herren von Saluces allmächtig sein würden."

„Vor Allem, weil sie das Recht haben."

„Wie grausam ist es, Monseigneur, solche Worte aus dem Munde eines Mannes kommen zu hören, der unfehlbar ist, wie Eure Excellenz."

„Es ist wahr, ich sage Ihnen Alles dies, und dennoch," versetzte Herr von Maupeou mit einer geheuchelten Gutmüthigkeit, „und dennoch möchte ich Ihnen gern nützlich sein . . . bei meiner Ehre."

Die Gräfin bebte; es kam ihr vor, als sähe sie

etwas Dunkles, wenn nicht in den Worten, doch wenigstens in dem Gedanken des Vicepräsidenten, und wenn sich diese Dunkelheit zerstreute, würde sie dahinter etwas Günstiges entdecken.

„Uebrigens," fuhr Herr von Maupeou fort, „übrigens ist der Name, den Sie führen, einer der schönsten von Frankreich und dient bei mir als eine sehr wirksame Empfehlung."

„Wird es aber nicht verhindern, daß ich meinen Prozeß verliere, Monseigneur."

„Bei Gott! ich vermag nichts."

„Oh! Monseigneur, Monseigneur, wie gehen die Dinge!" sagte die Gräfin, den Kopf schüttelnd.

„Sie scheinen anzudeuten, Madame, in unserer guten alten Zeit seien sie besser gegangen," versetzte lächelnd Herr von Maupeou.

„Ach! ja, Monseigneur, so kommt es mir wenigstens vor, und ich erinnere mich mit Entzücken jener Zeit, wo Sie, ein einfacher Advokat des Königs beim Parlament, jene schöne Reden hielten, denen ich, damals eine junge Frau, voll Begeisterung Beifall klatschte. Welches Feuer! welche Beredtsamkeit! welche Tugend! Oh! Herr Kanzler, in jener Zeit gab es weder Kabalen, noch Begünstigungen, in jener Zeit hätte ich meinen Prozeß gewonnen."

„Wir hatten wohl Frau von Phalaris, welche in den Augenblicken, wo der Regent schlief, zu regieren suchte, und die Souris, die sich überall eindrängte, um wo möglich einen kleinen Gewinn für sich herauszuschlagen."

„Oh! Monseigneur, Frau von Phalaris war eine so große Dame, und die Souris ein so gutes Mädchen."

„Daß man ihnen nichts verweigern konnte."

„Oder daß sie nichts zu verweigern wußten."

„Ah! Frau Gräfin," sagte der Kanzler, auf eine Weise lachend, welche die alte Dame immer mehr in Erstaunen setzte, so treuherzig, so natürlich war seine

Miene, „machen Sie nicht, daß ich aus Liebe für meine Jugend schlimm von meiner Verwaltung spreche.“

„Aber Eure Excellenz kann mich doch nicht abhalten, mein verlorenes Vermögen, mein auf immer zu Grund gerichtetes Haus zu beweinen.“

„Das heißt nicht von seiner Zeit sein, Gräfin, opfern Sie den Götzen des Tags, opfern Sie ihnen.“

„Ach! Monseigneur, die Götzen des Tags wollen nichts von denjenigen wissen, welche mit leeren Händen kommen.“

„Was wissen Sie davon?“

„Ich?“

„Ja, Sie haben es, wie mir scheint, nicht versucht?“

„Oh! Monseigneur, Sie sind so gut, daß Sie wie ein Freund mit mir sprechen.“

„Ei! wir sind von demselben Alter Gräfin.“

„Warum bin ich nicht zwanzig Jahre, Monseigneur, und warum sind Sie nicht noch einfacher Advokat! Sie würden für mich plaidiren, und es gäbe keine Saluces, welche gegen Sie Stand halten könnten.“

„Leider sind Sie nicht mehr zwanzig Jahre alt, Frau Gräfin,“ sagte der Vicekanzler mit einem galanten Seufzer, „wir müssen also diejenigen anflehen, welche dies sind, da Sie selbst zugestehen, daß es das Alter des Einflusses ist . . . Wie! Sie kennen Niemand bei Hofe?“

„Betagte Herren, welche sich ihrer ehemaligen Freundin schämen würden, weil sie arm geworden ist. Ich habe den Zutritt in Versailles und könnte dahin gehen, wenn ich wollte; doch, wozu soll es nützen? Ach! wenn ich wieder in den Besitz meiner zweimal hundert tausend Livres gelangte, würde man mich wohl abermals aufsuchen. Thun Sie dieses Wunder, Monseigneur.“

Der Kanzler gab sich den Anschein, als hörte er diese Worte nicht.

„An Ihrer Stelle,“ sagte er, „würde ich die Alten vergessen, wie die Alten Sie vergessen, und ich würde

mich an die Jungen wenden, welche Parteigänger zu rekrutiren suchen. Kennen Sie ein wenig Mesdames?"

„Sie haben mich vergessen."

„Und dann vermögen sie nichts. Kennen Sie den Dauphin?"

„Nein."

„Er ist auch zu sehr mit der Ankunft seiner Erzherzogin beschäftigt, um an etwas Anderes zu denken," fuhr Herr von Maupeou fort; „doch sehen wir uns unter den Günstlingen um."

„Ich weiß nicht einmal, wie sie heißen."

„Herr d'Aiguillon."

„Ein Geck, dem man unwürdige Dinge nachsagt, der sich in einer Mühle verborgen hat, während sich die Andern schlugen ... pfui!"

„Bah!" versetzte der Kanzler, „man muß immer nur die Hälfte von dem, was die Leute sagen, glauben. Suchen wir weiter."

„Suchen Sie, Monseigneur, suchen Sie."

„Warum nicht? Ja ... Nein ... Doch ..."

„Sprechen Sie, Monseigneur, sprechen Sie."

„Warum wollen Sie sich nicht an die Gräfin selbst wenden?"

„An Madame Dubarry?" versetzte Frau von Béarn, indem sie ihren Fächer öffnete.

„Ja, sie ist im Grunde gut."

„Wahrhaftig?"

„Und besonders dienstfertig."

„Ich bin von zu altem Hause, um ihr zu gefallen, Monseigneur."

„Ich glaube, Sie täuschen sich, Gräfin; sie sucht mit guten Familien in Verbindung zu treten."

„Sie glauben?" sagte die alte Gräfin, welche bereits in ihrem Widerstande wankte.

„Kennen Sie Madame Dubarry?"

„Mein Gott, nein!"

„Oh! das ist schlimm! ich denke sie hat Kredit?"

Oh! ja, sie hat Kredit, aber ich habe sie nie gesehen."

„Ihre Schwester Chon auch nicht?"

„Nein."

„Ihre Schwester Bischi auch nicht?"

„Nein."

„Ihren Bruder Jean auch nicht?"

„Nein."

„Ihren Neger Zamore auch nicht?"

„Wie, ihren Neger?"

„Ja, ihr Neger ist eine Macht."

„Das kleine Scheusal, dessen Portrait man auf dem Pont-Neuf verkauft, und das einem angekleideten Mops gleicht?"

„Ganz richtig."

„Ich soll diesen schwarzen Kerl kennen, Monseigneur!" rief die Gräfin in ihrer Würde verletzt, „wie soll ich seine Bekanntschaft gemacht haben?"

„Ah! ich sehe, Sie wollen Ihre Güter nicht behalten, Gräfin."

„Wie so?"

„Da Sie Zamore verachten."

„Aber, was kann denn Zamore in Allem dem machen?"

„Er kann machen, daß Sie Ihren Prozeß gewinnen."

„Dieser Mozambique kann machen, daß ich meinen Prozeß gewinne! Und wie dies, wenn ich bitten darf?"

„Indem er seiner Gebieterin sagt, es gewähre ihm Vergnügen, wenn Sie ihn gewinnen. Sie kennen die Einflüsse. Er macht Alles, was er will, mit seiner Gebieterin, und seine Gebieterin macht Alles, was sie will, mit dem König."

„Zamore regiert also Frankreich?"

„Hm!" versetzte Herr von Maupeou, „Zamore ist sehr einflußreich, und ich wollte lieber mit . . . mit der Dauphine, zum Beispiel, entzweit sein, als mit ihm."

„Jesus!" rief Frau von Béarn, „wenn es nicht eine

so ernste Person wie Eure Excellenz wäre, die mir solche Dinge sagte!"

„Ei! mein Gott, nicht ich allein werde Ihnen das sagen, sondern die ganze Welt. Fragen Sie die Herzoge und Pairs, ob sie, wenn sie nach Marly oder Luciennes gehen, die Dragées für den Mund oder die Perlen für die Ohren von Zamore vergessen. Ich, der ich mit Ihnen spreche, bin ich nicht Kanzler von Frankreich, oder beinahe dies? Nun, mit was glauben Sie, daß ich mich beschäftigte, als Sie eintraten? Ich schrieb für ihn seine Bestallung als Gouverneur."

„Als Gouverneur?"

„Ja. Herr von Zamore ist zum Gouverneur des Schlosses Luciennes ernannt worden."

„Derselbe Titel, mit dem man den Herrn Grafen von Béarn nach zwanzigjährigen Diensten belohnt hat?"

„Indem man ihn zum Gouverneur des Schlosses Blois ernannte?"

„Ja, so ist es."

„Mein Gott, welche Entartung!" rief die Gräfin; „die Monarchie ist also verloren?"

„Sie ist wenigstens sehr krank, Gräfin; doch Sie wissen, von einem Kranken, der dem Sterben nahe ist, erwirkt man, was man kann."

„Allerdings, allerdings; aber man muß sich dem Kranken nähern können."

„Wissen Sie, was geschehen müßte, damit Sie von Madame Dubarry gut aufgenommen würden?"

„Was?"

„Es müßte Ihnen gestattet sein, dieses Patent ihrem Neger zu überbringen."

„Mir!"

„Welch eine schöne Gelegenheit, in die Sache selbst einzugehen."

„Sie glauben, Monseigneur?" sagte die Gräfin ganz verblüfft.

„Ich bin dessen gewiß, doch . . ."

„Doch . . . ?" wiederholte Frau von Béarn.

„Doch Sie kennen Niemand in ihrer Nähe."

„Aber Sie, Monseigneur?"

„Ei! ich . . ."

„Ja."

„Ich . . . ich wäre sehr verlegen."

„Ah!" rief die arme alte Dame, ganz gelähmt durch alle diese Alternativen, „das Glück will offenbar nichts für mich thun. Eure Excellenz nimmt mich auf, wie ich nie aufgenommen worden bin, während ich nicht einmal auf die Ehre, Sie zu sehen, hoffte. Nun! es fehlt mir noch etwas: ich bin nicht nur geneigt, Madame Dubarry den Hof zu machen, ich, eine Béarn, bin sogar bereit, die Commissionairin dieses abscheulichen Negers zu werden, den ich nicht mit einem Fußtritt auf das Hintertheil beehrt haben würde, wenn ich ihn auf der Straße getroffen hätte, und nun kann ich nicht einmal bis zu diesem kleinen Ungeheuer gelangen."

Herr von Maupeou fing wieder an sein Kinn zu streicheln, und schien zu suchen, als plötzlich der Huissier eintretend meldete:

„Der Herr Vicomte Jean Dubarry."

Bei diesen Worten schlug der Kanzler als Zeichen des Erstaunens in seine Hände, und die Gräfin sank ohne Puls und ohne Athem in einen Lehnstuhl.

„Sagen Sie nun, Sie seien vom Glück verlassen, Madame," rief der Kanzler. „Ah! Gräfin, Gräfin, der Himmel kämpft im Gegentheil für Sie."

Dann wandte er sich gegen den Huissier und sprach, ohne der armen Alten Zeit zu lassen, sich von ihrem Erstaunen zu erholen.

„Lassen Sie ihn eintreten."

Der Huissier entfernte sich und kehrte nach einem Augenblick unserem alten Bekannten, Jean Dubarry, der mit gespanntem Knie und den Arm in der Schlinge eintrat, voranschreitend zurück.

Nach den gewöhnlichen Begrüßungen, und als die

Gräfin unentschlossen und zitternd aufzustehen suchte, um Abschied zu nehmen, als sie bereits der Kanzler mit einer leichten Kopfbewegung begrüßte und durch dieses Zeichen andeutete, die Audienz sei vorüber, sagte der Vicomte:

„Verzeihen Sie, Monseigneur, verzeihen Sie, Madame, entschuldigen Sie, daß ich Sie störe, ich bitte, bleiben Sie, Madame... Ich habe mit gütiger Erlaubniß Seiner Excellenz nur zwei Worte zu sprechen."

Die Gräfin setzte sich, ohne sich bitten zu lassen, denn ihr Herz schwamm in Freude und schlug vor Ungeduld.

„Aber vielleicht bin ich Ihnen lästig, mein Herr?" stammelte die Gräfin.

„Oh! mein Gott, nein. Ich habe nur zwei Worte Seiner Excellenz zu sagen, nur zehn Minuten ihrer kostbaren Arbeit zu entziehen; ich brauche nur die erforderliche Zeit, um eine Klage anzubringen."

„Klage, sagen Sie?" rief der Kanzler.

„Mörderisch angefallen, Monseigneur, ja mörderisch angefallen! Sie begreifen, ich kann solche Dinge nicht hingehen lassen. Man begegne uns verächtlich, man mache Spottlieder auf uns; man schwärze uns an; Alles dies überlebt man, aber man erwürge uns nicht, bei Gott! daran stirbt man."

„Erklären Sie sich, mein Herr," sagte der Kanzler, der den Erschrockenen spielte.

„Das wird bald geschehen sein. Doch, mein Gott, ich unterbreche die Audienz dieser Dame."

„Die Frau Gräfin von Béarn," sprach der Kanzler, indem er die alte Dame dem Herrn Vicomte Jean Dubarry vorstellte.

Dubarry wich anmuthig zurück, um seine Verbeugung zu machen, die Gräfin that dasselbe, und Beide begrüßten sich mit so viel Ceremonie, als ob sie es bei Hof gethan hätten.

„Nach Ihnen, Herr Vicomte," sagte sie.

„Frau Gräfin, ich wage es nicht, ein Verbrechen verletzter Galanterie zu begehen."

„Thun Sie es, mein Herr, thun Sie es; bei mir handelt es sich nur um Geld, bei Ihnen handelt es sich um die Ehre. Sie haben natürlich mehr Eile."

„Madame," sprach der Vicomte, „ich werde von Ihrer Artigkeit Gebrauch machen."

Und er erzählte seine Angelegenheit dem Kanzler, der sehr ernsthaft zuhörte.

„Sie müssen Zeugen haben," sprach Herr von Maupeou nach kurzem Stillschweigen.

„Ah!" rief Dubarry, „daran erkenne ich den redlichen Richter, der nur der unverwerflichen Wahrheit Einfluß auf sich gestatten lassen will. Nun wohl, man wird die Zeugen finden."

„Monseigneur," sagte die Gräfin, „einer ist gefunden."

„Wer ist dieser Zeuge?" fragten gleichzeitig der Vicomte und Herr von Maupeou.

„Ich," antwortete die Gräfin.

„Sie, Madame?" rief der Kanzler.

„Hören Sie, mein Herr: ist die Sache nicht in dem Dorfe Lachaussée vorgefallen?"

„Ja, Madame."

„Auf der Poststation?"

„Ja."

„Nun, ich werde Ihr Zeuge sein. Ich kam nach dem Orte, wo das Attentat begangen wurde, zwei Stunden nach dem Attentat."

„Wirklich, Madame?" versetzte der Kanzler.

„Ah! Sie machen mich sehr glücklich," sagte der Vicomte.

„Bei meiner Ankunft sprach noch der ganze Flecken von dem Ereigniß," fuhr die Gräfin fort.

„Nehmen Sie sich in Acht," sagte der Vicomte, „nehmen Sie sich in Acht! Wenn Sie einwilligen, mir in dieser Sache zu dienen, so werden die Choiseul sehr

wahrscheinlich ein Mittel finden, Sie dies bereuen zu lassen."

„Oh!" sprach der Kanzler, „das wird ihnen um so leichter sein, als die Frau Gräfin in diesem Augenblick einen Prozeß hat, dessen Gewinn mir sehr zweifelhaft zu sein scheint."

„Monseigneur, Monseigneur," sprach die alte Dame, indem sie die Hände an ihre Stirne drückte, „ich stürze von Abgrund zu Abgrund."

„Stützen Sie sich ein wenig auf diesen Herrn," sagte der Kanzler halblaut, „er wird Ihnen einen starken Arm bieten."

„Nur einen," entgegnete Dubarry sich zierend, „doch ich kenne Jemand, der zwei gute und lange Arme hat und sie Ihnen anbietet."

„Ah! Herr Vicomte," rief die alte Dame, „ist dieses Anerbieten im Ernste gemeint?"

„Bei Gott! ein Dienst ist den andern werth, Madame; ich nehme die Ihrigen an, nehmen Sie die meinigen. Wollen Sie?"

„Ob ich sie annehme, mein Herr! . . . Ah! das ist zu viel Glück."

„Nun! Madame, ich begebe mich auf der Stelle zu meiner Schwester: haben Sie die Gnade, einen Platz in meinem Wagen zu nehmen."

„Ohne Grund, ohne Vorbereitung. Oh! mein Herr, ich würde es nicht wagen."

„Sie haben einen Grund, Madame," sprach der Kanzler, und steckte der Gräfin das Patent von Zamore in die Hand.

„Herr Kanzler," rief die Gräfin, „Sie sind mein Schutzgott. Herr Vicomte, Sie sind die Blume des französischen Adels."

„Zu Ihren Diensten," wiederholte abermals der Vicomte, indem er der Gräfin, welche wie ein Vogel enteilte, den Weg zeigte.

„Ich danke für meine Schwester," sagte Jean leise

zu Herrn von Maupeou; „ich danke, mein Vetter. Doch habe ich meine Rolle gut gespielt?"

„Vortrefflich," antwortete Maupeou; „erzählen Sie dort auch ein wenig, wie ich die meinige gespielt habe. Nehmen Sie sich übrigens in Acht, die Alte ist schlau."

In diesem Augenblick wandte sich die Gräfin um.

Die zwei Männer verbeugten sich zu einem ceremoniösen Gruß.

Eine prachtvolle Carrosse mit königlichen Livreen wartete vor der Freitreppe. Die Gräfin setzte sich ganz aufgeblasen von Stolz hinein. Jean machte ein Zeichen und man fuhr ab. . . . .

Nachdem der König von Madame Dubarry weggegangen, nach einem kurzen und verdrießlichen Empfang, wie ihn Ludwig **XV.** den Höflingen angekündigt hatte, war die Gräfin allein mit Chon und ihrem Bruder geblieben, der sich Anfangs nicht gezeigt hatte, damit man den Zustand seiner, in Wirklichkeit sehr leichten, Wunde nicht ergründen könnte.

In Folge des Familienraths, welcher nun stattgefunden, war die Gräfin statt nach Luciennes, wie sie es dem König gesagt, nach Paris abgereist. Die Gräfin besaß hier in der Rue de Valois ein kleines Hotel, das der ganzen Familie, welche unablässig unter Weges war, wenn es die Geschäfte oder die Vergnügungen heischten, als Absteigquartier diente.

Die Gräfin nahm in einem Zimmer des Hotel Platz, ließ sich ein Buch geben, und wartete.

Während dieser Zeit errichtete der Vicomte seine Batterien.

Die Favoritin hatte indessen nicht den Muth gehabt, durch Paris zu fahren, ohne den Kopf von Zeit zu Zeit an den Kutschenschlag zu halten. Es gehört zu den Instinkten hübscher Frauen, sich zu zeigen, weil sie fühlen, daß sie gut anzuschauen sind. Die Gräfin zeigte sich also, so daß das Gerücht von ihrer Ankunft in Paris sich ver-

breitete, weshalb sie von zwei bis sechs Uhr mehr als zwanzig Besuche empfing.

Das war eine Wohlthat der Vorsehung für die arme Gräfin, welche vor Langweile gestorben wäre, wenn sie hätte allein bleibenmüssen; doch in Folge dieser Zerstreuung ging die Zeit durch Nachsinnen, durch Thronen und Coquettiren hin.

Man konnte halb acht auf der großen Uhr lesen, als der Vicomte, die Gräfin von Béarn zu seiner Schwester führend, an der Saint-Eustache-Kirche vorüberkam.

Das Gespräch in der Carrosse drückte das ganze Zögern der Gräfin, von einem solchen Glücke Gebrauch zu machen, aus.

Von Seiten des Vicomte war es das Heucheln einer gewissen Protectorswürde und das unbegränzte Bewundern des seltsamen Zufalls, der Frau von Béarn die Bekanntschaft von Madame Dubarry verschaffte.

Frau von Béarn konnte ihrerseits nicht genug die Höflichkeit und Zuvorkommenheit des Vicekanzlers rühmen.

Trotz dieser gegenseitigen Lügen gingen die Pferde nicht minder schnell, und man gelangte zu der Gräfin, zehn Minuten vor acht Uhr.

„Erlauben Sie, Madame," sprach der Vicomte, indem er die alte Dame in einem Wartesaal ließ, „erlauben Sie, daß ich Madame Dubarry von der Ehre unterrichte, die ihrer harrt."

„Oh! mein Herr," sprach die Gräfin, „ich dulde in der That nicht, daß man sie stört."

„Oh! der reizende kleine Neger," rief die Gräfin; „gehört er Ihrer Frau Schwester?"

„Ja, Madame, es ist einer von ihren Lieblingen," sagte der Vicomte.

„Ich mache ihr mein Kompliment dazu."

Beinahe in demselben Augenblick öffneten sich die zwei Flügel des Wartesaals und der Bediente führte die Gräfin von Béarn in den großen Salon ein, wo Madame Dubarry ihre Audienzen gab.

Während die Gräfin den Luxus dieser köstlichen Ge-

mächer betrachtete, begab sich Jean Dubarry zu seiner Schwester.

„Ist sie es?" fragte die Gräfin.

„In Fleisch und Knochen."

„Sie vermuthet nichts?"

„Durchaus nichts."

„Und der Vice?"

„Vortrefflich. Alles conspirirt für uns, liebe Freundin."

„Bleiben wir nicht länger beisammen, damit sie nichts vermuthet."

„Sie haben Recht, denn sie sieht aus, wie eine feine Fliege. Wo ist Chon?"

„Sie wissen es wohl, in Versailles."

„Sie soll sich nicht zeigen."

„Ich habe es ihr eingeschärft."

„So treten Sie ein, Prinzessin."

Madame Dubarry öffnete die Thüre ihres Boudoir und trat ein.

Alle Ceremonien der Etiquette, welche man in einem solchen Falle in der Zeit entwickelte, in der die Ereignisse sich zutragen, die wir erzählen, wurden gewissenhaft von den zwei Schauspielerinnen vollzogen, welche ganz von dem Verlangen, sich einander zu gefallen, erfüllt waren.

Madame Dubarry nahm zuerst das Wort und sprach:

„Ich habe bereits meinem Bruder gedankt, daß er mir die Ehre Ihres Besuches verschaffte, ich danke nun Ihnen, daß Sie die Güte hatten und mir denselben zudachten."

„Und ich, Madame," antwortete Frau von Béarn entzückt, „ich finde keine Worte, um Ihnen meine ganze Dankbarkeit für den liebreichen Empfang auszudrücken, den Sie mir bereiten."

„Madame," erwiederte die Gräfin mit einer ehrfurchtsvollen Verbeugung, „es ist meine Pflicht gegen eine Dame von Ihrem Rang, mich zu ihrer Verfügung zu stellen, wenn ich ihr zu irgend etwas dienlich sein dürfte."

Und nachdem die drei Verbeugungen von beiden Sei-

ten gemacht waren, bezeichnete die Gräfin Dubarry Frau von Béarn ein Fauteuil und nahm eines für sich selbst.

XXX.

Das Patent von Zamore.

„Madame," sagte die Favoritin zur Gräfin, „sprechen Sie, ich höre."

„Erlauben Sie, meine Schwester," versetzte Jean, der stehen geblieben war, „erlauben Sie mir den Anschein zu beseitigen, als wollte Madame um etwas bitten; Madame dachte nicht entfernt daran. Der Herr Kanzler übergab ihr nur einen Auftrag für Sie."

Frau von Béarn warf einen Blick voll Dankbarkeit auf Jean, und reichte der Gräfin das von dem Vicekanzler unterzeichnete Patent, welches Patent Luciennes zu einem königlichen Schloß erhob, und an Zamore den Titel seines Gouverneur übertrug.

„Also bin ich Ihnen zu Dank verpflichtet, Madame," sprach die Gräfin, nachdem sie das Patent flüchtig angeschaut hatte, „und wenn ich so glücklich wäre, eine Gelegenheit zu finden, Ihnen auch eine Gefälligkeit zu erweisen . . ."

„Oh! das wird leicht sein, Madame," rief die Gräfin mit einer Lebhaftigkeit, welche die zwei Verbündeten bezauberte.

„Wie so, Madame? Sprechen Sie, ich bitte."

„Da Sie die Güte hatten, mir zu bemerken, Madame, mein Name sei Ihnen nicht ganz unbekannt . . ."

„Wie, ein Béarn!"

„Nun! Sie haben vielleicht von einem Prozeß sprechen hören, der die Güter meines Hauses betrifft."

„Streitig gemacht durch die Herren von Saluces, wie ich glaube?"

„Ach! ja, Madame."

„Ja, ja, ich kenne diese Angelegenheit," sagte die Gräfin,

„Seine Majestät sprach eines Abends bei mir darüber mit meinem Vetter, Herrn von Maupeou."

„Seine Majestät!" rief Frau von Béarn, „Seine Majestät hat von meinem Prozeß gesprochen?"

„Ja, Madame."

„Und in welchen Ausdrücken?"

„Ach! arme Gräfin," rief ebenfalls Madame Dubarry den Kopf schüttelnd.

„Ah! nicht wahr ein verlorener Prozeß?" versetzte die alte Dame voll Angst.

„Ich befürchte es, wenn ich die Wahrheit sprechen soll, Madame."

„Seine Majestät hat es gesagt?"

„Seine Majestät, ohne sich auszusprechen, denn sie ist voll Klugheit und Zartgefühl, schien diese Güter bereits als von der Familie Saluces erworben zu betrachten."

„Oh! mein Gott, mein Gott, Madame, wenn Seine Majestät auf dem Laufenden in der Sache wäre, wenn sie wüßte, daß eine Abtretung in Folge einer zurückbezahlten Obligation stattgefunden hat! Ja Madame, zurückbezahlt; die zweimal hundert tausend Franken sind zurückgegeben worden. Ich besitze allerdings die Empfangsscheine nicht, aber ich habe die moralischen Beweise, und wenn ich vor dem Parlament selbst plaidiren könnte, so würde ich durch Deduction darthun . . ."

„Durch Deduction?" unterbrach sie die Gräfin, welche durchaus nichts von dem verstand, was ihr Frau von Béarn sagte, ihrer Auseinandersetzung aber nichtsdestoweniger die ernsthafteste Aufmerksamkeit zu schenken schien.

„Ja, Madame, durch Deduction."

„Der Beweis durch Deduction ist gestattet," sagte Jean.

„Ah! Sie glauben das, Herr Vicomte," rief die Alte.

„Ich glaube es," antwortete der Vicomte mit dem höchsten Ernst.

„Nun wohl, durch Deduction würde ich beweisen, daß diese Obligation von zweimal hundert tausend Livres, welche mit den angehäuften Interessen heute ein Kapital von mehr

als einer Million bildet, ich würde beweisen, daß diese Obligation vom Jahr 1406 durch Guy Gaston IV., Grafen von Béarn, auf seinem Sterbebett im Jahr 1417 zurückbezahlt gewesen sein muß, denn es finden sich in seinem Testament von seiner eigenen Hand die Worte: „„Auf meinem Sterbebett, indem ich den Menschen nichts mehr schuldig bin, und bereit, vor Gott zu erscheinen ...““

„Nun?“ sagte die Gräfin.

„Sie begreifen, wenn er den Menschen nichts mehr schuldig war, so hatte er sich seiner Verbindlichkeiten gegen die Saluces entledigt. Sonst hätte er gesagt: „„indem ich zweimal hundert tausend Livres schuldig bin,““ statt zu sagen: „„indem ich nichts mehr schuldig bin.““

„Unstreitig hätte er dies gesagt,“ unterbrach Jean die Gräfin.

„Sie haben keinen andern Beweis?“

„Außer dem Worte von Gaston IV. keinen, Madame, doch er war es, den man den Tadellosen nannte.“

„Während Ihre Gegner die Obligation in Händen haben.“

„Ja, ich weiß es wohl, und das ist es gerade, was den Prozeß verwirrt macht,“ sprach die Alte.

Sie hätte sagen sollen, was ihn klar macht; aber Frau von Béarn sah die Dinge aus ihrem Gesichtspunkte an.

„Sie haben also die Ueberzeugung, Madame, daß die Saluces wieder bezahlt worden sind,“ sagte Jean.

„Ja, Herr Vicomte,“ rief Frau von Béarn begeistert, „das ist meine Ueberzeugung.“

„Ei!“ sprach die Gräfin, indem sie sich mit einer durchdrungenen Miene an ihren Bruder wandte, „wissen Sie, Jean, daß diese Deduction, wie es die Frau Gräfin von Béarn nennt, das Angesicht der Dinge furchtbar verändert?“

„Furchtbar, ja, Madame,“ versetzte Jean.

„Furchtbar für meine Gegner,“ fuhr die Gräfin fort;

„die Worte des Testaments von Gaston IV. sind positiv: „„indem ich den Menschen nichts schuldig bin.““

„Das ist nicht nur klar, sondern logisch," sprach Jean. „Er war den Menschen nichts mehr schuldig, folglich hatte er ihnen bezahlt, was er ihnen schuldig war."

„Folglich hatte er bezahlt," wiederholte Madame Dubarry.

„Oh! Madame, warum sind Sie nicht mein Richter," rief die alte Gräfin.

„Früher," sagte der Vicomte Jean, „früher hätte man bei einem ähnlichen Fall seine Zuflucht nicht zu den Tribunalen genommen, und das Urtheil Gottes würde die Angelegenheit entschieden haben. Ich, was mich betrifft, bin so sehr von der Güte der Sache überzeugt, daß ich mich, wenn ein solches Mittel noch gebräuchlich wäre, zum Ritter von Madame anbieten würde."

„O mein Herr!"

„So ist es; übrigens würde ich nur thun, was mein Ahnherr Dubarry Moore that, der die Ehre hatte, sich mit der königlichen Familie der Stuart zu verbinden, als er für die schöne und junge Edith von Scarborough in den Schranken focht, und seinen Gegner zu dem Geständnisse zwang, er habe schändlich gelogen. Aber leider," fuhr der Vicomte mit einem Seuzfer der Verachtung fort, „leider leben wir nicht mehr in dieser glorreichen Zeit, und die Edelleute müssen, wenn sie ihre Rechte verfechten, heut zu Tage ihre Sache dem Urtheile eines Haufens von Rechtsverdrehern unterwerfen, welche einen so klaren Satz wie den: „„indem ich den Menschen nichts mehr schuldig bin,““ gar nicht verstehen."

„Hören Sie, lieber Bruder, es sind dreihundert Jahre vorüber, seitdem dieser Satz geschrieben worden ist," bemerkte Madame Dubarry, „und man muß das berücksichtigen, was man im Justizpalast, wie ich glaube, die Verjährung nennt."

„Gleichviel, gleichviel," sagte Jean, „ich behaupte,

wenn Seine Majestät Madame ihre Angelegenheit würde auseinandersetzen hören, wie sie es vor uns gethan . . ."

„Oh! ich würde sie überzeugen, nicht wahr, mein Herr? dessen bin ich sicher."

„Ich auch."

„Ja, aber wie soll ich mich hörbar machen?"

„Sie müssen mir die Ehre erweisen, eines Tags nach Luciennes zu kommen, und da Seine Majestät die Gnade hat, mich ziemlich oft dort zu besuchen . . ."

„Ja, gewiß, meine Liebe, doch Alles dies hängt vom Zufall ab."

„Vicomte," sprach die Gräfin mit einem reizenden Lächeln, „Sie wissen, daß ich mich gern dem Zufall anvertraue, und ich habe mich nicht darüber zu beklagen."

„Und dennoch kann es der Zufall fügen, daß Madame acht Tage, vierzehn Tage, drei Wochen nicht mit Seiner Majestät zusammentrifft."

„Das ist wahr."

„Mittlerweile wird in ihrem Prozeß Montag oder Dienstag das Urtheil gefällt."

„Dienstag, mein Herr."

„Und es ist bereits Freitag Abend."

„Oh! dann darf man nicht mehr hierauf rechnen."

„Was ist zu thun?" fragte der Vicomte, der in tiefe Träume versunken zu sein schien, „Teufel! Teufel!"

„Eine Audienz in Versailles?" sagte schüchtern Frau von Béarn.

„Oh! Sie werden sie nicht erhalten."

„Mit Ihrer Protection, Madame?

„Meine Protection würde nichts helfen, Seine Majestät hat einen Abscheu vor allen officiellen Dingen, und in diesem Augenblick ist sie nur mit einer Angelegenheit beschäftigt."

„Mit der der Parlamente?"

„Nein, mit der meiner Vorstellung."

„Ah!" machte die alte Dame.

„Denn Sie wissen, Madame, daß trotz des Widerstandes von Herrn von Choiseul, trotz der Intriguen von Herrn von Praslin, und trotz der Zuvorkommenheiten der Frau von Grammont, der König meine Vorstellung beschlossen hat."

„Nein, nein, ich wußte es nicht, Madame."

„O mein Gott! ja, beschlossen," sprach Jean.

„Und wann wird die Vorstellung stattfinden, Madame?"

„Sehr bald."

„Sehen Sie . . . nach des Königs Willen soll sie vor Ankunft der Frau Dauphine statthaben, damit er meine Schwester zu den Festen von Compiègne mitnehmen kann."

„Ah! ich begreife, Madame ist also im Stande, vorgestellt zu werden?" fragte schüchtern die Gräfin.

„Mein Gott, ja. Die Frau Baronin d'Alogny, kennen Sie die Baronin d'Alogny?"

„Nein, mein Herr. Ach! ich kenne Niemand mehr, es sind zwanzig Jahre, daß ich den Hof verlassen habe."

„Nun, die Frau Baronin d'Alogny dient ihr als Pathin. Der König überhäuft sie mit Gnadenbezeigungen, diese gute Baronin. Ihr Gatte ist Kammerherr; ihr Sohn kommt zu den Garden mit dem Versprechen der ersten Lieutenantsstelle; ihre Baronie wird zur Grafschaft erhoben; die Anweisungen auf die Cassette des Königs werden gegen Actien der Stadt vertauscht, und am Abend der Vorstellung erhält sie zwanzig tausend Thaler baar Geld."

„Ich begreife das," sagte die Gräfin von Béarn mit einem anmuthigen Lächeln.

„Ah! wenn ich bedenke!" rief Jean.

„Was?" fragte Madame Dubarry.

„Welch ein Unglück!" fügte er von seinem Stuhle aufspringend bei, „welch ein Unglück, daß ich Madame nicht vierzehn Tage früher bei unserem Vetter, dem Vicekanzler, getroffen habe!"

„Nun?"

„Nun, damals standen wir noch in keiner Verbindung mit der Baronin d'Alogny."

„Mein Lieber," versetzte Madame Dubarry, „Sie sprechen wie ein Sphinx und ich verstehe Sie nicht."

„Sie verstehen mich nicht?"

„Nein."

„Ich wette, daß Madame mich versteht."

„Verzeihen Sie, mein Herr, aber ich suche vergebens."

„Vor acht Tagen hatten Sie noch keine Pathin?"

„Allerdings."

„Nun," Madame, ich gehe vielleicht zu weit."

„Nein, mein Herr, sprechen Sie."

„Madame hätte Ihnen als solche gedient, und was der König für die Baronin d'Alogny thut, würde er auch für Madame gethan haben."

Frau von Béarn riß die Augen weit auf und seufzte ein: „Ach!"

„Ah! wenn Sie wüßten, mit welcher Huld Seine Majestät alle diese Gunstbezeigungen bewilligt hat?" fuhr Jean fort. „Es war nicht nöthig, ihn darum zu bitten, er ist entgegengekommen. Sobald man ihm mittheilte, die Baronin d'Alogny biete sich an, Pathin von Jeanne zu werden, sagte er: „„Das ist mir lieb, ich bin müde aller dieser Närrinnen, welche, wie es scheint, stolzer sind als ich. Gräfin, nicht wahr, Sie werden mir diese Frau vorstellen? Hat sie einen guten Prozeß, einen Rückstand, ein Bankerott? . . .""

Die Augen der Gräfin erweiterten sich immer mehr.

„„Nur,"" fügte der König bei, „„nur ist mir Eines ärgerlich.""

„Ah! Eines war Seiner Majestät ärgerlich?"

„„Ja, Eines. Eines ist mir ärgerlich, ich hätte zur Vorstellung von Madame Dubarry gern einen historischen Namen gehabt."" Und während Seine Majestät diese Worte sprach, schaute sie das Portrait von Karl I. von Van Dyck an.

„Ja, ich begreife," sprach die alte Prozeßkrämerin, „Seine Majestät sagte dies wegen der Verwandtschaft der Dubarry Moore mit den Stuarts, wovon Sie vorhin sprachen."

„Ganz richtig."

„Es ist wahr," versetzte Frau von Béarn mit einem Tone, der sich nicht beschreiben läßt, „es ist wahr, ich habe nie von den d'Alogny sprechen hören."

„Und dennoch ist es eine gute Familie," bemerkte die Gräfin, „sie hat ihre Proben geliefert, oder so ungefähr geliefert."

„Ah! mein Gott," rief plötzlich Jean, indem er sich mit dem Faustgelenke auf seinem Stuhle erhob.

„Nun, was haben Sie denn?" fragte Madame Dubarry, welche die größte Mühe hatte, bei den gewaltsamen Verdrehungen ihres Schwagers *) das Lachen zu halten.

„Der Herr hat sich vielleicht gestochen?" fragte die alte Prozeßkrämerin mit ängstlicher Theilnahme.

„Nein," erwiederte Jean, indem er sich sachte zurückfallen ließ, „nein, es ist mir ein Gedanke gekommen."

„Was für ein Gedanke?" fragte die Gräfin lachend, „er hat Sie beinahe umgeworfen."

„Er muß sehr gut sein," bemerkte Frau von Béarn.

„Vortrefflich!"

„Nennen Sie ihn uns also."

„Er hat nur ein Unglück."

„Welches?"

„Es ist unmöglich ihn auszuführen."

„Nennen Sie ihn immerhin."

---

*) Dumas nennt Jean Dubarry bald den Bruder, bald den Schwager von Madame Dubarry. Nach der Geschichte wurde Marie Jeanne Gomart de Vaubernier als Mademoiselle Lange von dem Grafen Jean Dubarry dem König vorgestellt und dann sogleich an den Bruder von Jean, den Grafen Guillaume Dubarry verheirathet. Hienach war Jean Dubarry der Schwager von Madame Dubarry, der Favoriten von Ludwig XV., und die Bezeichnung Bruder und Schwester ist mehr als eine Folge des vertraulichen Verhältnisses von Jean und Jeanne und als eine Eigenthümlichkeit der Sprachweise von Dumas zu betrachten.

„In der That, ich habe Furcht, irgend Jemand Kummer zu bereiten."

„Gleichviel, sprechen Sie Vicomte, sprechen Sie."

„Ich dachte, Madame, wenn Sie der Baronin d'Alogny die Bemerkung mittheilen würden, welche der König machte, während er das Portrait von Karl I. betrachtete."

„Oh! das wäre nicht sehr höflich, Vicomte."

„Das ist wahr."

„So denken wir nicht mehr daran."

„Die Alte stieß einen Seufzer aus.

„Es ist ärgerlich," fuhr der Vicomte fort, als spräche er mit sich, „die Dinge würden von sich selbst gehen. Madame, welche einen großen Namen hat und eine Frau von Geist ist, böte sich an der Stelle der Baronin d'Alogny an. Sie gewänne ihren Prozeß, Herr von Béarn der Sohn bekäme eine Lieutenantsstelle bei den Garden, und da Madame während der verschiedenen Reisen, die sie ihr Prozeß nach Paris zu machen gezwungen, große Kosten gehabt hat, so gäbe man ihr eine Entschädigung. Ah! ein solches Glück findet sich nicht zweimal im Leben.

„Ach! nein, ach! nein," sagte unwillkührlich und von diesem unvorhergesehenen Schlage betäubt Frau von Béarn.

Es ist nicht zu leugnen, in der Lage der armen Dame würde Jedermann wie sie gesprochen und niedergeschmettert im Grunde des Lehnstuhls geblieben sein.

„Ah! Sie sehen, mein Bruder," sprach die Gräfin, mit dem Tone tiefen Mitleids, „Sie sehen, daß Sie Madame betrübt haben. War es nicht genug, daß ich ihr offenbaren mußte, ich könne vor meiner Vorstellung nichts von dem König verlangen?"

„O! wenn ich meinen Proceß verschieben könnte."

„Nur um acht Tage," sagte Madame Dubarry.

„Ja um acht Tage," sprach Frau von Béarn, „in acht Tagen wird Madame vorgestellt sein."

„Ja, aber in acht Tagen wird sich der König in

Compiègne, mitten unter den Festen befinden; die Dauphine wird angekommen sein."

„Das ist richtig, das ist richtig," versetzte Jean, „aber ..."

„Was?"

„Warten Sie doch; noch ein Gedanke."

„Sprechen Sie, mein Herr, sprechen Sie," rief die Alte.

„Es scheint mir, ja, nein, ja, ja, ja!"

„Frau von Béarn wiederholte voll Angst die einsylbigen Wörter von Jean.

„Sie haben gesagt ja, Herr Vicomte," bemerkte sie.

„Ich glaube, ich habe das Auskunftsmittel gefunden."

„Nennen Sie es."

„Hören Sie."

„Wir hören."

„Ihre Vorstellung ist noch ein Geheimniß, nicht wahr?"

„Allerdings, Madame allein ..."

„Oh! seien Sie unbesorgt," rief die alte Dame.

„Ihre Vorstellung ist also ein Geheimniß. Man weiß nicht, daß Sie eine Pathin gefunden haben."

„So ist es, der König will, daß die Neuigkeit wie eine Bombe losbreche."

„Diesmal haben wir es."

„Sicherlich, Herr Vicomte?" fragte Frau von Béarn.

„Wir haben es," wiederholte Jean.

Die Ohren öffneten sich, die Augen erweiterten sich, Jean näherte sein Fauteuil den zwei andern Fauteuils.

„Madame weiß folglich wie die Andern nicht, daß Sie vorgestellt werden sollen und eine Pathin gefunden haben."

„Allerdings. Ich wüßte es nicht, wenn Sie es mir nicht gesagt hätten."

„Man wird glauben, Sie haben uns nicht gesehen; Sie wissen also von Allem gar nichts. Sie verlangen Audienz vom König."

„Aber die Frau Gräfin behauptet, der König werde sie mir verweigern."

„Sie verlangen Audienz vom König, indem Sie ihm anbieten, die Pathin der Gräfin zu werden. Sie begreifen. Sie wissen nichts davon, daß sie bereits eine hat. Sie verlangen also Audienz vom König, indem Sie sich anbieten, die Pathin meiner Schwester zu werden. Von Seiten einer Frau von Ihrem Range rührt die Sache Seine Majestät; Seine Majestät empfängt Sie, dankt Ihnen, fragt, was er thun könne, um Ihnen angenehm zu sein. Sie sprechen von der Angelegenheit des Prozesses, Sie machen Ihre Deductionen geltend. Seine Majestät begreift, empfiehlt die Sache, und Ihr Prozeß, den Sie für verloren halten, ist gewonnen."

Madame Dubarry heftete glühende Blicke auf die Gräfin. Diese fühlte ohne Zweifel die Falle.

„Oh! ich schwaches Geschöpf," sagte sie rasch, „wie soll Seine Majestät ..."

„Es ist genug. Ich glaube bei diesem Verhältniß guten Willen gezeigt zu haben," sprach Jean.

„Wenn es sich nur um den guten Willen handelt..." versetzte die Gräfin zögernd.

„Der Gedanke ist nicht schlecht," sagte Madame Dubarry lächelnd. „Doch selbst um ihren Prozeß zu gewinnen, widerstrebt es vielleicht der Frau Gräfin, zu solchen Ränken ihre Zuflucht zu nehmen."

„Solche Ränke!" rief Jean; „oh! ich frage, wer wird sie denn erfahren, diese Ränke?"

„Madame hat Recht," sprach die Gräfin, in der Hoffnung, sich durch einen Querzug aus der Sache zu ziehen, „es wäre mir lieber, ihr einen wirklichen Dienst zu leisten, um mir ihre Freundschaft zu erwerben."

„Das ist in der That im höchsten Maße liebenswürdig," sagte Madame Dubarry mit einer leichten Färbung von Ironie, welche Frau von Béarn nicht entging.

„Nun! ich habe noch ein Mittel," versetzte Jean.

„Ein Mittel?

„Ja."

„Diesen Dienst wirklich zu machen?"

„Ah! Vicomte," sprach Madame Dubarry, „Sie werden Dichter, nehmen Sie sich in Acht! Herr von Beaumarchais hat in seiner Einbildungskraft nicht mehr Quellen als Sie."

Die alte Gräfin erwartete voll Angst die Auseinandersetzung dieses Mittels.

„Scherz bei Seite," rief Jean. „Hören Sie, kleine Schwester, nicht wahr, Sie sind sehr vertraut mit der Baronin d'Alogny?"

„Ob ich es bin! . . . Sie wissen es wohl."

„Würde sie sich beleidigt fühlen, wenn die Vorstellung nicht durch sie stattfände?"

„Das ist wohl möglich!"

„Es versteht sich, Sie würden ihr nicht geradezu ins Gesicht sagen, was der König gesprochen hat, nämlich, daß sie für eine solche Aufgabe von einem zu kleinen Adel sei. Doch Sie sind eine Frau von Geist, Sie werden ihr etwas Anderes sagen."

„Nun?" fragte Jeanne.

„Sie würde Madame diese Gelegenheit, Ihnen einen Dienst zu leisten und zugleich ihr Glück zu machen, abtreten."

Die Alte bebte. Diesmal war der Angriff unmittelbar und kaum eine ausweichende Antwort möglich.

Sie fand jedoch eine und erwiederte:

„Ich möchte diese Dame nicht gern vor den Kopf stoßen, und man ist sich unter Leuten von Stand gewisse Rücksichten schuldig."

Madame Dubarry machte eine Bewegung des Aergers, die ihr Bruder mit einem Zeichen beschwichtigte.

„Merken Sie wohl, Madame," sagte er, „ich schlage Ihnen nichts vor. Sie haben einen Prozeß, das widerfährt Jedermann; Sie wünschen ihn zu gewinnen, das ist ganz natürlich. Er scheint verloren, das bringt Sie in Verzweiflung; ich falle gerade in die Mitte dieser Verzweiflung; ich fühle mich von einer Sympathie für Sie

ergriffen; ich nehme Theil an dieser Angelegenheit, die mich nichts angeht; ich suche Mittel, ihr eine gute Wendung zu geben, während sie zu zwei Dritteln bereits eine schlechte genommen hat. Ich habe Unrecht, sprechen wir nicht mehr davon."

Und Jean stand auf.

„Oh! mein Herr," rief die Alte mit einer Beklemmung des Herzens, die sie die Dubarry, welche bis jetzt gleichgültig gewesen, als fortan gegen ihren Prozeß verbunden, erblicken ließ; „oh! mein Herr, ganz im Gegentheil, ich erkenne, ich bewundere Ihr Wohlwollen!"

„Sie begreifen," sagte Jean mit einer vortrefflich gespielten Gleichgültigkeit „Sie begreifen, mir ist nichts daran gelegen, ob meine Schwester durch die Baronin d'Alogny, durch Frau von Polastron, oder durch Frau von Béarn vorgestellt wird."

„Ganz gewiß, mein Herr."

„Nur, ich gestehe es, wäre ich wüthend, wenn die Wohlthaten des Königs auf ein schlechtes Herz fielen, das, gewonnen durch ein schmutziges Interesse, vor unserer Macht, weil es die Unmöglichkeit, dieselbe zu erschüttern, begriffen, capitulirt hätte."

„Oh! das wäre wahrscheinlich geschehen," sprach Madame Dubarry.

„Während," fuhr Jean fort, „während Madame, die man nicht ersucht hat, die wir kaum kennen, und die sich aus freien Stücken anbietet, mir in jeder Beziehung würdig scheint, aus den Vortheilen der Lage Nutzen zu ziehen."

Die alte Dame hätte vielleicht gegen diesen guten Willen, mit dem sie der Vicomte beehrte, Einsprache gethan, doch Madame Dubarry ließ ihr nicht Zeit dazu.

„Es ist nicht in Abrede zu ziehen," sprach sie, „ein solches Benehmen würde den König entzücken, und der König hätte einer Person, welche auf diese Art verfahren wäre, nichts zu verweigern."

„Wie! Sie sagen, er hätte ihr nichts zu verweigern?"

„Das heißt, er würde ihren Wünschen entgegenkommen, das heißt, Sie würden ihn mit Ihren eigenen Ohren zu dem Vicekanzler sagen hören: „„„Es ist mein Wille, daß man sich gegen Frau von Béarn gefällig benehme, verstehen Sie, Herr von Maupeou?"" Doch es scheint die Frau Gräfin erblickt Schwierigkeiten hiegegen. Es ist gut, nur," fügte der Vicomte sich verbeugend bei, „nur hoffe ich, Madame wird mir für meinen guten Willen Dank wissen."

„Ich bin von Dankbarkeit durchdrungen, mein Herr," rief die Alte.

„Oh! ich bitte, gar keine Ursache," versetzte der galante Vicomte.

„Aber," sagte die Gräfin.

„Madame."

„Aber die Baronin d'Alogny wird ihr Recht nicht abtreten," sprach Frau von Béarn.

„Dann kommen wir auf das zurück, was wir von Anfang an sagten, Madame wird sich nicht minder angeboten haben und Seine Majestät wird nicht minder dankbar sein."

„Doch vorausgesetzt, die Baronin d'Alogny würde einwilligen," entgegnete die Gräfin, welche das Aeußerste wagte, um klar im Grunde der Dinge zu sehen, „man kann diese Dame doch die Vortheile nicht verlieren lassen."

„Die Güte des Königs ist unerschöpflich, Madame," sprach die Favoritin.

„Oh!" rief Dubarry, „welch ein Stein auf den Kopf dieser Saluces, die ich nicht riechen kann!"

„Wenn ich meine Dienste Madame anböte," versetzte die alte Prozeßkrämerin, welche zugleich fortgerissen durch ihr Interesse und durch die Komödie, die man mit ihr spielte, einem Entschlusse immer näher kam, „wenn ich mich anböte, würde ich den Gewinn meines Prozesses nicht in Betracht ziehen, denn dieser Prozeß, den heute die ganze Welt für verloren hält, wird am Ende morgen schwer zu gewinnen sein."

„Ah! doch wenn der König wollte," antwortete der Vicomte, der dieses neue Zögern schleunigst zu bekämpfen suchte.

„Madame hat Recht, Vicomte, und ich bin auch ihrer Ansicht," sprach die Favoritin.

„Wie sagen Sie?" versetzte der Vicomte, indem er die Augen weit aufriß.

„Ich sage, es wäre ehrenvoll für eine Dame von dem Namen von Madame, den Prozeß gehen zu lassen, wie er gehen soll. Nur kann Niemand dem Willen des Königs Fesseln anlegen oder ihn in seiner Freigebigkeit aufhalten. Und wenn der König, besonders in der Lage, in der er sich mit seinen Parlamenten befindet, den Gang der Gerichte nicht verändern wollte und Madame eine Entschädigung anböte?"

„Eine ehrenvolle," fügte der Vicomte rasch bei. „Oh! ja, kleine Schwester, ich bin auch Ihrer Ansicht."

„Ach!" entgegnete seufzend die alte Dame, „wie kann man für den Verlust eines Prozesses entschädigen, der zweimal hundert tausend Livres wegnimmt."

„Vor Allem durch ein königliches Geschenk von zweimal hundert tausend Livres," erwiederte Madame Dubarry.

Die zwei Verbündeten schauten ihr Opfer gierig an.

„Ich habe einen Sohn," sagte Frau von Béarn.

„Desto besser, das ist ein Diener mehr für den Staat, es ist eine neue Ergebenheit für den König erworben."

„Sie glauben, Madame, er würde etwas für meinen Sohn thun?"

„Ich stehe dafür," antwortete Jean, „und das Wenigste, was er hoffen darf, ist eine Lieutenantsstelle bei den Gendarmen."

„Haben Sie noch andere Verwandte?" fragte die Favoritin.

„Einen Neffen."

„Nun! man würde etwas für den Neffen erfinden."

„Und hiemit würden wir Sie beauftragen, Vicomte,

Sie, der Sie uns so eben bewiesen haben, daß Sie voll Erfindung sind," sprach lachend die Favoritin.

„Sagen Sie, wenn Seine Majestät Alles dies für Sie thäte, würden Sie den König billig und anständig finden?" fragte der Vicomte, der nach der Vorschrift von Horaz immer schärfer auf die Entwicklung drang.

„Ich würde ihn über allen Ausdruck großmüthig finden, und meine ganze Erkenntlichkeit Madame darbringen, in der Ueberzeugung, daß ich ihr so viel Großmuth zu verdanken hätte."

„Sie wollen also die Güte haben, unser Gespräch im Ernste zu nehmen?" fragte die Favoritin.

„Ja, Madame, im höchsten Ernste," antwortete die alte Dame, ganz bleich ob der Verbindlichkeit, die sie übernahm.

„Und Sie erlauben, daß ich mit Seiner Majestät von Ihnen spreche?"

„Erweisen Sie mir diese Ehre," erwiederte Frau von Béarn mit einem Seufzer.

„Madame, es wird geschehen, und zwar nicht später als diesen Abend," sagte die Favoritin, indem sie die Sitzung aufhob; „und nun, Madame, habe ich mir, wie ich hoffe, Ihre Freundschaft erworben?"

„Die Ihrige ist mir so kostbar, daß ich in der That unter der Herrschaft eines Traumes zu stehen glaube," antwortete die alte Dame, während sie ihre Verbeugung begann.

„Wir wollen die Sache noch einmal durchgehen," sprach Jean, der dem Innern der Gräfin die ganze Bestimmtheit geben wollte, welche der Geist braucht, um die materiellen Dinge zum Ziele zu führen. „Hören Sie, zuerst hunderttausend Livres als Entschädigung für Prozeßkosten, Reisen, Advokatengebühren u. s. w. u. s. w. u. s. w."

„Ja, mein Herr!"

„Eine Lieutenantsstelle für den jungen Grafen."

„Oh! das wird für ihn die Eröffnung einer herrlichen Laufbahn sein."

„Und etwas für meinen Neffen, nicht wahr?“

„Etwas?“

„Man wird dieses Etwas finden; ich habe es ereits gesagt; das ist meine Sache.“

„Und wann werde ich die Ehre haben, Sie wiederzusehen, Frau Gräfin?“ fragte die alte Dame

„Morgen früh, meine Carrosse erwartet Sie vor Ihrer Thüre, Madame, um Sie nach Luciennes zu führen, wo der König sein wird. Morgen um zehn Uhr habe ich mein Versprechen erfüllt. Seine Majestät ist benachrichtigt, und Sie haben nicht zu warten.“

„Erlauben Sie, daß ich Sie begleite,“ sagte Jean, indem er der Gräfin seinen Arm bot.

„Ich werde es nicht dulden, mein Herr,“ entgegnete die alte Dame; „ich bitte, bleiben Sie.“

Jean beharrte auf seinem Anerbieten.

„Wenigstens bis oben an die Treppe.“

„Da Sie es durchaus wollen...“

Und sie nahm den Arm des Vicomte.

„Zamore!“ rief die Gräfin.

Zamore lief herbei.

„Man leuchte Madame bis auf die Freitreppe und lasse den Wagen meines Bruders vorfahren.“

Zamore schoß fort wie ein Pfeil.

„In der That, Sie überhäufen mich mit Güte,“ sagte Frau von Béarn.

Und die zwei Frauen tauschten eine neue Verbeugung aus.

Oben an der Treppe verließ der Vicomte Jean den Arm von Frau von Béarn, und kehrte zu seiner Schwester zurück, während die alte Dame majestätisch die große Treppe hinabstieg.

Zamore marschirte voraus; ihm folgten zwei Bedienten mit Fackeln, dann kam Frau von Béarn, deren etwas kurze Schleppe ein dritter Lackei trug.

Der Bruder und die Schwester schauten durch ein Fenster, um dieser kostbaren, mit so viel Mühe gesuchten,

und mit so großer Schwierigkeit gefundenen Pathin bis zu ihrem Wagen zu folgen.

In dem Augenblick, wo Frau von Béarn unten an die Freitreppe kam, fuhr ein Wagen in den Hof und eine junge Frau sprang leicht heraus.

„Ah! Frau Chon," rief Zamore, indem er seine dicken Lippen übermäßig öffnete; „guten Abend, Frau Chon."

Frau von Béarn blieb einen Fuß in der Luft stehen; sie hatte in der Ankommenden ihren Besuch, die falsche Tochter von Meister Flageot, erkannt.

Dubarry öffnete hastig sein Fenster und machte von hier aus seiner Schwester, welche ihn nicht sah, furchtbare Zeichen.

„Ist dieser kleine Dummkopf von einem Gilbert hier?" fragte Chon die Bedienten, ohne die Gräfin zu sehen.

„Nein, Madame," antwortete einer von ihnen.

Nun erst schlug sie die Augen auf und erblickte die Signale von Jean.

Sie folgte der Richtung seiner gegen Frau von Béarn ausgestreckten Hand.

Chon erkannte diese, stieß einen Schrei aus, drückte ihre Kopfbedeckung nieder, und verschwand im Vorhause.

Die Alte stieg, ohne daß es schien, als hätte sie etwas bemerkt, in den Wagen und gab dem Kutscher ihre Adresse.

XXXII.

Der König langweilt sich.

Der König, welcher gemäß seiner Ankündigung nach Marly abgegangen war, gab gegen drei Uhr Nachmittags Befehl, ihn nach Luciennes zu führen.

Er mußte voraussetzen, Madame Dubarry würde nach Empfang seines kleinen Billets schleunigst Versailles ebenfalls verlassen, um ihn in dem reizenden Hause zu

erwarten, das sie sich hatte bauen lassen, und das der König bereits mehrere Male besucht, ohne jedoch eine Nacht daselbst zuzubringen, unter dem Vorwande, Luciennes sei kein königliches Schloß.

Er war in hohem Maße erstaunt, als er bei seiner Ankunft Zamore sehr wenig stolz und sehr wenig Gouverneur fand, sondern im Gegentheil sah, wie er dem Papagei, der ihn zu beißen suchte, die Federn ausrupfte.

Die zwei Günstlinge rivalisirten wie Herr von Choiseul und Madame Dubarry.

Der König begab sich in den kleinen Salon und schickte sein Gefolge weg.

Er hatte nicht die Gewohnheit, die Diener zu befragen, obgleich er der neugierigste Edelmann seines Königreiches war; aber Zamore war etwas, das einen Rang zwischen dem kleinen Affen und dem kleinen Papagei einnahm.

Der König befragte also Zamore:

„Ist die Frau Gräfin im Garten?"

„Nein, Meister," sagte Zamore.

Dieses Wort ersetzte den Titel Majestät, dessen Madame Dubarry in einer ihrer Launen den König in Luciennes beraubt hatte.

„Dann ist sie bei den Karpfen?"

Man hatte mit großen Kosten einen See auf dem Berge gegraben, man hatte ihn mit dem Wasser des Aquäducts gespeist und die schönsten Karpfen von Versailles dahin verpflanzt.

„Nein, Meister," antwortete Zamore abermals.

„Wo ist sie denn?"

„In Paris, Meister."

„Wie, in Paris! ... Die Gräfin ist nicht nach Luciennes gefahren? ..."

„Nein, Meister, aber sie hat Zamore geschickt."

„Warum dies?"

„Um hier den König zu erwarten."

„Ah! ah!" rief Ludwig XV., „man überträgt Dir die

Sorge, mich zu empfangen? Es ist etwas Reizendes um die Gesellschaft von Zamore! ich danke, Gräfin, ich danke!"

Und der König erhob sich etwas ärgerlich.

„O nein," sprach der Neger, „der König wird nicht die Gesellschaft von Zamore haben."

„Und warum?"

„Weil Zamore geht."

„Wohin gehst Du?"

„Nach Paris."

„Ah! ich werde also allein bleiben? Immer besser. Aber was machst Du in Paris?"

„Ich kehre zur Meisterin Barry zurück und melde ihr, der König sey in Luciennes."

„Ah! ah! die Gräfin hat Dich beauftragt, mir das zu sagen?"

„Ja, Meister."

„Und sie hat nicht gesagt, was ich mittlerweile thun würde?"

„Sie hat gesagt, Du würdest schlafen."

„Sie wird wohl nicht lange ausbleiben," dachte der König; „ohne Zweifel bereitet sie mir eine neue Ueberraschung."

Dann sprach er laut:

„Geh also geschwinde und bringe die Gräfin zurück. Doch wie machst Du den Weg?"

„Auf dem großen Schimmel, mit der rothen Schabracke."

„Und wie viel Zeit braucht der große Schimmel, um Paris zu erreichen?"

„Ich weiß nicht," sagte der Neger, „doch er geht geschwinde, geschwinde. Zamore liebt es, schnell zu reiten."

„Das ist abermals ein Glück, daß es Zamore liebt, schnell zu reiten," sprach der König und stellte sich an das Fenster, um Zamore abgehen zu sehen.

Ein großer Lackei hob ihn auf das Pferd, und in der glücklichen Unbekanntschaft mit der Gefahr, welche beson-

ders der Kindheit angehört, ritt der Negerknabe, auf seinem riesigen Thiere hockend, im Galopp weg.

Der König, welcher allein geblieben war, fragte einen Bedienten, ob es etwas Neues in Luciennes gebe.

„Herr Boucher ist hier und malt das große Cabinet der Frau Gräfin," antwortete der Diener.

„Ah! Boucher, der gute, arme Boucher, er ist hier?" sagte der König mit einer gewissen Befriedigung, „und wo dies?'

„Im Cabinet im Pavillon; befiehlt Seine Majestät, daß ich sie zu Herrn Boucher führe?"

„Nein," entgegnete der König, „nein, ich will lieber die Karpfen besuchen. Geben Sie mir ein Messer."

„Ein Messer, Sire?"

„Ja, und ein großes Brod."

Der Diener kehrte bald zurück und brachte auf einer Platte von japanesischem Porzellan ein großes, rundes Brod, in welchem ein langes, schneidendes Messer stak.

Der König machte dem Diener ein Zeichen, ihn zu begleiten, und wandte sich zufrieden nach dem Teiche.

Es war eine Familienüberlieferung, den Karpfen zu fressen zu geben. Der große König verfehlte keinen Tag dies zu thun.

Ludwig **XV.** setzte sich auf eine Moosbank, von der man eine reizende Aussicht genoß.

Sie umfaßte zuerst den kleinen See mit seinen von Rasen bedeckten Ufern; jenseits das Dorf zwischen zwei Hügel gestellt, von denen sich der eine senkrecht erhebt, wie der moosige Felsen des Virgil, so daß die strohbedeckten Häuser, die er trägt, Kinderspielzeuge in eine Schachtel voll Farnkraut gepackt zu sein scheinen; ferner die Giebel von Saint-Germain, seine riesigen Treppen und die zahllosen Büschel seiner Terrassen; noch ferner die blauen Bergabhänge von Saunois und Cormeilles; endlich einen Himmel von rosiger und grauer Färbung, der Alles dies einschloß, wie es eine herrliche Kuppel von Kupfer gethan hätte.

Das Wetter war stürmisch, das Blätterwerk hob sich schwarz von den zartgrünen Wiesen ab; unbeweglich und glatt, wie eine weite Oberfläche von Oel, öffnete sich zuweilen das Wasser plötzlich, wenn aus seinen grünen Tiefen ein Fisch einem silbernen Blitze ähnlich sich emporschwang, um eine Teichfliege zu haschen, welche ihre langen Füße über das Wasser schleppte.

Dann erweiterten sich große, zitternde Kreise auf der Oberfläche des Sees, und ließen überall hin kleinere schwarze Kreise, vermischt mit weißen Kreisen, spielen.

Man sah auch an den Ufern die ungeheuren Schnauzen der schweigsamen Fische sich erheben, welche, sicher nie Netz oder Angel zu finden, an dem herabhängenden Klee saugten, und mit ihren großen, starren Augen, welche nicht zu sehen scheinen, die kleinen, grauen Eidechsen und die grünen Frösche, die sich unter den Binsen umhertrieben, betrachteten.

Nachdem der König als ein Mann, welcher weiß, wie man seine Zeit verliert, die Landschaft in allen Winkeln beschaut, die Häuser des Dorfes und die Dörfer der Perspektiven gezählt hatte, nahm er das Brod von dem nebenstehenden Teller und schnitt große Stücke ab.

Die Karpfen hörten das Eisen auf der Kruste knarren und kamen, vertraut mit diesem Geräusch, das ihnen ihr Mittagsmahl ankündigte, so nahe als möglich herbei, um sich Seiner Majestät zu zeigen, damit sie ihnen die tägliche Speise zu reichen geruhe. Die Fische thaten dies ebensowohl für den ersten Bedienten, aber der König glaubte natürlich, es geschehe ihm zu Ehren.

Der König warf eines nach dem andern die Brodstücke in das Wasser; sie tauchten zuerst unter, kamen dann wieder an die Oberfläche, wurden einige Zeit streitig gemacht, zerbröckelten plötzlich, durch das Wasser aufgelöst, und verschwanden in einem Augenblick.

Sie boten in der That ein ziemlich belustigendes Schauspiel, alle diese Brodkrusten, wie sie, von unsichtbaren Schnauzen fortgestoßen, sich bis zu dem Augenblick,

wo sie für immer untersanken, auf dem Wasser umhergetrieben.

Seine Majestät, welche die Geduld gehabt hatte, hundert Stücke Brod abzuschneiden, genoß nach einer halben Stunde die Befriedigung, kein einziges mehr obenauf schwimmen zu sehen.

Der König langweilte sich nun auch und erinnerte sich, daß ihm Herr Boucher eine secundäre Zerstreuung bieten konnte: diese Zerstreuung war allerdings minder anziehend, als die der Karpfen, doch auf dem Lande nimmt man, was man findet.

Ludwig **XV.** wandte sich also nach dem Pavillon. Boucher war schon benachrichtigt. Während er malte, oder sich stellte, als malte er, folgte er dem König mit den Augen: er sah ihn nach dem Pavillon gehen, richtete ganz freudig seinen Jabot zurecht, zog seine Manchetten vor, und stieg auf seine Leiter, denn man hatte ihm empfohlen, sich das Ansehen zu geben, als wüßte er nicht, daß der König in Luciennes sei. Er hörte den Boden unter den Tritten des Herrn krachen, und begann an einem bausbäckigen Amor zu arbeiten, der einer jungen Schäferin, welche in ein Leibchen von blauem Atlaß gekleidet war und einen Strohhut auf dem Kopfe trug, eine Rose raubte. Die Hand zitterte ihm, das Herz schlug ihm.

Ludwig **XV.** blieb auf der Schwelle stehen.

„Ah! Herr Boucher," sagte er, „wie riechen Sie nach Terpentin."

Und er ging weiter.

Der arme Boucher hatte, so wenig der König auch Künstler war, ein anderes Compliment erwartet, und wäre beinahe von seiner Leiter gefallen.

Er stieg herab und entfernte sich mit Thränen in den Augen, ohne seine Palette abzukratzen und ohne seine Pinsel auszuwaschen, was er sonst jeden Abend zu thun pflegte.

Seine Majestät zog ihre Uhr. Es war sieben Uhr.

Ludwig **XV.** kehrte in das Schloß zurück, neckte den Affen, ließ den Papagei sprechen und nahm aus den

Schränken, eine nach der andern, alle die chinesischen Spielereien, die sie enthielten.

Es wurde Nacht.

Seine Majestät liebte die dunkeln Gemächer nicht; man zündete Kerzen an.

Aber sie liebte die Einsamkeit ebenso wenig.

„Meine Pferde in einer Viertelstunde," sprach der König. „Meiner Treue," fügte er bei, „ich gebe ihr noch eine Viertelstunde, keine Minute mehr."

Hienach legte sich Ludwig XV. auf den Sopha dem Kamin gegenüber und machte es sich zur Aufgabe, zu warten, bis die fünfzehn Minuten, das heißt neunhundert Secunden, abgelaufen wären.

Bei der vierhundertsten Schwingung der Unruhe der Pendeluhr, die einen blauen Elephanten vorstellte, auf dem eine rosenfarbige Sultanin ritt, schlief der König.

Der Lackei, welcher nun kam, um zu melden, der Wagen sei bereit, hütete sich, wie man denken kann, wohl, den König zu wecken, als er sah, daß er schlief.

Die Folge dieser Aufmerksamkeit für den erhabenen Schlummer war, daß der König, als er allein aufwachte, sich gegenüber Madame Dubarry erblickte, welche, wie es schien, sehr wenig geschlafen hatte, und ihn mit großen Augen anschaute. Zamore wartete an der Thüre auf den ersten Befehl.

„Ah! Sie sind hier, Gräfin," sagte der König, der zwar sitzen blieb, aber eine verticale Stellung nahm.

„Ja, Sire, ich bin hier, und zwar seit sehr langer Zeit," antwortete die Gräfin.

„Oh! das heißt seit langer Zeit ..."

„Bei Gott, wenigstens seit einer Stunde. Oh! wie Eure Majestät schläft!"

„Meiner Treue, hören Sie doch, Gräfin, Sie waren nicht hier, und ich langweilte mich ungemein ... dann schlafe ich so schlecht in der Nacht. Wissen Sie, daß ich wegfahren wollte?"

„Ja, ich habe die Pferde Euerer Majestät angespannt gesehen."

Der König schaute auf die Uhr und rief:

Oh! es ist schon halb eilf Uhr, ich habe beinahe drei Stunden geschlafen."

„Wenigstens so viel, Sire; sagen Sie, man schlafe nicht gut in Luciennes."

„Meiner Treue, sehr gut! Doch was Teufels sehe ich hier?" rief der König, als er Zamore erblickte.

„Sie sehen den Gouverneur von Luciennes, Sire."

„Noch nicht, noch nicht," versetzte der König lachend; „wie! dieser Bursche trägt die Uniform, ehe er ernannt ist? er rechnet also sehr auf mein Wort?"

„Sire, Ihr Wort ist heilig, und wir sind Alle befugt, darauf zu rechnen. Doch Zamore hat mehr als Ihr Wort, oder vielmehr weniger als Ihr Wort, Sire, er hat sein Patent."

„Wie?"

„Der Herr Kanzler hat es mir geschickt: hier ist es. Der Eid ist noch die einzige Förmlichkeit, welche seiner Bestallung fehlt. Lassen Sie ihn rasch schwören, und er mag uns bewachen."

„Nähern Sie sich, Herr Gouverneur," sprach der König.

Zamore näherte sich; er hatte einen Uniformsfrack mit gesticktem Kragen trug die Epauletten eines Kapitäns, eine kurze Hose, seidene Strümpfe und einen bratspießförmigen Degen. Der Neger schritt steif und abgemessen, einen ungeheuren dreieckigen Hut unter dem Arm, einher.

„Wird er allein schwören können?" sagte der König.

„O ja; versuchen Sie es, Sire."

„Treten Sie vor," sprach der König, indem er neugierig die schwarze Puppe anschaute.

„Auf die Kniee," sagte die Gräfin.

„Leisten Sie den Eid," fügte Ludwig **XV.** bei.

Das Kind legte eine Hand auf sein Herz, die andere in die Hände des Königs und sprach:

„Ich schwöre Treue und Gehorsam meinem Gebieter und meiner Gebieterin; ich schwöre bis zum Tod das

Schloß zu vertheidigen, dessen Bewachung man mir anvertraut, und das Zuckerwerk bis auf den letzten Topf zu essen, ehe ich mich im Falle eines Angriffs übergebe."

Der König brach in ein Gelächter aus, sowohl über die Formel des Schwurs, als über den Ernst, mit welchem ihn Zamore sprach.

„Gegen diesen Schwur," erwiederte der König, indem er sich in den geziemenden Ernst zu versetzen suchte, „übertrage ich Ihnen, Herr Gouverneur, das oberste Recht, die hohe und niedere Gerichtsbarkeit über alle diejenigen, welche die Luft, die Erde, das Feuer und das Wasser dieses Palastes bewohnen."

„Ich danke," sprach Zamore aufstehend.

„Und nun," sagte der König, „spaziere mit Deinem schönen Kleid in den Küchen umher, und laß uns in Ruhe. Gehe."

Zamore entfernte sich.

Als Zamore zu einer Thüre hinausging, trat Chon durch die andere ein.

„Ah! Sie hier, kleine Chon. Guten Morgen, Chon."

Der König zog sie auf seinen Schooß und küßte sie.

„Höre, meine kleine Chon," fuhr er fort, „Du wirst mir die Wahrheit sagen."

„Ah! nehmen Sie sich in Acht, Sire," erwiederte Chon, „Sie kommen schlecht an; die Wahrheit! ich glaube, es wäre das erste Mal in meinem Leben. Wenn Sie die Wahrheit wissen wollen, wenden Sie sich an Jeanne; sie ist nicht im Stand zu lügen."

„Ist es so Gräfin?"

„Sire, Chon hat eine zu gute Meinung von mir. Das Beispiel hat mich verdorben, und seit diesem Abend besonders bin ich entschlossen, zu lügen wie eine ächte Gräfin, wenn es nicht gut ist, die Wahrheit zu sagen."

„Ah!" rief der König, „es scheint, Chon hat mir etwas zu verbergen."

„Meiner Treue! nein."

„Irgend einen kleinen Herzog, einen kleinen Marquis, einen kleinen Vicomte, den man besucht haben wird."

„Ich glaube nicht," versetzte die Gräfin.

„Was sagt Chon dazu?"

„Wir glauben nicht, Sire."

„Ich muß mir wohl darüber einen Bericht von der Polizei machen lassen."

„Von der von Herrn von Sartines oder von der meinigen?"

„Von der von Herrn von Sartines."

„Wie viel bezahlen Sie ihm dafür?"

„Wenn er mir interessante Dinge sagt, feilsche ich nicht."

„Dann geben Sie meiner Polizei den Vorzug, und nehmen Sie meinen Bericht. Ich werde Sie... königlich bedienen."

„Sie verkaufen sich selbst?"

„Warum nicht, wenn die Summe das Geheimniß werth ist."

„Wohl es sei! Lassen Sie den Bericht hören. Doch vor Allem keine Lügen.

„Sire, Sie beleidigen mich."

Ich will sagen keine Umwege."

„Nun, Sire, halten Sie die Gelder bereit, hier ist der Bericht."

„Ich thue es," sprach der König, und ließ einige Goldstücke im Grunde seiner Tasche klingen.

„Erstens wurde die Gräfin, Madame Dubarry, gegen zwei Uhr Nachmittags in Paris gesehen.

„Weiter, weiter, ich weiß das."

„In der Rue de Valois."

„Ich leugne es nicht."

„Gegen sechs Uhr kam Zamore zu ihr."

„Das ist abermals möglich; doch was machte Madame Dubarry in der Rue de Valois?"

„Sie ging in ihr Hotel."

„Ich begreife wohl; aber warum ging sie in ihr Hotel?"

„Um ihre Pathin zu erwarten."

„Ihre Pathin!" versetzte der König mit einer Grimasse, die er nicht ganz zu verbergen vermochte, „sie will sich also taufen lassen?"

„Ja, Sire, auf dem großen Taufstein von Versailles."

„Meiner Treue, sie hat Unrecht; das Heidenthum stand ihr so gut."

„Ah! Sire, Sie kennen das Sprüchwort: man will das haben, was man nicht hat."

„Somit wollen wir eine Pathin haben?"

„Und wir haben sie, Sire."

Der König schauerte und zuckte die Achseln.

„Ich liebe diese Bewegung ungemein, Sire; sie beweist mir, daß Eure Majestät in Verzweiflung wäre, wenn Sie die Grammont, die Guémenée und alle die Maulaffen des Hofes unterliegen sehen würde."

„Wie beliebt?"

„Allerdings, Sie verbünden sich mit diesen Leuten."

„Ich verbünde mich? ... Gräfin, erfahren Sie, daß ein König sich nur mit Königen verbündet."

„Das ist wahr; doch alle Ihre Könige sind die Freunde des Herrn von Choiseul."

„Kehren wir zu Ihrer Pathin zurück, Gräfin."

„Mit Vergnügen, Sire."

„Es ist Ihnen also gelungen, eine zu fabriziren?"

„Ich habe sie ganz und gar gefunden, und zwar von guter Art; eine Gräfin von Béarn, von einer Familie von Fürsten, welche regiert haben. Diese wird hoffentlich die Verbündete der Verbündeten der Stuarts nicht entehren."

„Die Gräfin von Béarn?" entgegnete der König erstaunt; „ich kenne nur eine, welche in der Gegend von Verdun wohnen muß."

„Es ist dieselbe; sie hat die Reise ganz vorsätzlich gemacht."

„Und sie wird Ihnen die Hand geben?"

„Beide Hände."

„Wann dies?"

„Morgen Vormittag um eilf Uhr wird sie die Ehre haben, in geheimer Audienz von mir empfangen zu werden, und zu gleicher Zeit, wenn die Frage nicht indiscret ist, wird sie den König bitten, ihren Tag zu bestimmen, und Sie werden ihn sobald als möglich bestimmen, nicht wahr, Sire?"

Der König lachte, aber nicht sehr offenherzig.

„Allerdings, allerdings," sagte er, und küßte der Gräfin die Hand.

Doch plötzlich rief er:

„Morgen um eilf Uhr!"

„Ja, zur Stunde des Frühstücks."

„Unmöglich, liebe Freundin."

„Wie, unmöglich!"

„Ich frühstücke nicht hier, ich kehre diesen Abend zurück."

„Was ist das wieder?" sagte Madame Dubarry, welche die Kälte bis in ihr Herz dringen fühlte. „Sie fahren weg, Sire?"

„Es muß sein, liebe Gräfin, ich habe Sartines wegen einer wichtigen Arbeit beschieden."

„Wie Sie wollen, Sire; doch ich hoffe, Sie werden wenigstens zu Nacht speisen?"

„Oh! ja, ich werde vielleicht zu Nacht speisen . . . ja, ich habe ziemlich Hunger, ich werde zu Nacht speisen."

„Laß auftragen, Chon," sagte die Gräfin zu ihrer Schwester, indem sie ihr ein besonderes Zeichen machte, das ohne Zweifel auf eine zum Voraus getroffene Uebereinkunft Bezug hatte.

Chon entfernte sich.

Der König hatte das Zeichen in einem Spiegel gesehen, und obgleich er es nicht begreifen konnte, vermuthete er doch eine Falle.

„Doch nein, nein," rief er; „es ist mir unmöglich, zu Nacht zu speisen . . . ich muß auf der Stelle aufbrechen. Ich habe die Unterschriften; es ist heute Sonnabend."

„Gut, es sei, ich will vorfahren lassen.“

„Ja, liebe Schöne.“

„Chon!“

Chon trat wieder ein.

„Die Pferde des Königs!“ sagte die Gräfin.

„Gut,“ versetzte Chon mit einem Lächeln.

Und sie entfernte sich abermals.

Einen Augenblick nachher hörte man ihre Stimme im Vorzimmer rufen:

„Die Pferde des Königs!“

XXXIII.

Der König belustigt sich.

Entzückt über seinen Autoritätsstreich, der die Gräfin dafür bestrafte, daß sie ihn hatte warten lassen, und ihn zugleich von der Unannehmlichkeit der Vorstellung befreite, ging der König auf die Thüre des Salon zu.

Chon kehrte zurück.

„Nun! sehen Sie meine Bedienung?“

„Nein, Sire, es ist Niemand von Eurer Majestät in den Vorzimmern.“

Der König ging ebenfalls an die Thüre und rief:

„Meine Bedienung!“

Niemand antwortete: es war, als hätte das stumme Schloß nicht einmal ein Echo.

„Wer Teufels sollte glauben,“ sprach der König in das Zimmer zurückkehrend, „wer sollte glauben, ich sei der Enkel von demjenigen, welcher einst sagte: „„Ich habe warten müssen!““

Und er ging auf das Fenster zu und öffnete es.

Doch die Esplanade war ebenso leer als die Vorzimmer: man sah weder Pferde, noch Piqueurs, noch Wachen. Die Nacht allein bot sich den Augen und der Seele in ihrer ganzen Ruhe und in ihrer ganzen Majestät, erleuchtet von einem bewunderswürdigen Monde, der

zitternd wie bewegte Wellen die Gipfel der Bäume des Waldes von Chateou zeigte und Millionen von leuchtenden Flittern der Seine entriß, dieser riesigen, trägen Schlange, deren Windungen man von Bougival bis Maisons, das heißt auf fünf bis sechs Stunden, verfolgen konnte.

Inmitten von Allem dem improvisirte eine Nachtigall einen von den wunderbaren Gesängen, wie man sie nur im Monat Mai hört, als könnten ihre freudigen Noten eine ihrer würdige Natur einzig und allein während dieser ersten Frühlingstage finden, welche man, wenn sie kaum gekommen sind, entfliehen fühlt.

Diese ganze Harmonie ging verloren für Ludwig XV., der sehr wenig Träumer, wenig Dichter, wenig Künstler, aber sehr materiell war.

„Hören Sie, Gräfin," sagte er ärgerlich, „ich bitte, befehlen Sie. Was Teufels! dieser Scherz muß einmal ein Ende haben."

„Sire," erwiederte die Gräfin mit dem reizenden Schmollen, das ihr beinahe immer gelang, „ich habe hier nicht zu befehlen."

„In jedem Fall ich auch nicht," versetzt Ludwig XV., „denn sehen Sie, wie man mir gehorcht!"

„Ebenso wenig Sie, als ich, Sire."

„Wer denn? Sie etwa, Chon?"

„Ich," erwiederte die junge Frau, welche auf der andern Seite des Zimmers auf einem Fauteuil saß und das Gegenstück zu der Gräfin bildete, „ich habe Mühe genug, zu gehorchen, und will nicht die des Befehlens übernehmen."

„Aber wer ist denn Gebieter hier?"

„Bei Gott! Sire, der Herr Gouverneur."

„Herr Zamore?"

„Ja."

„Es ist richtig, man läute irgend Jemand."

Die Gräfin streckte mit einer bewundernswürdigen Nachläßigkeit den Arm nach einer seidenen Schnur aus, welche in einer Eichel von Perlen endigte, und läutete.

Ein Lackei, den man aller Wahrscheinlichkeit nach zum Voraus unterrichtet hatte, fand sich im Vorzimmer und erschien.

„Der Gouverneur!" sagte der König.

„Der Gouverneur wacht über dem kostbaren Leben Eurer Majestät," antwortete ehrfurchtsvoll der Diener.

„Wo ist er?"

„Auf der Runde."

„Auf der Runde?" wiederholte der König.

„Mit vier Officieren," erwiederte der Lackei.

„Gerade wie Herr Malbrouck!" rief die Gräfin.

Der König konnte sich eines Lächelns nicht erwehren.

„Ja, das ist drollig," sagte er, „doch man kann dessen ungeachtet einspannen."

„Sire, der Herr Gouverneur hat die Ställe schließen lassen, aus Furcht, sie könnten irgend einem Bösewicht als Versteck dienen."

„Wo sind meine Piqueurs?"

„In den Gesindestuben, Sire."

„Was machen sie?"

„Sie schlafen."

„Wie! sie schlafen?"

„Auf Befehl."

„Auf wessen Befehl?"

„Auf Befehl des Gouverneur."

„Doch die Thore?" versetzte der König.

„Was für Thore, Sire?"

„Die Thore des Schlosses."

„Sie sind geschlossen."

„Sehr gut. Aber man kann sich die Schlüssel verschaffen?"

„Sire, die Schlüssel sind an dem Gürtel des Gouverneur."

„Das ist ein gutgehaltenes Schloß," sprach der König. „Teufel, welche Ordnung!"

Der Lackei entfernte sich, als er sah, daß der König keine Fragen mehr an ihn richtete.

Auf einem Lehnstuhle ausgestreckt, zerbiß die Gräfin eine schöne Rose, bei der ihre Lippen von Korallen zu sein schienen.

„Sire," sagte sie mit dem schmachtenden Lächeln, das nur ihr gehörte, „ich habe Mitleid mit Eurer Majestät, nehmen Sie meinen Arm, und wir wollen nachsuchen. Chon, leuchte."

Chon ging voran und bildete die Vorhut, bereit, die Gefahren zu bezeichnen, wenn sich solche bieten sollten.

Bei der Wendung des ersten Corridor fing ein Wohlgeruch, der den Appetit des ersten Feinschmeckers erregt hätte, an, die Nase des Königs zu kitzeln.

„Ah! ah!" sagte er stillstehend, „was bedeutet dieser Geruch, Gräfin?"

„Sire, es ist der des Abendbrods. Ich glaubte, der König würde mir die Ehre erweisen, mit mir in Luciennes zu Nacht zu speisen, und ich richtete mich darnach ein."

Ludwig XV. athmete wiederholt den gastronomischen Wohlgeruch ein, während er sich überlegte, daß sein Magen bereits seit einiger Zeit Zeichen seines Daseins von sich gab; daß er, wenn man auch großen Lärmen machte, eine halbe Stunde brauchen würde, um seine Piqueurs zu wecken, eine Viertelstunde, um die Pferde anspannen zu lassen, und zehn Minuten, um nach Marly zu fahren, und daß er in Marly, wo er nicht erwartet wurde, nur ein en cas*) finden könnte; er athmete abermals den verführerischen Geruch ein, und blieb mit der Gräfin vor der Thüre des Speisesaals stehen.

Zwei Gedecke lagen auf einer glänzend erleuchteten und kostbar bestellten Tafel.

„Pest!" sprach Ludwig XV., „Sie haben einen guten Koch, Gräfin."

---

*) Das en cas des Königs war ein kalter Imbiß, der im Schlafzimmer bereit stand, falls Seine Majestät in der Nacht Hunger bekäme.

„Sire, er legte heute seine Probe ab, und der arme Teufel that Wunder, um den Beifall Eurer Majestät zu verdienen. Er ist fähig, sich die Gurgel abzuschneiden, wie der arme Vatel."

„Wirklich! Sie glauben?" versetzte Ludwig **XV**.

„Er hatte besonders eine Omelette von Fasaneneiern, Sire, auf welche er rechnete."

„Eine Omelette von Fasaneneiern! gerade diese Omelettes von Fasaneneiern bete ich an."

„Sehen Sie, welch ein Unglück."

„Nun, Gräfin, wir wollen Ihrem Koch keinen Kummer bereiten," sprach der König lachend, „und während wir zu Nacht speisen, kehrt vielleicht Herr Zamore von seiner Runde zurück."

„Ah! Sire, das ist ein siegreicher Gedanke," sprach die Gräfin, welche ihre Freude darüber, daß sie die erste Partie gewonnen, nicht verbergen konnte. „Kommen Sie, Sire, kommen Sie."

„Doch wer wird uns bedienen?" fragte der König, der vergebens irgend einen Lackei suchte.

„Ah! Sire," versetzte Madame Dubarry, „kommt Ihnen Ihr Kaffee schlechter vor, wenn ich ihn reiche?"

„Nein, Gräfin, ich sage sogar, wenn Sie ihn mir machen."

„Nun, so kommen Sie, Sire."

„Nur zwei Gedecke!" sagte der König, „Chon hat also bereits zu Nacht gespeist?"

„Sire, man hätte es ohne ausdrücklichen Befehl Eurer Majestät nicht gewagt . . ."

„Vorwärts," rief der König, und nahm selbst einen Teller und ein Gedeck von einer Etagère. „Komm, kleine Chon, hier, uns gegenüber."

„Oh! Sire . . ." flüsterte Chon.

„Oh! ja, spiele die unterthänigste, demuthsvollste Dienerin, Du Heuchlerin! Setzen Sie sich hierher, Gräfin, neben mich. Was für ein reizendes Profil haben Sie!"

„Sie bemerken das heute erst, Sire!"

„Was wollen Sie! ich bin gewohnt, Sie von vorne anzuschauen, Gräfin. Ihr Koch ist offenbar ein großer Meister; was für eine vortreffliche Kraftsuppe!"

„Ich habe also Recht gehabt, den andern wegzuschicken?"

„Vollkommen Recht."

„So befolgen Sie mein Beispiel, Sire, Sie sehen, daß man nur dabei gewinnen kann."

„Ich verstehe Sie nicht."

„Ich habe meinen Choiseul weggeschickt, schicken Sie den Ihrigen weg."

„Keine Politik, Gräfin; geben Sie mir von diesem Madeira."

Der König reichte ihr sein Glas; die Gräfin nahm eine Flasche mit engem Hals und bediente den König.

Der Druck machte die Finger weiß und röthete die Nägel des anmuthigen Mundschenks.

„Gießen Sie lange und sachte ein, Gräfin," sagte der König.

„Um den Trank nicht zu trüben, Sire?"

„Nein, um mir Zeit zu gönnen, Ihre Hand zu sehen."

„Ah! Sire," erwiederte die Gräfin lachend, „Eure Majestät ist offenbar im Zuge, Entdeckungen zu machen."

„Meiner Treue, ja," versetzte der König, der allmählig seine schöne Laune wieder erlangte; „und ich glaube, ich bin ganz bereit, zu entdecken . . ."

„Eine Welt?" fragte die Gräfin.

„Nein, nein, eine Welt, das ist zu ehrgeizig, ich habe schon genug an einem Königreich. Aber eine Insel, einen kleinen Winkel der Erde, einen bezauberten Berg, einen Palast, dessen Armida eine mir befreundete, schöne Dame sein wird, während alle Arten von Ungeheuern den Eingang bewachen, wenn es mir zu vergessen beliebt."

„Sire," sagte die Gräfin, indem sie dem König eine Caraffe gefrorenen Champagnerwein, eine in jener Zeit ganz neue Erfindung, reichte, „hier ist gerade aus dem Lethestrom geschöpftes Wasser."

„Aus dem Lethestrom, Gräfin, sind Sie dessen gewiß?"

„Ja, Sire; der arme Jean hat es aus der Hölle mitgebracht, in die er zu drei Vierteln hinabgestiegen ist."

„Gräfin," sagte der König, indem er sein Glas in die Höhe hob, „auf seine glückliche Auferstehung; doch ich bitte, keine Politik."

„Dann weiß ich nicht mehr, von was ich sprechen soll, Sire, und wenn Eure Majestät, die so gut erzählt, uns eine Geschichte erzählen wollte . . ."

„Nein, aber ich will Ihnen Verse sagen."

„Verse!" rief Madame Dubarry.

„Ja, Verse . . . Was ist hierüber zu staunen?"

„Eure Majestät haßt sie."

„Parbleu! von hunderttausend, welche fabrizirt werden, sind neunzigtausend gegen mich."

„Und diejenigen, welche mir Eure Majestät sagen wird, gehören zu den zehntausend, die sie keine Gnade für die neunzigtausend andern finden lassen können?"

„Nein, Gräfin, diejenigen, welche ich Ihnen sagen will, sind an Sie gerichtet."

„An mich?"

„An Sie."

„Und von wem?"

„Von Herrn von Voltaire."

„Und er beauftragte Eure Majestät?"

„Keines Wegs, er richtete dieselben unmittelbar an Eure Hoheit."

„Wie so, ohne Brief?"

„Im Gegentheil, in einem reizenden Brief."

„Ah! ich begreife: Eure Majestät hat diesen Morgen mit ihrem Director der Posten gearbeitet."

„Ganz richtig."

„Lesen Sie, Sire, lesen Sie die Verse von Herrn von Voltaire."

Ludwig XV. entfaltete ein kleines Papier und las:

Déesse des plaisirs, tendre mère des Grâces,
Pourquoi veux-tu mêler aux fêtes de Paphos
Les noirs soupçons, les honteuses disgrâces ?
Pourquoi médites-tu la perte d'un héros ?
Ulysse est cher à la patrie.
Il est l'appui d'Agamemnon.
Sa politique active et son vaste génie
Enchaînent la valeur de la fière Ilion.
Soumets les dieux à ton empire,
Venus, sur tous les coeurs, règne par la beauté;
Cueille, dans un riant délire,
Les roses de la volupté;
Mais à nos voeux daigne sourire,
Et rends le calme à Neptune agité.
Ulysse, ce mortel aux Troyens formidable,
Que tu poursuis dans ton courroux,
Pour la beauté n'est redoutable
Qu'en soupirant à ses genoux *).

„Offenbar, Sire," sprach die Gräfin, mehr gereizt, als dankbar für die poetische Sendung, „offenbar will sich Herr von Voltaire mit Ihnen aussöhnen."

„Oh! was das betrifft, das ist verlorne Mühe," erwiederte Ludwig XV.; „es ist ein Zänker, der Alles in den Sack stecken würde, wenn er nach Paris käme. Er mag zu seinem Freunde, meinem Vetter Friedrich II., gehen. Es ist schon genug, daß wir Herrn Rousseau haben. Aber nehmen Sie doch diese Verse, Gräfin, und überlegen Sie dieselben."

Die Gräfin nahm das Papier, rollte es in Form

---

*) Göttin der Freuden, zarte Mutter der Grazien, warum willst du mit den Festen von Paphos den schwarzen Verdacht, die schmähliche Ungnade verwischen? Warum sinnst du auf den Untergang eines Helden? Ulysses ist dem Vaterland theuer. Er ist die Stütze von Agamemnon. Seine thätige Staatskunst und sein umfassender Geist schließen die Tapferkeit der stolzen Ilion in Fesseln. Unterwirf die Götter deiner Herrschaft. Venus, herrsche durch deine Schönheit über alle Herzen, pflücke in einem lachenden Wahnsinn die Rosen der Wollust, aber lächle freundlich unsern Wünschen zu und gib dem erschütterten Neptun die Ruhe wieder. Ulysses, dieser den Troyanern schreckliche Sterbliche, den du in deinem Zorne verfolgst, ist für die Schönheit nur furchtbar, wenn er auf seinen Knieen seufzt.

eines Anzünders zusammen und legte es neben ihren Teller.

Der König schaute ihr zu.

„Sire," sagte Chon, „ein wenig von diesem Tokayer."

„Er kommt unmittelbar aus den Kellern Seiner Majestät des Kaisers von Oesterreich," sprach die Gräfin, „fassen Sie Vertrauen, Sire."

„Oh! aus den Kellern des Kaisers?" versetzte der König; „nur ich besitze davon."

„Ich habe ihn auch von Ihrem Kellermeister erhalten."

„Wie! Sie haben verführt?"

„Nein, ich habe befohlen."

„Gut geantwortet, Gräfin. Der König ist ein Thor."

„O ja, doch Herr Frankreich . . ."

„Herr Frankreich ist wenigstens so gescheit, Sie von ganzem Herzen zu lieben."

„Ah! Sire, warum sind Sie nicht wirklich Herr Frankreich kurzweg?"

„Gräfin, keine Politik."

„Wird der König Kaffee trinken?" sagte Chon.

„Gewiß."

„Und der König wird ihn wie gewöhnlich brennen?" fragte die Gräfin.

„Wenn die Dame des Schlosses sich nicht widersetzt."

Die Gräfin stand auf.

„Was machen Sie?"

„Ich will Sie bedienen, Sire."

„Immer zu," sprach der König, indem er sich auf seinem Stuhle ausstreckte, wie ein Mensch, der vollkommen zu Nacht gespeist, und bei dem ein gutes Mahl die Launen in's Gleichgewicht gesetzt hat; „immer zu, es ist das Beste, was ich thun kann, daß ich Sie gewähren lasse."

Die Gräfin brachte auf einem silbernen Rechaud eine kleine Kaffeekanne, welche heißen Mokka enthielt; dann

stellte sie vor den König einen Teller, der eine Tasse von Vermeil und einen kleinen Caraffon von böhmischem Krystall trug; endlich legte sie neben den Teller einen papierenen Anzünder.

Mit der tiefen Aufmerksamkeit, die er gewöhnlich dieser Operation schenkte, berechnete der König seinen Zucker, maß er seinen Kaffee, goß sachte seinen Branntwein ein, daß der Alkohol obenauf schwamm, nahm die kleine Papierrolle, zündete sie an der Kerze an, und theilte mit derselben die Flamme dem heißen Tranke mit.

Dann warf er die Rolle in den Rechaud, wo sie sich vollends verzehrte. Fünf Minuten nachher schlürfte er seinen Kaffee mit der ganzen Wollust eines vollendeten Gastronomen.

Die Gräfin ließ ihn machen, aber bei dem letzten Tropfen rief sie:

„Ah! Sire, Sie haben Ihren Kaffee mit den Versen von Herrn von Voltaire angezündet, das wird den Choiseul Unglück bringen."

„Ich täuschte mich," sagte der König lachend.

Die Gräfin stand auf und sprach:

„Sire, will Eure Majestät sehen, ob der Gouverneur zurückgekehrt ist?"

„Ah! Zamore? Bah! warum dies?"

„Um nach Marly zu fahren, Sire."

„Es ist wahr," sprach der König, und machte einen Versuch, sich dem Wohlbehagen zu entreißen, das er empfand. „Wir wollen sehen, Gräfin, wir wollen sehen."

Madame Dubarry gab Chon ein Zeichen und diese verschwand.

Der König begann wieder seine Nachforschungen, doch es ist nicht zu leugnen, mit einem Geiste, der weit von dem verschieden war, welcher sein erstes Suchen geleitet hatte. Die Philosophen behaupten, die düstere Art oder die Rosenfarbe, mit der der Mensch die Dinge betrachte, hänge beinahe immer von dem Zustande seines Magens ab. Da nun die Könige menschliche Magen

haben, welche allerdings in der Regel minder gut sind, als die ihrer Unterthanen, aber ihr Wohlbehagen oder ihr Uebelbefinden, gerade wie die anderen, dem übrigen Körper mittheilen, so schien Ludwig XV. von einer so reizenden Laune zu sein, als dies einem König nur immer möglich ist.

Nachdem er zehn Schritte in dem Corridor gemacht, kam ein neuer Wohlgeruch in Stößen dem König entgegen.

Eine Thüre, welche auf ein reizendes Zimmer ging, das mit blauem, von natürlichen Blumen brochirtem Atlaß ausgeschlagen war, öffnete sich und enthüllte, erhellt durch ein geheimnißvolles Licht, den Alkoven, nach welchem seit zwei Stunden die Schritte der Zauberin gestrebt hatten.

„Nun, Sire," sagte sie, „es scheint, Zamore ist nicht wieder erschienen; wir sind immer noch eingeschlossen, und wenn wir nicht durch das Fenster aus dem Schlosse fliehen . . ."

„Mit den Betttüchern?" fragte der König.

„Sire," erwiederte die Gräfin mit einem bewunderungswürdigen Lächeln, „wir wollen gebrauchen und nicht mißbrauchen."

Der König öffnete lachend die Arme, und die Gräfin ließ die schöne Rose fallen, welche sich, auf dem Boden fortrollend, entblätterte.

XXXIV.

Voltaire und Rousseau.

Das Schlafzimmer in Luciennes war, wie gesagt, ein Wunder hinsichtlich des Baus und der Einrichtung.

Gegen Osten liegend, war es so hermetisch durch die vergoldeten Läden und die atlaßenen Vorhänge geschlossen, daß der Tag nie eindrang, ohne zuvor wie ein Höfling den kleinen und den großen Zutritt erlangt zu haben.

Im Sommer bewegten unsichtbare Ventilatoren eine

gereinigte Luft, der ähnlich, welche tausend Windfächer hätten hervorbringen können.

Es war zehn Uhr, als der König das blaue Zimmer verließ.

Diesmal warteten die Equipagen des Königs seit neun Uhr im großen Hofe.

Zamore gab mit gekreuzten Armen Befehle, oder that wenigstens, als ob er Befehle ertheilte.

Der König trat an das Fenster, und sah alle diese Vorkehrungen zu seiner Abreise.

„Was soll das heißen, Gräfin?" fragte er, „frühstücken wir nicht? Es ist, als ob Sie mich nüchtern wegschicken wollten?"

„Gott verhüte es, Sire," antwortete die Gräfin, „aber ich glaubte, Eure Majestät habe in Marly Rendezvous mit Herrn von Sartines."

„Bei Gott! man könnte Sartines sagen lassen, er soll mich hier aufsuchen; es ist sehr nahe," sprach der König.

„Eure Majestät wird mir die Ehre erweisen, zu glauben, es sei nicht ihr zuerst dieser Gedanke gekommen," versetzte die Gräfin lächelnd.

„Und dann ist der Morgen überdies zu schön, als daß man arbeiten sollte: wir wollen frühstücken."

„Sire, Sie müssen mir wenigstens einige Unterschriften geben."

„Für Frau von Béarn?"

„Allerdings, und auch mir den Tag bezeichnen."

„Welchen Tag?"

„Und die Stunde."

„Welche Stunde?"

„Den Tag und die Stunde meiner Vorstellung."

„Meiner Treue," sagte der König, „Sie haben Ihre Vorstellung wohl verdient, Gräfin; bestimmen Sie den Tag selbst."

„Sire, es geschehe so bald als möglich."

„Ist Alles bereit?"

„Ja."

„Haben Sie Ihre drei Verbeugungen machen gelernt?"

„Ich glaube wohl; denn seit einem Jahre übe ich mich darin."

„Sie haben Ihr Staatskleid?"

„Vierundzwanzig Stunden genügen, um es zu machen."

„Sie haben Ihre Pathin?"

„In einer Stunde wird sie hier sein."

„Nun, Gräfin, hören Sie einen Vertrag."

„Welchen?"

„Sie sprechen mir nicht mehr von der Angelegenheit des Vicomte Jean mit dem Baron von Taverney?"

„Wir opfern also den armen Vicomte?"

„Meiner Treue, ja!"

„Wohl, Sire, wir werden nicht mehr davon sprechen . . . Der Tag?"

„Uebermorgen."

„Die Stunde?"

„Zehn Uhr Abends wie gewöhnlich."

„Abgemacht."

„Königswort?"

„So wahr ich ein Edelmann bin!"

„Hier, Frankreich."

Und Madame Dubarry reichte dem König ihre kleine Hand, in welche Ludwig **XV.** die seinige fallen ließ.

An diesem Morgen empfand ganz Luciennes die Heiterkeit des Herrn.

Er hatte bei einem Punkte nachgegeben, bei welchem er seit langer Zeit nachzugeben beschlossen, aber er hatte bei einem andern gewonnen. Es war Alles Vortheil: er würde hunderttausend Franken Jean unter der Bedingung geben, daß er sie in den Bädern der Pyrenäen oder von Auvergne verlöre, und das müßte als eine Verbannung in den Augen der Choiseul gelten. Er hatte Louisd'or für die Armen, Kuchen für die Karpfen und Complimente für die Malereien von Boucher.

Obgleich Seine Majestät am Abend vorher vollkommen zu Nacht gespeist hatte, frühstückte sie doch mit gutem Appetit.

Es schlug indessen eilf Uhr. Die Gräfin, während sie den König bediente, schaute immer wieder nach der Pendeluhr, welche für ihren Willen zu langsam ging.

Der König hatte sich selbst die Mühe gemacht, zu bemerken, wenn Frau von Béarn käme, könnte man sie in den Speisesaal einführen.

Der Kaffee wurde aufgetragen, gekostet, getrunken, ohne daß Frau von Béarn kam.

Ein Viertel nach eilf Uhr hörte man den Galopp eines Pferdes im Hof erschallen.

Madame Dubarry stand rasch auf und schaute durch das Fenster.

Ein Courrier von Jean Dubarry sprang von einem von Schweiß triefenden Pferde.

Die Gräfin bebte; aber da sie ihre Unruhe nicht durfte sichtbar werden lassen, um den König in seiner guten Stimmung zu erhalten, setzte sie sich wieder neben ihn.

Einen Augenblick nachher trat Chon mit einem Blatt in der Hand ein.

Es war nicht zurückzuweichen, man mußte es lesen.

„Was ist das, große Chon, ein zärtliches Billet?" fragte der König.

„Oh! mein Gott, ja, Sire."

„Und von wem?"

„Vom armen Vicomte."

„Gewiß?"

„Sehen Sie selbst."

Der König erkannte die Handschrift, und da er dachte, es könnte in dem Billet von dem Abenteuer in Lachaussée die Rede sein, so sagte er, indem er das Papier mit der Hand auf die Seite schob:

„Gut, gut, das genügt."

Die Gräfin saß auf Dornen.

„Ist das Billet für mich?" fragte sie.

„Ja, Gräfin."

„Der König erlaubt?"

„Immer zu, bei Gott! Chon wird mir während dieser Zeit Meister Rabe vorsagen."

Und er zog Chon zwischen seine Beine und sang mit der falschesten Stimme seines Königreichs:

„J'ai perdu mon serviteur,
J'ai perdu tout mon bonheur!"*)

Die Gräfin zog sich in eine Fenstervertiefung zurück und las:

„Warten Sie nicht auf die alte Ruchlose, sie behauptet, sie habe sich gestern Abend den Fuß verbrannt, und hütet das Zimmer. Danken Sie Chon für ihre geeignete Ankunft gestern, denn ihr haben wir Alles dies zuzuschreiben; die Hexe hat sie erkannt und unsere Komödie ist nun umgekehrt.

„Zum Glück ist dieser kleine Schuft von einem Gilbert, der an Allem dem Schuld ist, verloren gegangen. Ich würde ihm den Hals umdrehen. Aber er mag unbesorgt sein, wenn ich ihn wiederfinde, soll ihm das nicht entgehen.

„Ich fasse mich kurz. Kommen Sie schnell nach Paris, oder wir werden wieder Alle, was wir zuvor waren.

„Jean."

„Was gibt es?" fragte der König, der über das plötzliche Erblassen der Gräfin in Erstaunen gerieth.

„Nichts, Sire; ein Bulletin über die Gesundheit meines Schwagers."

„Und es geht immer besser bei dem lieben Vicomte?"

„Immer besser," antwortete die Gräfin. „Ich danke, Sire. Doch dort fährt ein Wagen in den Hof."

„Unsere Gräfin, ohne Zweifel?"

---

*) Ich habe meinen Diener verloren, ich habe mein ganzes Glück verloren.

„Nein, Sire, es ist Herr von Sartines.“

„Nun!“ machte der König, als er sah, daß Madame Dubarry auf die Thüre zuging.

„Sire,“ erwiederte die Gräfin, „ich lasse Sie mit ihm und gehe zu meiner Toilette.“

„Und Frau von Béarn?“

„Wenn sie kommt, Sire, werde ich die Ehre haben, Eure Majestät davon in Kenntniß zu setzen,“ sprach die Gräfin, während sie im Grunde der Tasche ihres Morgengewandes das Billet zerknitterte.

„Sie verlassen mich also, Gräfin?“ sagte der König mit einem schwermüthigen Seufzer.

„Sire, es ist heute Sonntag, die Unterschriften, die Unterschriften.“

Und sie reichte dem König ihre frischen Wangen, Ludwig XV. drückte auf jede derselben einen Kuß, und Madame Dubarry verließ das Gemach.

„Zum Teufel die Unterschriften und diejenigen, welche sie holen,“ rief der König. „Wer mag die Minister, die Portefeuilles und das Stempelpapier erfunden haben?“

Der König hatte kaum diesen Fluch ausgesprochen, als der Minister mit dem Portefeuille durch die Thüre der gegenüber, durch welche die Gräfin abgegangen war, eintrat.

Der König stieß einen zweiten Seufzer aus, der noch viel schwermüthiger klang als der erste.

„Ah! Sie hier, Sartines?“ sagte er, „wie pünktlich sind Sie!“

Diese Worte wurden mit einem Tone gesprochen, daß man unmöglich wissen konnte, ob es ein Lob oder ein Vorwurf war.

Herr von Sartines öffnete das Portefeuille und schickte sich an, die Arbeit herauszuziehen.

Man hörte jetzt die Räder eines Wagens auf dem Sande der Allee knarren.

„Warten Sie, Sartines,“ sagte der König.

Und er lief an das Fenster.

„Wie!" rief der König, „es ist die Gräfin, welche wegfährt?"

„Sie selbst, Sire," sprach der Minister.

„Sie wartet also die Frau Gräfin von Béarn nicht ab?"

„Sire, ich bin versucht, zu glauben, daß sie müde geworden ist, auf sie zu warten, und daß sie dieselbe holen will."

„Die Dame sollte aber doch diesen Morgen kommen?"

„Sire, ich kann beinahe mit Gewißheit behaupten, daß sie nicht kommen wird."

„Wie! Sie wissen das, Sartines?"

„Sire, ich muß Alles ein wenig wissen, damit Eure Majestät mit mir zufrieden ist."

„Was ist denn geschehen? sagen Sie es mir, Sartines."

„Bei der alten Gräfin, Sire?"

„Ja."

„Was bei allen Dingen geschieht, Sire; es sind Schwierigkeiten eingetreten."

„Aber wird denn diese Gräfin von Béarn endlich kommen?"

„Hm! hm! Sire, das war gestern Abend sicherer als diesen Morgen."

„Arme Gräfin!" rief der König, in dessen Augen unwillkührlich ein Strahl der Freude glänzte.

„Oh! Sire, die Quadrupelallianz und der Familienvertrag waren nur von geringer Bedeutung im Vergleich mit der Angelegenheit der Vorstellung."

„Arme Gräfin!" wiederholte der König den Kopf schüttelnd, „sie wird nie zu ihrem Ziele gelangen."

„Ich befürchte es, Sire, wenn nicht Eure Majestät ärgerlich wird."

„Sie glaubte ihrer Sache so sicher zu sein."

„Das Schlimmste für sie ist," bemerkte Herr von Sartines, „daß ihre Vorstellung, wenn sie nicht vor der

Ankunft der Frau Dauphine stattgefunden hat, wahrscheinlich nie stattfinden wird."

„Das ist mehr als wahrscheinlich, Sartines, Sie haben Recht. Man sagt, meine Söhnerin sei sehr streng, sehr gottesfürchtig, sehr züchtig. Arme Gräfin!"

„Sicherlich," versetzte Herr von Sartines, „sicherlich wird es Madame Dubarry einen schweren Kummer bereiten, wenn sie nicht vorgestellt wird, aber es wird auch Eurer Majestät manche Unannehmlichkeit ersparen."

„Sie glauben, Sartines?"

„Ganz gewiß, die Neidischen, die Schmähsüchtigen, die Pasquillanten, die Schmeichler, die Zeitungen werden wegfallen. Würde Madame Dubarry vorgestellt, so hätten wir hunderttausend Franken außerordentliche Polizeikosten."

„In der That! Arme Gräfin! sie wünscht es doch so sehr."

„Dann mag Eure Majestät befehlen, und die Wünsche der Gräfin werden in Erfüllung gehen."

„Was sagen Sie da, Sartines?" rief der König. „Ehrlich gesprochen, kann ich mich in Alles dies mischen? Kann ich den Befehl, gegen Madame Dubarry zuvorkommend zu sein, unterzeichnen? Sie, ein Mann von Geist, Sartines, rathen Sie mir einen Staatsstreich, um die Laune der Gräfin zu befriedigen?"

„Oh! nein, Sire; ich begnüge mich wie Eure Majestät zu sagen: Arme Gräfin."

„Ueberdies ist ihre Lage nicht so verzweifelt," sprach der König. „Sie sehen Alles mit der Farbe Ihres Kleides an, Sartines. Wer sagt uns, Frau von Béarn werde sich nicht eines Andern besinnen? Wer versichert uns, die Frau Dauphine werde so bald ankommen? Wir haben noch vier Tage, ehe sie Compiègne berührt; in vier Tagen thut man Vieles.... Werden wir diesen Morgen arbeiten, Sartines?"

„Oh! Eure Majestät, nur drei Unterschriften."

Und der Polizeilieutenant zog ein erstes Papier aus dem Portefeuille.

„Oh! oh!“ machte der König, „ein geheimer Verhaftsbefehl.“

„Ja, Sire.“

„Und gegen wen?“

„Eure Majestät kann es sehen.“

„Gegen den Sieur Rousseau? Wer ist dieser Rousseau, Sartines, und was hat er gemacht?“

„Den **Contrat social**, Sire.“

„Ah! ah! das ist gegen Jean Jacques? Sie wollen ihn also in die Bastille setzen.“

„Sire, er macht Scandal.“

„Was Teufels soll er denn machen?“

„Uebrigens schlage ich nicht vor, ihn in die Bastille zu setzen.“

„Wozu dann der Verhaftsbefehl?“

„Sire, um die Waffe bereit zu haben.“

„Nicht als läge mir etwas an Eurem Philosophen,“ sprach der König.

„Und Eure Majestät hat Recht.“

„Aber man würde schreien; überdies glaubte ich, man habe seine Anwesenheit in Paris gestattet.“

„Geduldet, Sire, doch unter der Bedingung, daß er sich nicht zeigen würde.“

„Und er zeigt sich?“

„Fortwährend.“

„In seiner armenischen Tracht?“

„Oh! nein, Sire, wir haben ihm bedeutet, daß er sie ablegen müsse.“

„Und er gehorchte?“

„Ja, aber er schrie über Verfolgung.“

„Und wie kleidet er sich jetzt?“

„Wie Jedermann, Sire.“

„Dann ist der Scandal nicht groß.“

„Wie, Sire, ein Mensch, dem man verbietet sich zu zeigen ... errathen Sie, wohin er jeden Tag geht?“

„Zu dem Marschall von Luxembourg, zu Herrn d'Alembert, zu Madame d'Epinay."

„In das Café de la Régence, Sire! er spielt dort jeden Abend Schach, aus Halsstarrigkeit, denn er verliert beständig; und jeden Abend brauche ich eine Brigade, um die Versammlung zu überwachen, welche sich um das Haus bildet."

„Ah!" rief der König, „die Pariser sind noch dummer, als ich glaubte. Lassen Sie diese Menschen sich hiemit belustigen, Sartines, während dieser Zeit werden sie nicht über Elend schreien."

„Ja, Sire, doch wenn es ihm eines Morgens einfiele, Reden zu halten, wie er dies in London gethan hat?"

„Oh! dann fände ein Verbrechen statt, und zwar ein öffentliches Verbrechen, und Sie hätten keinen geheimen Verhaftsbefehl nöthig, Sartines."

Der Polizeilieutenant sah, daß die Verhaftung von Rousseau eine Maßregel war, bei der Ludwig XV. die königliche Verantwortlichkeit befreit wissen wollte, und bestand nicht länger darauf.

„Nun handelt es sich noch um einen andern Philosophen, Sire," sprach Herr von Sartines.

„Abermals?" erwiederte der König müde, „wir werden also nicht mit ihnen zu Ende kommen?"

„Ach! Sire, sie sind es, die nie mit uns endigen."

„Und von wem ist die Rede?"

„Von Herrn von Voltaire."

„Dieser ist auch nach Frankreich zurückgekehrt?"

„Nein, Sire, doch es wäre vielleicht besser, wenn er sich hier befände, wir könnten ihn wenigstens überwachen."

„Was hat er gethan?"

„Er thut nichts, sondern seine Parteigänger thun für ihn: es handelt sich um nichts Geringeres, als ihm eine Statue zu errichten."

„Eine Reiterstatue?"

„Nein, Sire, und dennoch ist er ein großer Städteeroberer, dafür stehe ich."

Ludwig XV. zuckte die Achseln.

„Sire, ich habe keinen ähnlichen seit Poliorketes gesehen," fuhr Herr von Sartines fort; „er unterhält überall Einverständnisse, er hat überall Eingang; die ersten Ihres Königreiches sind Schmuggler, um seine Bücher einzuführen. Ich habe kürzlich acht Kisten voll mit Beschlag belegt; zwei waren unter der Adresse von Herrn von Choiseul."

„Er ist sehr belustigend."

„Sire, mittlerweile bemerken Sie, daß man für ihn thut, was man für die Könige thut; man votirt ihm eine Statue."

„Man votirt den Königen keine Statuen, Sartines, *sie* votiren sich dieselben. Und wer ist mit diesem schönen Werke beauftragt?"

„Der Bildhauer Pigale. Er ist nach Ferny abgereist, um das Modell auszuführen. Indessen regnet es Unterschriften. Bereits sind sechstausend Thaler beisammen, und bemerken Sie wohl, Sire, nur die Gelehrten haben das Recht, zu unterzeichnen. Alle kommen mit ihrer Opfergabe; es ist eine wahre Prozession. Herr Rousseau hat selbst seine zwei Louisd'or gebracht."

„Nun, was soll ich machen?" versetzte Ludwig XV. „Ich bin kein Gelehrter, das geht mich nichts an."

„Sire, ich wollte die Ehre haben, Eurer Majestät den Vorschlag zu machen, diese Kundgebung kurz abzuschneiden."

„Hüten Sie sich wohl, Sartines. Statt ihm eine Bildsäule von Bronze zu votiren, würden sie ihm eine von Gold errichten. Lassen Sie die Leute machen. Ei! mein Gott, er wird noch häßlicher sein in Bronze, als in Fleisch und Knochen."

„Eure Majestät wünscht also, daß die Sache ihren Lauf nehme?"

„Wünscht! verständigen wir uns, Sartines, wünscht ist nicht das richtige Wort. Ich möchte gewiß gern Alles dies verhindern; aber was wollen Sie? die Sache ist

unmöglich. Die Zeit ist vorüber, wo das Königthum zu dem philosophischen Geiste, wie Gott zum Weltmeer sagen konnte: „„Du wirst nicht weiter gehen."" Ohne Erfolg schreien, ohne zu erreichen schlagen, hieße unsere Ohnmacht zeigen. Wenden wir unsere Augen ab, Sartines, und stellen wir uns, als ob wir nichts sehen würden."

Herr von Sartines stieß einen Seufzer aus und erwiederte:

„Sire, wenn wir die Menschen nicht bestrafen, so zerstören wir wenigstens die Werke. Hier ist eine Liste von Werken, denen nothwendig der Prozeß gemacht werden muß; denn die einen greifen den Thron an, die andern den Altar, die einen sind ein Aufruhr, die andern eine Gotteslästerung."

Ludwig XV. nahm die Liste und las mit matter Stimme:

La Contagion sacrée, ou Histoire naturelle de la superstition; Système de la nature, ou Lois du monde physique et moral; Dieu et les Hommes, Discours sur les miracles de Jesus-Christ, Instructions du Capucin de Raguse à frère Pediculoso partant pour la terre sainte. *)

Der König war noch nicht bei dem vierten Theil der Liste, und dennoch ließ er das Papier fallen; seine sonst so ruhigen Züge nahmen einen Ausdruck der Traurigkeit und Entmuthigung an.

Er blieb einige Augenblicke träumerisch, in Gedanken versunken, wie vernichtet.

„Da müßte man eine Welt erregen, Sartines," murmelte er, „das mögen Andere versuchen."

Sartines sah ihn mit dem Einverständniß an, das Lud-

---

*) Die heilige Ansteckung oder Naturgeschichte des Aberglaubens; System der Natur, oder Gesetze der physischen und moralischen Welt; Gott und die Menschen, Rede über die Wunder Jesu Christi, Instructionen des Kapuziners von Ragusa an den Bruder Pediculoso bei seiner Abreise nach dem heiligen Land.

wig **XV.** so gern bei seinen Ministern gewahrte, weil es ihm eine Arbeit des Geistes, oder eine Handlung ersparte.

„Die Ruhe, nicht wahr, Sire, die Ruhe, das ist es, was der König will?" sagte Sartines.

Der König schüttelte den Kopf von oben nach unten.

„Ei, mein Gott! ja, ich verlange nichts Anderes von Euren Philosophen, Euren Encyclopädisten, Euren Wunderthätern, Euren Illuminaten, Euren Dichtern, Euren Oekonomisten, welche schreiben, krächzen, verleumden, rechnen, predigen, schreien. Man kröne sie, man errichte ihnen Statuen, man baue ihnen Tempel, aber man lasse mich in Ruhe."

Sartines stand auf, verbeugte sich vor dem König und murmelte, während er wegging:

„Zum Glück steht auf unsern Münzen nicht: **Domine salvum fac regem.**"

Als Ludwig **XV.** allein war, nahm er eine Feder und schrieb an den Dauphin:

„Sie haben mich gebeten, die Ankunft der Frau Dauphine zu beschleunigen, ich will Ihnen dieses Vergnügen machen.

„Ich gebe Befehl, in Noyon nicht anzuhalten, sie wird folglich Dienstag Morgen in Compiègne sein.

„Ich selbst werde mich dort auf den Punkt zehn Uhr, das heißt eine Viertelstunde vor ihr, einfinden."

„Auf diese Weise," sagte er, „werde ich von der albernen Vorstellungsangelegenheit befreit, die mich mehr quält, als Herr von Voltaire, Herr Rousseau und alle gegenwärtige und zukünftige Philosophen. Das ist dann eine Sache zwischen der armen Gräfin, dem Dauphin und der Dauphine. Meiner Treue! wir wollen den Aerger, den Haß und die Rache ein wenig auf die jungen Geister ablenken, welche die Kraft zum Kämpfen haben. Die Kinder mögen dulden lernen, das bildet die Jugend."

Entzückt, die Schwierigkeit so beseitigt zu haben, überzeugt, es könne ihm Niemand vorwerfen, die Vorstellung, welche ganz Paris beschäftigte, sei von ihm be-

günstigt oder verhindert worden, stieg der König hierauf wieder in den Wagen und fuhr nach Marly, wo ihn der Hof erwartete.

XXXV.

Pathin und Täufling.

Die arme Gräfin! Behalten wir für sie das Beiwort, das ihr der König gegeben, denn sie verdiente es gewiß in diesem Augenblick; die arme Gräfin, sagen wir, fuhr wie eine Seele in der Verdammniß auf der Straße nach Paris.

Wie sie niedergeschmettert durch den vorletzten Paragraphen des Briefes von Jean, verbarg Chon in dem Boudoir von Luciennes ihren Schmerz und ihre Unruhe und verfluchte es, daß sie den unseligen Gedanken gehabt hatte, Gilbert auf der Landstraße aufzunehmen.

Als sie auf die Brücke von Antin kam, welche über den Canal gebaut war, der in den Fluß ausmündete und Paris von der Seine bis zur Roquette umgab, fand die Gräfin einen Wagen, der ihrer harrte.

In diesem Wagen war der Vicomte Jean, in Gesellschaft eines Anwalts, mit dem er sich auf eine kräftige Weise zu besprechen schien.

Sobald Jean die Gräfin erblickte, ließ er seinen Anwalt, sprang zur Erde, und machte dem Kutscher seiner Schwester ein Zeichen, rasch anzuhalten.

„Geschwinde, Gräfin," sagte er, „geschwinde; steigen Sie in meinen Wagen und fahren Sie eiligst nach der Rue Saint-Germain-des-Prés."

„Die Alte hintergeht uns also?" sagte Madame Dubarry, indem sie den Wagen wechselte, während der Anwalt, durch ein Zeichen des Vicomte veranlaßt, dasselbe that.

„Ich glaube, Gräfin," erwiederte Jean, „ich glaube; das ist eine Repressalie."

„Aber was ist denn vorgefallen?"

„Hören Sie es mit zwei Worten. Ich war in Paris geblieben, weil ich stets mißtraue, und ich habe nicht Unrecht, wie Sie sehen. Von neun Uhr Abends an streifte ich bei dem Gasthof zum krähenden Hahne umher. Nichts; keine Schritte, kein Besuch. Alles ging auf das Beste. Ich glaubte folglich, ich könnte zurückkehren und schlafen. Ich kehre zurück und schlafe.

„Diesen Morgen bei Tagesanbruch wache ich auf; ich wecke Patrice und befehle ihm, an den Ecke Schildwache zu stehen.

„Um neun Uhr, merken Sie wohl, eine Stunde früher, als es abgemacht war, komme ich mit der Carrosse an; Patrice hat nichts Beängstigendes gesehen, und ich steige ziemlich beruhigt die Treppe hinauf.

„An der Thüre hält mich eine Dienerin auf und benachrichtigt mich, die Frau Gräfin werde an diesem Tage und vielleicht acht Tage nicht ausgehen.

„Ich gestehe, obgleich auf irdend eine Unannehmlichkeit gefaßt, erwartete ich doch dies nicht.

„„Wie! sie wird nicht ausgehen,““ rief ich, „„was hat sie denn?““

„„Sie ist krank.““

„„Krank? Unmöglich! Gestern war sie noch zum Entzücken wohl.““

„„Ja, mein Herr. Doch Madame hat die Gewohnheit, ihre Chocolade zu machen, und diesen Morgen, als sie dieselbe kochen ließ, goß sie aus dem Ofen auf ihren Fuß und verbrannte sich. Auf das Geschrei, das die Frau Gräfin ausstieß, lief ich herbei. Die Frau Gräfin wäre beinahe in Ohnmacht gefallen. Ich trug sie auf ihr Bett und in diesem Augenblick schläft sie, glaube ich.““

„Ich war bleich wie Ihre Spitze, Gräfin, und rief:

„„Das ist eine Lüge!““

„„Nein, lieber Herr Dubarry,““ antwortete eine Stimme, so spitzig, daß sie die Balken zu durchbohren schien; „„nein, das ist keine Lüge, und ich leide furchtbar.““

„Ich stürzte nach der Seite, woher diese Stimme kam; ich drang durch eine Glasthüre, welche sich nicht öffnen wollte; die alte Gräfin lag wirklich im Bett.

„„Ah! Madame . . .““ sagte ich.

„Mehr konnte ich an Worten nicht vorbringen. Ich war wüthend, und hätte sie mit Freuden erdrosselt.

„„Sehen Sie,““ sagte sie zu mir, indem sie auf eine abscheuliche Kanne deutete, welche auf dem Boden lag, „„diese Kaffeekanne hat alles Unheil verursacht.““

„Ich sprang mit gleichen Füßen auf die Kanne, diese wird keine Chocolade mehr machen, dafür stehe ich Ihnen."

„„Welch ein Mißgeschick!““ fuhr die Alte mit ihrer kläglichen Stimme fort, „„die Baronin d'Alogny wird nun Ihre Frau Schwester vorstellen. Was wollen Sie! das stand so geschrieben, wie die Orientalen sagen.““

„Ah! mein Gott," rief die Gräfin, „Sie bringen mich in Verzweiflung, Jean."

„Ich verzweifle nicht, wenn Sie sich zu ihr begeben, deßhalb habe ich Sie rufen lassen."

„Und warum verzweifeln Sie nicht?"

„Weil Sie vermögen, was ich nicht vermag, weil Sie eine Frau sind, weil Sie den Verband in Ihrer Gegenwart können abnehmen lassen, weil Sie Frau von Béarn, wenn der Betrug erwiesen ist, sagen können, ihr Sohn werde nie etwas Anderes sein, als ein Krautjunker, sie werde nie einen Sou von der Erbschaft der Saluces bekommen; weil Sie endlich die Verwünschungen von Camilla mit viel mehr Wahrscheinlichkeit spielen werden, als ich die Wuth des Orestes spielen würde."

„Ich glaube, er scherzt!" sagte die Gräfin.

„Ja, mit der Schärfe der Zähne."

„Wo wohnt unsere Sibylle?"

„Sie wissen es wohl: im krähenden Hahnen, in der Rue Saint-Germain-des-Prés . . . ein großes, schwarzes Haus, mit einem ungeheuren Hahnen, der auf

ein blechenes Schild gemalt ist. Wenn das Blech knarrt, kräht der Hahn."

„Ich werde eine abscheuliche Scene haben."

„Das ist meine Meinung. Doch es ist auch meine Meinung, daß man es wagen muß; soll ich Sie geleiten?"

„Hüten Sie sich wohl, Sie würden Alles verderben."

„Das hat mir auch unser Anwalt gesagt, den ich in dieser Hinsicht um Rath fragte. Eine Person in ihrem Hause schlagen, zieht Geldbuße und Gefängniß nach sich. Sie auswärts schlagen . . ."

„Das ist nichts," sagte die Gräfin zu Jean, „Sie wissen das besser, als irgend Jemand."

Jean machte eine Grimasse, welche wie ein schlimmes Lächeln aussah.

„Oh!" sagte er, „Schulden, welche spät bezahlt werden, häufen Interessen an, und wenn ich je meinen Mann wieder finde."

„Wir wollen nur von meiner Frau sprechen, Vicomte."

„Ich habe Ihnen nichts mehr zu sagen, gehen Sie."

Und Jean trat auf die Seite, um den Wagen vorüberfahren zu lassen.

„Vorwärts, wo erwarten Sie mich?"

„In dem Gasthofe selbst; ich verlange eine Flasche Wein, und wenn Sie bewehrten Beistand brauchen, so komme ich."

„Vorwärts, Kutscher," rief die Gräfin.

„Rue Saint-Germain-des-Prés, im krähenden Hahnen," fügte der Vicomte bei.

Der Wagen fuhr ungestüm nach den Champs-Elysées.

Eine Viertelstunde nachher hielt er bei der Rue Abbatiale und dem Marché Sainte-Marguerite.

Hier stieg Madame Dubarry aus, denn sie befürchtete, das Rasseln eines Wagens könnte die schlaue Alte, welche ohne Zweifel lauerte, aufmerksam machen, und sie würde, sich hinter einem Vorhange verbergend, den Besuch frühe genug erblicken, um ihn zu vermeiden.

Die Gräfin ging daher allein mit ihrem Lackei, der hinter ihr marschirte, in die kleine Rue Abbatiale, welche nur drei Häuser enthielt, von denen der Gasthof die Mitte bildete.

Sie schlüpfte behende in die gähnende Halle des Wirthshauses.

Niemand sah sie eintreten, aber am Fuße der hölzernen Treppe begegnete sie der Wirthin.

„Frau von Béarn?" fragte die Gräfin.

„Frau von Béarn ist sehr krank und kann Niemand empfangen."

„Krank; ich will mich gerade nach ihr erkundigen," versetzte die Gräfin.

Und leicht wie ein Vogel war sie in einer Secunde oben auf der Treppe.

„Madame! Madame!" rief die Wirthin, „man sprengt Ihre Thüre mit Gewalt!"

„Wer denn?" fragte die alte Prozeßkrämerin aus der Tiefe ihres Zimmers.

„Ich," rief die Gräfin, indem sie sich plötzlich auf der Schwelle mit einer Physiognomie zeigte, welche vollkommen den Umständen angepaßt war, denn sie lächelte Höflichkeit und grimassirte Bedauern.

„Die Frau Gräfin hier!" rief die Alte bleich vor Schrecken.

„Ja, meine liebe Dame, und ich komme, um Ihnen den ganzen Antheil zu bezeigen, den ich an Ihrem Unglück nehme, wovon ich so eben unterrichtet worden bin. Erzählen Sie mir doch Ihren Unfall, ich bitte Sie."

„Madame, ich wage es nicht, Ihnen einen Stuhl in dieser Spelunke anzubieten."

„Ich weiß, daß Sie ein Schloß in der Touraine haben, und entschuldige das Wirthshaus."

Die Gräfin setzte sich. Frau von Béarn begriff, daß sie eine feste Stellung nahm.

„Sie scheinen viel zu leiden, Gräfin?" fragte Madame Dubarry.

„Furchtbar.“

„Am rechten Bein? O Gott! aber wie haben Sie es gemacht, um sich am Bein zu brennen?“

„Das war ganz einfach: ich hielt die Kaffeekanne, der Stiel glitschte in meiner Hand aus, das Wasser entströmte siedend, und es fiel ein Glasvoll auf meinen Fuß.“

„Das ist schrecklich!“

Die Alte stieß einen Seufzer aus.

„Oh! ja,“ sagte sie, „schrecklich. Doch was wollen Sie? die Unglücksfälle kommen in Schaaren.“

„Sie wissen, daß der König Sie diesen Morgen erwartete.“

„Sie verdoppeln meine Verzweiflung, Madame.“

„Seine Majestät ist durchaus nicht zufrieden, Madame, daß er Sie nicht gesehen.“

„Ich habe meine Entschuldigung in meinem Leiden, und ich hoffe diese Entschuldigung seiner Majestät demuthsvoll zu Füßen legen zu dürfen.“

„Ich sage das nicht, um Ihnen den geringsten Kummer zu verursachen,“ versetzte Madame Dubarry, welche sah, wie gravitätisch die Alte zu sein bemüht war, „ich wollte Ihnen nur begreiflich machen, daß Seiner Majestät sehr viel an diesem Schritte lag, und daß er den größten Dank dafür wußte.“

„Sie sehen meine Lage, Madame.“

„Allerdings; doch soll ich Ihnen Eines sagen?“

„Sprechen Sie; ich fühle mich geehrt, es zu hören.“

„Aller Wahrscheinlichkeit nach rührt Ihr Unfall von einer großen Aufregung her, welche Sie ergriffen hatte.“

„Oh! ich sage nicht nein,“ erwiederte die Alte mit einer Verbeugung des Oberleibs; „ich war sehr bewegt durch die Ehre, die Sie mir dadurch erwiesen, daß Sie mich so anmuthreich in Ihrem Hause empfingen.“

„Ich glaube, es war noch etwas Anderes im Spiel.“

„Etwas Anderes? Meiner Treue, nein, nichts daß ich wüßte.“

„Oh! doch wohl, ein Zusammentreffen. . . .“

„Das mir begegnet sein soll?“

„Ja, als Sie mein Haus verließen.“

„Ich bin mit Niemand zusammengetroffen, Madame. Ich war in dem Wagen Ihres Herrn Bruders.“

„Ehe Sie in den Wagen stiegen.“

Die Alte gab sich die Miene, als suchte sie.

„Während Sie die Stufen der Freitreppe hinabgingen.“

Die Alte heuchelte eine noch größere Aufmerksamkeit.

„Ja,“ sagte Madame Dubarry mit einem Lächeln, in das sich eine gewisse Ungeduld mischte; „es kam Jemand in den Hof, eben als Sie das Haus verließen.“

„Ich habe Unglück, Madame, ich erinnere mich dessen nicht.“

„Eine Frau . . . ah! nun entsinnen Sie sich wohl.“

„Ich habe ein so kurzes Gesicht, daß ich auf zwei Schritte von mir, wie Sie jetzt gerade sitzen, Madame, nichts zu unterscheiden vermag. Urtheilen Sie also.“

„Ah! sie ist stark,“ sprach leise die Gräfin zu sich selbst. „Wir wollen nicht mehr mit List zu Werk gehen, denn sie würde mich schlagen.“

„Nun, da Sie diese Dame nicht gesehen haben,“ fuhr sie laut fort, „so will ich Ihnen sagen, wer sie ist.“

„Die Dame, welche herein kam, als ich wegfuhr?“

„Ganz richtig, es war meine Schwägerin, Mademoiselle Dubarry.“

„Ah! sehr gut, Madame, sehr gut, da ich sie aber nie gesehen hatte . . .“

„Doch wohl.“

„Ich habe sie gesehen?“

„Ja, und gesprochen.“

„Mademoiselle Dubarry?“

„Ja, Mademoiselle Dubarry, nur hieß sie an jenem Tag Mademoiselle Flageot.“

„Ah!“ rief die Alte mit einer Bitterkeit, welche sie nicht verbergen konnte, „ah! die falsche Mademoiselle Fla-

geot, welche mich aufsuchte und zu der Reise veranlaßte, war Ihre Schwägerin?"

„In Person, Madame."

„Und wurde zu mir geschickt?"

„Durch mich."

„Um mich zu mystificiren?"

„Nein, um Ihnen zu dienen, während Sie zugleich mir dienen würden."

Die alte Frau zog ihre dicken, grauen Augbrauen zusammen und erwiederte:

„Ich glaube, dieser Besuch wird mir nicht sehr vortheilhaft sein."

„Wären Sie etwa von Herrn von Maupeou schlecht empfangen worden, Madame?"

„Weihwasser von Hofe."

„Mir dünkt, ich habe die Ehre gehabt, Ihnen etwas minder Unfaßbares, als Weihwasser anzubieten."

„Madame, Gott lenkt, während der Mensch denkt."

„Madame, sprechen wir ernsthaft," sagte die Gräfin.

„Ich höre Sie."

„Sie haben sich den Fuß verbrannt?"

„Sie sehen es."

„Bedeutend?"

„Furchtbar."

„Können Sie nicht, trotz dieser Wunde, welche allerdings schmerzhaft sein mag, aber sicherlich nicht gefährlich ist, können Sie sich nicht ein wenig anstrengen, den Wagen ertragen, und eine Sekunde in meinem Cabinet vor Seiner Majestät stehen?"

„Unmöglich, Madame; schon bei dem Gedanken, mich zu erheben, fühle ich mich einer Ohnmacht nahe."

„Sie haben sich also eine gräßliche Wunde gemacht?"

„Gräßlich, wie Sie sagen."

„Und wer verbindet, wer beräth, wer pflegt Sie?"

„Ich habe wie jede Frau, welche eine Haushaltung geführt, vortreffliche Recepte für Brandwunden; ich lege mir einen von mir selbst bereiteten Balsam auf."

„Kann man, ohne unbescheiden zu sein, dieses specifische Mittel sehen?“

„In jener Phiole, auf dem Tisch.“

„Heuchlerin!“ dachte die Gräfin, „so weit hat sie die Verstellung getrieben; sie ist offenbar sehr stark, doch wir wollen das Ende abwarten.“

„Madame,“ sagte die Gräfin laut, „ich habe auch ein vortreffliches Oel für solche Unfälle, doch die Anwendung hängt hauptsächlich von der Art des Brandes ab.“

„Wie so?“

„Es gibt einfache Röthen, Wasserblasen und Abschindung der Haut. Ich bin kein Arzt. Aber Jedermann hat sich mehr oder minder in seinem Leben gebrannt.“

„Madame, es ist eine Abschindung,“ versetzte die Gräfin

„Oh! mein Gott! wie müssen Sie leiden! Soll ich mein Oel anwenden?“

„Das wäre mir ungemein lieb. Sie haben es also mitgebracht?“

„Nein; aber ich werde es schicken...“

„Ich danke tausendmal.“

„Nur erscheint es zweckdienlich, daß ich mich von dem Grade der Verletzung überzeuge.“

„Oh! nein, nein, Madame,“ rief die Alte, „ich will Ihnen kein solches Schauspiel bieten.“

„Gut,“ dachte Madame Dubarry, „hier ist sie gefangen.“

„Befürchten Sie das nicht,“ sprach sie, „ich bin mit dem Anblick von Wunden vertraut.“

„Oh! Madame, ich kenne zu gut den Wohlanstand.“

„Wo es sich darum handelt, unserem Nächsten beizustehen, müssen wir den Wohlanstand vergessen.“

Und sie streckte rasch die Hand nach dem Beine aus, das die Gräfin auf einem Fauteuil liegen hatte.

Die Alte stieß ein furchtbares Schmerzgeschrei aus, obgleich Madame Dubarry sie kaum berührte.

„Oh! gut gespielt!“ murmelte die Gräfin, welche jede

Zuckung auf dem verstörten Gesichte von Frau von Béarn studirte.

„Ich sterbe," sagte die Alte. „Ah! welche Angst haben Sie mir eingejagt."

Und die Wangen bleich, die Augen sterbend, warf sie sich zurück, als ob sie in Ohnmacht fiele.

„Sie erlauben, Madame," fuhr die Favoritin fort.

„Immerhin," sagte die Alte mit einer erloschenen Stimme.

Madame Dubarry verlor keine Zeit; sie zog die erste Nadel aus der Leinwand, welche das Bein umgab, und entrollte rasch die Binde.

Zu ihrem großen Erstaunen ließ sie die Alte machen.

„Sie wartet, bis ich an der Compresse bin, um laut zu schreien; aber ich werde ihr Bein sehen, und wenn ich sie ersticken müßte," murmelte die Favoritin.

Und sie fuhr fort.

Frau von Béarn seufzte, widersetzte sich aber nicht.

Die Compresse wurde aufgehoben, und eine wahre Wunde zeigte sich den Augen von Madame Dubarry. Das war nicht Nachahmung, und hier endigte die Diplomatie von Frau von Béarn.

Bleifarbig und von Blut durchfurcht, sprach die Wunde sehr beredt. Frau von Béarn konnte Chon gesehen und erkannt haben, dann aber schwang sie sich zu der Höhe von Porcia und Mucius Scävola empor.

Madame Dubarry schwieg und bewunderte.

Wieder zu sich gekommen, genoß die Alte in vollem Maaße ihren Sieg; ihr falbes Auge versenkte sich gleichsam in die Gräfin, welche zu ihren Füßen kniete.

Madame Dubarry brachte die Compresse mit der zarten Sorgfalt der Frauen, deren Hand für die Verwundeten so leicht ist, wieder an ihren Platz, legte das Bein der Kranken auf das Kissen, setzte sich zu ihr und sprach:

„Madame, Sie sind noch stärker, als ich glaubte, und ich bitte Sie um Verzeihung, daß ich nicht mit dem

ersten Schlage die Frage so angegriffen habe, wie es sich bei einer Dame von Ihrem Werth geziemte. Machen Sie Ihre Bedingungen."

Die Augen der Alten funkelten, aber es war nur ein Blitz, der alsbald wieder erlosch.

„Sprechen Sie Ihren Wunsch unumwunden aus, Madame," sagte sie, „und ich werde sehen, in welcher Beziehung ich Ihnen angenehm sein kann."

„Ich will durch Sie in Versailles vorgestellt werden, Madame," sprach die Gräfin, „und sollte es Sie auch eine Stunde der furchtbaren Leiden kosten, die Sie diesen Morgen ausgestanden haben."

Frau von Béarn hörte ohne eine Miene zu verziehen.

„Und dann?" sagte sie.

„Das ist Alles, Madame; nun ist die Reihe an Ihnen."

„Ich möchte gern," erwiederte Frau von Béarn mit einer Festigkeit, welche der Gräfin klar bewies, daß man mit ihr wie eine Macht mit der andern zu unterhandeln hatte, „ich möchte die zweimal hundert tausend Livres meines Prozesses garantirt haben."

„Aber wenn Sie den Prozeß gewinnen, so macht dies viermal hundert tausend Franken, wie mir scheint."

„Nein, denn ich betrachte die zweimal hundert tausend Livres, welche mir die Saluces streitig machen, als mein Eigenthum. Die weiteren zweimal hundert tausend Livres sind ein Glück, der Ehre beigefügt, welche mir dadurch zu Theil geworden ist, daß ich Ihre Bekanntschaft gemacht habe."

„Sie sollen die zweimal hundert tausend Livres bekommen, Madame. Hernach?"

„Ich habe einen Sohn, den ich zärtlich liebe, Madame. Das Schwert wurde in unserem Hause stets gut geführt; aber Sie müssen begreifen, daß wir, zum Befehlen geboren, nur mittelmäßige Soldaten geben. Ich

brauche auf der Stelle eine Compagnie für meinen Sohn mit einem Oberstenpatent für das nächste Jahr."

„Wer wird die Kosten des Regiments tragen, Madame?"

„Der König. Sie begreifen, daß ich, wenn ich für dieses Regiment die zweimal hundert tausend Livres von meinem Gewinn ausgebe, morgen so arm sein werde, als ich es heute bin."

„Gut gerechnet macht das sechsmal hundert tausend Livres."

„Viermal hundert tausend, vorausgesetzt, daß das Regiment zweimal hundert tausend werth ist, was dasselbe hoch anschlagen heißt."

„Es sei; Sie sollen in diesem Punkte befriedigt werden."

„Ich habe von dem König Entschädigung für meinen Weingarten in der Touraine zu verlangen; es sind vier gute Morgen, welche mir die Ingenieurs des Königs vor vier Jahren für den Kanal genommen haben."

„Man hat den Weingarten bezahlt."

„Ja, doch nach dem Anschlage von Experten; und ich selbst schätze ihn gerade auf das Doppelte des Preises, zu dem sie ihn angeschlagen haben."

„Gut! man wird Ihnen denselben zum zweiten Male bezahlen. Ist das Alles?"

„Verzeihen Sie, meine Kasse ist leer, wie Sie sich leicht denken können. Ich bin Meister Flageot ungefähr neuntausend Livres schuldig."

„Neuntausend Livres!"

„Oh! das ist unerläßlich. Meister Flageot ist ein vortrefflicher Rathgeber."

„Ja, ich glaube es wohl," versetzte die Gräfin, „ich werde diese neuntausend Livres von meinen eigenen Geldern bezahlen. Ich hoffe, Sie haben mich willfährig gefunden?"

„Oh! Sie sind vollkommen, Madame; aber ich glaube

Ihnen auch von meiner Seite allen guten Willen bewiesen zu haben."

„Wenn Sie wüßten, wie sehr ich bedaure, daß Sie sich verbrannt haben," sagte Madame Dubarry lächelnd.

„Ich bedaure es nicht, Madame," entgegnete die Alte, „denn trotz dieses Unfalls wird mir meine Ergebenheit die Kraft verleihen, Ihnen nützlich zu sein, als ob mir nichts begegnet wäre."

„Fassen wir die Bedingungen noch einmal zusammen," sagte Madame Dubarry.

„Warten Sie."

„Haben Sie etwas vergessen?"

„Eine Kleinigkeit."

„Sprechen Sie."

„Ich war nicht darauf gefaßt, vor unserem großen König erscheinen zu dürfen. Ach! längst bin ich mit Versailles und seinen Herrlichkeiten nicht mehr vertraut, und somit besitze ich kein Staatskleid."

„Ich habe diesen Umstand vorhergesehen, Madame: gestern nach Ihrem Abgang ist Ihr Vorstellungskleid angefangen worden, und ich war so vorsichtig, es nicht bei meiner Schneiderin zu bestellen, damit diese nicht mit Arbeit überhäuft wäre. Morgen zur Mittagsstunde ist es fertig."

„Ich habe keine Diamanten."

„Die Herren Boemer und Bossange werden Ihnen morgen auf eine Zeile von mir einen Schmuck von zweimal hundert zehntausend Livres geben, den sie Ihnen übermorgen für zweimal hundert tausend Livres wieder abnehmen; dadurch wird Ihre Entschädigung bezahlt sein."

„Sehr gut, Madame; ich habe nichts mehr zu wünschen."

„Sie sehen mich entzückt."

„Aber das Patent meines Sohnes?"

„Seine Majestät wird es Ihnen selbst übergeben"

„Doch das Versprechen der Kosten für die Anwerbung eines Regiments?"

„Das Patent wird es enthalten.“

„Vortrefflich. Es bleibt nur noch die Frage des Weingartens.“

„Wie hoch schätzen Sie diese vier Morgen, Madame?“

„Auf sechstausend Livres den Morgen. Es war ausgezeichnetes Land.“

„Ich will Ihnen eine Obligation von zwölftausend Livres unterschreiben, was mit den zwölftausend, die Sie schon erhalten haben, gerade die vier und zwanzig tausend macht.“

„Hier ist das Schreibzeug, Madame,“ sagte die Gräfin, und deutete mit dem Finger auf den Gegenstand, den sie nannte.

„Ich werde die Ehre haben, es Ihnen zu geben,“ sprach Madame Dubarry.

„Mir?“

„Ja.“

„Wozu?“

„Damit Sie gefälligst an Seine Majestät den kleinen Brief schreiben, den ich Ihnen zu dictiren die Ehre haben werde. Wenn ich etwas gebe, muß ich etwas dafür bekommen.“

„Das ist richtig,“ sagte Frau von Béarn.

„Wollen Sie also schreiben, Madame.“

„Die Alte zog den Tisch zu ihrem Fauteuil, richtete ihr Papier zurecht, nahm die Feder und wartete.

Madame Dubarry dictirte:

„Sire, das Glück, das ich empfinde, indem ich von Eurer Majestät mein Anerbieten, die Pathin meiner lieben Freundin, der Gräfin Dubarry . . .“

Die Alte verzog die Lippen und ließ ihre Feder spritzen.

„Sie haben eine schlechte Feder,“ sagte die Favoritin, „Sie müssen eine andere nehmen.“

„Es ist nicht nöthig, Madame, sie wird sich gewöhnen.“

„Sie glauben, Madame?“

„Ja.“ —

Madame Dubarry fuhr fort:

„zu werden, angenommen sehe, macht mich so kühn, Eure Majestät zu bitten, mich mit günstigem Auge anschauen zu wollen, wenn ich mich morgen, wie Sie es zu erlauben geruhen, in Versailles einfinden werde. Ich wage zu glauben, Sire, daß Eure Majestät mich mit einem guten Empfange beehren kann, da ich die Verwandte eines Hauses bin, bei welchen jedes Haupt sein Blut für den Dienst der Fürsten Ihres erhabenen Geschlechts vergossen hat.“

„Nun unterzeichnen Sie, wenn es Ihnen beliebt.“

Und die Gräfin unterzeichnete:

„Anastasie Euphemie Rodolphe,
„Gräfin von Béarn.“

Die Alte schrieb mit einer festen Hand; die einen halben Zoll großen Charaktere lagerten sich auf dem Papier, das sie mit einer aristokratischen Quantität von Schreibfehlern bestreute.

Als die Alte unterzeichnet hatte, reichte sie, während sie mit einer Hand den Brief hielt, den sie geschrieben, mit der andern die Tinte, das Papier und die Feder der Gräfin Dubarry, welche mit einer kleinen, geraden, kritzeligen Handschrift eine Obligation von einundzwanzigtausend Livres unterschrieb, zwölftausend als Entschädigung für den Verlust des Weingarten, neuntausend zu Bezahlung der Honorare von Meister Flageot.

Dann schrieb sie ein Briefchen an die Herren Boemer und Bossange, Juweliere der Krone, und bat sie, dem Ueberbringer den Schmuck von Diamanten und Smaragden zuzustellen, den man Louise nannte, weil er von der

Prinzessin, Tante des Dauphin, kam, welche ihn für ihre Almosen verkauft hatte.

Nachdem dies geschehen war, tauschten Pathin und Täufling ihr Papier aus.

„Nun geben Sie uns einen Beweis guter Freundschaft, liebe Gräfin," sagte Madame Dubarry.

„Herzlich gern, Madame."

„Ich bin überzeugt, wenn Sie einwilligen, in meinem Hause zu wohnen, wird Sie Tronchin in weniger als drei Tagen heilen. Kommen Sie dahin, Sie werden zugleich mein Oel versuchen, das vortrefflich ist."

„Steigen Sie immerhin in Ihren Wagen, Madame," erwiederte die kluge Alte; „ich habe noch einige Angelegenheiten zu beendigen, ehe ich mich zu Ihnen begebe."

„Sie weisen es also zurück?"

„Ich erkläre Ihnen im Gegentheil, daß ich einwillige, doch nicht für den gegenwärtigen Augenblick. Es schlägt ein Uhr auf der Abtei; geben Sie mir Zeit bis drei Uhr; auf den Punkt fünf Uhr bin ich in Luciennes."

„Erlauben Sie, daß um drei Uhr mein Bruder Sie mit seinem Wagen abholt?"

„Es wird mir sehr angenehm sein."

„Pflegen Sie sich nun bis dahin."

„Seien Sie unbesorgt. Ich bin Edeldame. Sie haben mein Wort und ich werde Ihnen morgen in Versailles Ehre machen, und sollte ich darüber sterben."

„Auf Wiedersehen, meine liebe Pathin!"

„Auf Wiedersehen, mein anbetungswürdiger Täufling!"

Und sie trennten sich so, die Alte stets liegend, ein Bein auf ihren Kissen, eine Hand auf ihren Papieren; Madame Dubarry noch leichter als bei ihrer Ankunft, aber das Herz etwas gepreßt, daß sie nicht die Stärkere gegen eine alte Prozeßkrämerin gewesen war, sie, die nach ihrem Belieben den König von Frankreich schlug.

Als sie vor dem großen Saale vorüberkam, erblickte sie Jean, der, ohne Zweifel um keinen Verdacht zu erregen, eine zweite Flasche angegriffen hatte.

Sobald er seine Schwägerin gewahrte, sprang er von seinem Stuhle auf, lief auf sie zu und rief:

„Nun, wie steht es?“

„Der Marschall von Sachsen sagte zu Seiner Majestät, indem er ihr das Schlachtfeld von Fontenoy zeigte: „„Sire, erfahren Sie durch dieses Schauspiel, wie theuer und schmerzlich ein Sieg ist.““

„Wir sind also Sieger?“ fragte Jean.

„Ein anderes Wort, doch dieses ist uns aus dem Alterthum zugekommen: „„Noch ein Sieg wie dieser, und wir sind zu Grunde gerichtet.““

„Wir haben die Pathin?“

„Ja, nur kostet sie uns beinahe eine Million.“

„Oh! oh!“ machte Dubarry mit einer furchtbaren Grimasse.

„Bei Gott! es war zu nehmen oder zu lassen.“

„Aber das ist schreiend!“

„Es ist nun einmal so. Und entsetzen Sie sich nicht zu sehr, denn wenn Sie nicht sehr vernünftig wären, könnte es sein, daß wir gar nichts hätten, oder daß es uns das Doppelte kosten würde.“

„Mein Gott, welch' eine Frau!“

„Es ist eine Römerin.“

„Es ist eine Griechin.“

„Gleichviel! Griechin oder Römerin, halten Sie sich bereit, sie um drei Uhr abzuholen und zu mir nach Luciennes zu bringen. Ich bin nicht eher ruhig, als bis ich sie unter meinem Verschluß habe.“

„Ich gehe keinen Schritt von hier weg,“ versetzte Jean.

„Und ich, ich eile, um Alles vorzubereiten,“ sprach die Gräfin.

Und sie warf sich in ihren Wagen, und rief ihm noch zu:

„In Luciennes! Morgen werde ich sagen in Marly!“

„Gleichviel,“ sprach Jean, während er der Carrosse mit

dem Auge folgte, „wir kosten Frankreich sehr viel! . . . Das ist schmeichelhaft für die Dubarry."

XXXVI.

Die fünfte Verschwörung des Marschall von Richelieu.

Der König war zurückgekehrt, um sein Marly zu halten, wie gewöhnlich.

Weniger Sklave der Etiquette als Ludwig **XIV.**, der in den Versammlungen des Hofes Gelegenheiten suchte, seine Macht zu prüfen, suchte Ludwig **XV.** in jedem Kreise Neuigkeiten, auf die er so sehr begierig war, und vor Allem jenen Wechsel von Gesichtern, eine Zerstreuung, die er allen andern vorzog, besonders wenn diese Gesichter lächelnd erschienen.

An dem Abend der von uns erzählten Zusammenkunft und zwei Stunden, nachdem Frau von Béarn, diesmal ihrem Versprechen getreu, sich in dem Cabinet von Madame Dubarry einquartiert hatte, spielte der König im blauen Salon.

Er hatte zu seiner Linken die Herzogin d'Ayen und zu seiner Rechten die Prinzessin von Guémenée.

Seine Majestät schien sehr zerstreut; sie verlor achthundert Louisd'or in Folge dieser Zerstreuung; durch diesen Verlust zu ernsten Dingen geneigt (Ludwig **XV.** liebte es, als ein würdiger Abkömmling von Heinrich **IV.** ungemein, zu gewinnen), stand der König um neun Uhr auf, um in einer Fenstervertiefung mit Herrn von Malesherbes, dem Sohn des Exkanzlers, zu sprechen; während Herr von Maupeou, der in einer Fenstervertiefung gegenüber mit Herrn von Choiseul plauderte, das Gespräch mit unruhigem Auge verfolgte.

Seit dem Aufstehen des Königs hatte sich indessen ein

Kreis beim Kamin gebildet. Mesdames Adelaide, Sophie und Victoire hatten sich bei ihrer Rückkehr von einer Spazierfahrt nach den Gärten mit ihren Ehrendamen und ihren Edelleuten an diesen Ort gesetzt.

Und während um den König, der sicherlich von Geschäften in Anspruch genommen wurde, denn man kannte das strenge Wesen von Herrn von Malesherbes, während um den König, sagen wir ein Kreis von Land= und Seeofficieren, von Großwürdenträgern und Präsidenten, welche durch eine ehrfurchtsvolle Erwartung zurückgehalten wurden, versammelt war, genügte der kleine Hof am Kamin sich selbst, und präludirte zu einem belebteren Gespräche durch einige Scharmützel, welche man nur als Sache der Vorhut betrachten konnte.

Die bedeutendsten Frauen, aus denen diese Gruppe bestand, waren außer den drei Töchtern des Königs Frau von Grammont, Frau von Guémenée, Frau von Choiseul, Frau von Mirepoix und Frau von Polastron.

In dem Augenblick, wo wir diese Gruppe auffassen, erzählte Madame Adelaide die Geschichte eines Bischofs, den man dem Pönitentiar der Diözese übergeben hatte. Die Geschichte, welche zu wiederholen wir uns enthalten, war ziemlich scandalös, besonders für eine königliche Prinzessin, aber die Epoche, die wir zu schildern suchen, stand bekanntlich nicht gerade unter der Anrufung der Göttin Vesta.

„Nun," sagte Madame Victoire, „dieser Bischof ist doch noch vor kaum einem Monat unter uns gewesen."

„Man wäre der Gefahr ausgesetzt, noch Schlimmeres bei Seiner Majestät zu treffen," entgegnete Frau von Grammont, „wenn diejenigen kämen, welche, ohne je gekommen zu sein, nun kommen wollen."

Jedermann fühlte bei den ersten Worten der Herzogin und besonders bei dem Tone, mit dem diese Worte gesprochen wurden, wen sie bezeichnete und auf welches Gebiet sie das Gespräch manoeuvriren wollte.

„Zum Glück ist Wollen und Können zweierlei, nicht

wahr, Herzogin?" sagte ein kleiner Mann von vier und siebzig Jahren, der kaum fünfzig zu sein schien, so lebhaft waren seine Augen, so zierlich seine Taille, so frisch seine Stimme, so zart sein Bein, so weiß seine Haut und seine schöne Hand.

„Ah! Herr von Richelieu wirft sich auf die Leitern wie bei Mahon, und nimmt unser Gespräch im Sturm," sagte die Herzogin. „Wir sind also immer noch ein wenig Grenadier, mein lieber Herzog?"

„Ein wenig! ah! Herzogin, Sie thun mir Unrecht, sagen Sie viel."

„Nun, habe ich nicht die Wahrheit gesprochen, Herzog?"

„Wann dies?"

„So eben."

„Und was sagten Sie?"

„Daß sich die Thüren des Königs nicht mit Gewalt öffnen lassen."

„Wie die Vorhänge eines Alkoven. Ich bin Ihrer Meinung, Herzogin, immer Ihrer Meinung."

Dieses Wort führte die Fächer auf einige Gesichter, aber es hatte Erfolg, obgleich die Verleumder der vergangenen Zeit behaupteten, der Witz des Herzogs habe gealtert.

Die Herzogin von Grammont erröthete unter dem Roth, das sie aufgelegt, denn an sie war hauptsächlich das Epigramm gerichtet.

„Meine Damen," sprach sie, „wenn der Herr Herzog solche Dinge sagt, setze ich meine Geschichte nicht fort, und ich schwöre Ihnen, Sie verlieren viel dabei, wenn Sie nicht den Marschall bitten, Ihnen eine andere zu erzählen."

„Ich, Sie unterbrechen," versetzte der Herzog, „während Sie wahrscheinlich etwas Schlimmes von einem meiner Freunde sagen? Gott behüte mich! ich höre mit allen Ohren, die mir bleiben."

Man schloß den Kreis enger um die Herzogin.

Frau von Grammont warf einen Seitenblick nach dem Fenster, um sich zu versichern, daß der König immer noch da sei. Der König war immer noch da, aber obwohl mit Herrn von Malesherbes plaudernd, verlor er doch die Gruppe nicht aus dem Gesicht, und sein Blick kreuzte sich mit dem von Frau von Grammont.

Die Herzogin fühlte sich ein wenig eingeschüchtert durch den Ausdruck, den sie in den Augen des Königs zu lesen geglaubt hatte; aber sie hatte einmal angefangen und wollte nicht auf dem Wege stehen bleiben.

„Sie wissen also," fuhr Frau von Grammont fort, die sich besonders an die drei Prinzessinnen wandte, „Sie wissen, daß eine Dame, nicht wahr der Name thut nichts zur Sache? uns kürzlich zu sehen wünschte, uns, die Auserwählten des Herrn, wie wir in unserer Glorie thronen, deren Strahlen sie vor Neid sterben machen."

„Uns sehen, wo?" fragte der Herzog.

„In Versailles, in Marly, in Fontainebleau."

„Gut, gut, gut."

„Das arme Geschöpf hatte unsere großen Kreise nur beim Mittagsmahle des Königs gesehen, wo die Maulaffen hinter den Barrièren zuschauen dürfen, wie Seine Majestät mit seinen Gästen speist, wohlverstanden, indem sie unter dem Stocke des Huissier vom Dienste defiliren."

Herr von Richelieu schnupfte geräuschvoll Tabak aus seiner Porzellandose von Sèvres.

„Aber um uns in Versailles, in Marly, in Fontainebleau zu sehen, muß man vorgestellt sein," sagte der Herzog.

„Ganz richtig, die fragliche Dame bat um die Vorstellung."

„Ich wette," rief der Herzog, „sie wurde ihr bewilligt, der König ist so gut."

„Leider ist, um vorgestellt zu werden, die Erlaubniß des Königs nicht hinreichend, man muß Jemand haben, von dem man vorgestellt wird."

„Ja," sagte Frau von Guémenée, „etwas wie eine Pathin zum Beispiel."

„Wohl, doch es hat nicht Jedermann eine Pathin," versetzte Frau von Mirepoix, „zum Beweise dient die schöne Bourbonnaise, welche eine sucht und keine findet."

Und sie trällerte:

La belle Bourbonnaise
Est fort mal à son aise.

„Ah! Marschallin," sagte der Herzog von Richelieu, „lassen Sie doch der Frau Herzogin die ganze Ehre ihrer Erzählung."

„Ei! ei!" sprach Madame Victoire, „Sie haben gemacht, daß uns das Wasser im Munde zusammengelaufen ist, und nun lassen Sie uns auf dem Wege."

„Nein, nein; es liegt mir im Gegentheil daran, meine Geschichte bis zum Ende zu erzählen. Da man keine Pathin hatte, so suchte man eine. Suchet und ihr werdet finden, sagt das Evangelium. Man suchte so gut, daß man fand; doch welch eine Pathin, guter Gott! eine naive, unschuldige Frau vom Lande. Man zog sie aus ihrem Taubenschlage, man hätschelte sie, man streichelte sie, man putzte sie."

„Das ist zum Rasendwerden," sprach Frau von Guémenée."

„Doch plötzlich, als die unschuldige Frau aus der Provinz gut gehätschelt, gut gestreichelt, gut geputzt war, fällt sie oben von ihrer Treppe herab und . . ."

„Und?" sagte Herr von Richelieu.

„Und bricht sich das Bein."

„Somit," versetzte Frau von Guémenée, „somit ist von der Vorstellung . . ."

„Nicht der Schatten, meine Liebe."

„Das ist ein Werk der Vorsehung!" sprach der Marschall, indem er seine beiden Hände zum Himmel erhob.

„Verzeihen Sie," sagte Madame Victoire, „ich meines Theils beklage die arme Provinzfrau."

„Im Gegentheil, Madame," erwiederte die Herzogin, „wünschen Sie ihr Glück, sie hat von zwei Uebeln das geringste gewählt."

Die Herzogin hielt plötzlich inne, sie war einem zweiten Blicke des Königs begegnet.

„Aber von wem sprechen Sie denn, Herzogin?" sagte der Marschall, der sich den Anschein gab, als suchte er, wer die fragliche Person sein könnte.

„Meiner Treue, man hat mir den Namen nicht genannt."

„Welch ein Unglück!" sprach der Marschall.

„Doch ich habe ihn errathen; machen Sie es wie ich."

„Wenn die vorgestellten Damen muthig und den Grundsätzen der Ehre des alten Adels von Frankreich treu wären," sagte Frau von Guémenée voll Bitterkeit, „so würden sie sich alle bei der Provinzdame, welche den erhabenen Gedanken gehabt hat, sich das Bein zu brechen, einschreiben lassen."

„Ah! meiner Treue, ja," sprach Richelieu, „das ist eine Idee. Doch man müßte wissen, wie sie heißt, diese vortreffliche Frau, die uns von einer so großen Gefahr errettet; denn wir haben nichts mehr zu befürchten, nicht wahr, liebe Herzogin?"

„Oh! nichts mehr, ich stehe Ihnen dafür; sie liegt in ihrem Bette mit eingepacktem Bein, und ist unfähig, einen Schritt zu machen."

„Doch wenn diese Frau eine andere Pathin finden würde," sagte Frau von Guémenée; „sie ist sehr rührig."

„Oh! es ist nichts zu befürchten, die Pathinnen finden sich nicht nur so."

„Pest! ich glaube es wohl," sprach der Marschall, während er eine von den wunderbaren Pastillen knaupelte, von denen man behauptete, er verdanke ihnen seine ewige Jugend.

In diesem Augenblick machte der König eine Bewegung, um sich der Gruppe zu nähern. Jedermann schwieg.

Da erscholl die so bekannte und so klare Stimme des Königs im Salon:

„Adieu, meine Damen, guten Abend, meine Herren.“

Alle erhoben sich und es herrschte eine große Bewegung in der Gallerie.

Der König machte ein paar Schritte gegen die Thüre, drehte sich aber, als er eben im Begriffe war, hinauszugehen, wieder um, und sprach:

„Bald hätte ich vergessen, morgen ist Vorstellung in Versailles.“

Diese Worte fielen wie ein Blitz auf die Versammlung.

Der König ließ seinen Blick auf der Gruppe der Frauen umherlaufen, welche einander anschauend erbleichten.

Dann verließ er den Salon, ohne etwas beizufügen.

Doch kaum hatte er die Schwelle mit dem zahlreichen Cortége von Edelleuten seines Dienstes und seines Gefolges überschritten, als die Explosion unter den nach seinem Abgang zurückgebliebenen Prinzessinnen und anderen Personen stattfand.

„Eine Vorstellung!“ stammelte die Herzogin von Grammont, welche leichenblaß geworden war; „was wollte Seine Majestät damit sagen?“

„Ei! Herzogin,“ versetzte der Marschall mit jenem Lächeln, das ihm seine besten Freunde nicht vergaben, „sollte diese Vorstellung zufällig die Ihrige sein?“

Mesdames bissen sich unwillig auf die Lippen.

„Oh! nicht möglich,“ wiederholte mit dumpfem Tone Frau von Grammont.

„Hören Sie doch, Herzogin,“ sprach der Marschall, „man heilt gegenwärtig die Beine so gut.“

Herr von Choiseul näherte sich seiner Schwester und preßte ihr den Arm, um sie zu warnen; aber die Gräfin war zu tief verletzt, um etwas zu hören.

„Das wäre eine Abscheulichkeit!“ rief sie.

„Ja, eine Abscheulichkeit," wiederholte Frau von Guémenée.

Herr von Choiseul sah, daß nichts zu machen war, und entfernte sich.

„Oh! Mesdames," rief die Herzogin, indem sie sich an die Töchter des Königs wandte, „unsere einzige Hoffnung beruht nur noch auf Ihnen. Sie, die ersten Damen des Königreiches, werden Sie es dulden, daß wir der Gefahr ausgesetzt sind, in dem einzigen unverletzlichen Asyl der Frauen von Stand eine Gesellschaft zu finden, welche unsere Kammerjungfern verachten würden."

Doch statt zu antworten, senkten die Prinzessinnen traurig den Kopf.

„Mesdames, im Namen des Himmels!" wiederholte die Herzogin.

„Der König ist der Gebieter," erwiederte Madame Adelaide seufzend.

„Das ist richtig," sprach der Herzog von Richelieu.

„Aber dann ist der ganze Hof von Frankreich compromittirt," rief die Herzogin. „Ah! meine Herren, wie wenig kümmern Sie sich um die Ehre Ihrer Familien!"

„Meine Damen," sprach Herr von Choiseul, indem er zu lachen suchte, „da sich diese Sache zu einer Verschwörung wendet, so werden Sie es geeignet finden, wenn ich mich zurückziehe und Herrn von Sartines mitnehme. Kommen Sie, Herzog?" fügte er, sich an den Marschall wendend, bei.

„Oh! meiner Treue, nein," sprach der Marschall, „ich liebe die Verschwörungen über Alles und bleibe."

Herr von Choiseul verschwand mit Herrn von Sartines.

Die paar Männer, welche noch da waren, folgten ihrem Beispiel.

Es blieben um die Prinzessinnen nur Frau von Grammont, Frau von Guémenée, Madame d'Ayen, Frau von Mirepoir, Frau von Polastron und acht bis zehn Frauen, welche sich dem Streite über die Vorstellung mit dem größten Eifer angeschlossen hatten.

Herr von Richelieu war der einzige Mann.

Die Damen schauten ihn unruhig an, wie man es bei einem Trojaner im Lager der Griechen gethan hätte.

„Ich vertrete meine Tochter, die Gräfin Egmont," sagte er, „also vorwärts."

„Meine Damen," sprach die Herzogin von Grammont, „es gibt ein Mittel, um gegen die Schmach zu protestiren, welche man uns anthun will, und dieses Mittel werde ich meines Theils anwenden."

„Worin besteht es?" fragten gleichzeitig alle Frauen.

„Man hat uns gesagt: „„der König ist der Gebieter,"" versetzte Frau von Grammont.

„Und ich habe geantwortet: „„das ist richtig,"" sprach der Herzog.

„Der König ist der Gebieter bei sich, das ist wahr; doch bei uns sind wir die Gebieterinnen; wer kann mich verhindern, diesen Abend zu meinem Kutscher zu sagen: Nach Chanteloup! statt daß ich zu ihm sage: Nach Versailles?"

„Das ist richtig," versetzte Herr von Richelieu; „doch wenn Sie protestirt haben, Herzogin, was wird daraus entspringen?"

„Es wird daraus entspringen, daß man nachdenkt."

„Es wird daraus entspringen, daß man noch viel mehr überlegen würde, wenn Viele Sie nachahmten, Madame," rief Frau von Guémenée.

„Und warum sollten wir nicht insgesammt die Herzogin nachahmen?" sagte die Marschallin von Mirepoix.

„Oh! Mesdames," sprach die Herzogin, sich abermals an die Töchter des Königs wendend; „oh! welch ein schönes Beispiel könnten Sie dem Hofe geben, Sie, die Töchter von Frankreich."

„Würde uns der König deshalb grollen?" fragte Madame Sophie.

„Nein, nein, Eure Hoheiten dürfen es fest überzeugt sein!" rief die haßerfüllte Herzogin. „Nein, er, der einen ausgezeichneten Verstand und einen vollkommenen Takt

besitzt, wäre Ihnen im Gegentheil dankbar dafür. Der König, glauben Sie mir, thut Niemand Gewalt an."

„Im Gegentheil," sagte der Herzog von Richelieu, der zum zweiten oder dritten Mal auf einen Einfall anspielte, den Frau von Grammont, der Sage nach, eines Abends in das Zimmer des Königs gemacht hatte, „er ist es, dem man Gewalt anthut, er ist es, den man im Sturm erobert."

Bei diesen Worten fand in den Reihen der Damen eine Bewegung der ähnlich statt, welche sich in einer Compagnie Grenadiere bewerkstelligt, wenn eine Bombe platzt.

Endlich beruhigte man sich wieder.

„Der König hat allerdings nichts gesagt, als wir der Gräfin unsere Thüre verschlossen," sprach Madame Victoire, ermuthigt und erwärmt durch das Brausen der Versammlung; „aber es wäre wohl möglich, daß bei einer so feierlichen Gelegenheit . . ."

„Ja, ja, ohne Zweifel," unterbrach sie Frau von Grammont, „sicherlich, das könnte so sein, wenn Sie ihm allein ausblieben; aber wenn er sieht, daß wir ihm Alle fehlen . . ."

„Alle?" riefen die Frauen.

„Ja, Alle," wiederholte der alte Marschall.

„Also sind Sie beim Complott?" fragte Madame Adelaide.

„Gewiß bin ich dabei, und deshalb verlange ich das Wort."

„Sprechen Sie, Herzog, sprechen Sie," versetzte Frau von Grammont.

„Gehen wir methodisch zu Werke," sagte der Herzog, „es ist nicht damit gethan, daß man schreit: „„Alle, Alle;"" es ruft Eine aus vollem Hals: „„Ich werde das thun,"" und im gegebenen Augenblick thut sie gerade das Gegentheil; da ich aber vom Complott bin, wie ich Ihnen zu sagen die Ehre gehabt habe, so sorge ich nicht dafür, daß ich verlassen werde, wie es mir geschehen ist, so oft ich

unter dem verstorbenen König, oder unter der Regentschaft complottirte."

„In der That, Herzog," sagte ironisch die Herzogin von Grammont, „sollte man nicht glauben, Sie vergessen, wo Sie sind? In dem Lande der Amazonen geben Sie sich das Ansehen eines Anführers."

„Madame," entgegnete der Herzog, „ich bitte Sie zu glauben, daß ich einiges Recht auf den Rang hätte, den Sie mir streitig machen; Sie hassen Madame Dubarry mehr . . . gut, nun habe ich den Namen genannt, doch nicht wahr, Niemand hat ihn gehört? Sie hassen Madame Dubarry mehr als ich, doch ich bin mehr compromittirt als Sie."

„Sie compromittirt, Herzog?" fragte die Marschallin von Mirepoix.

„Ja, compromittirt, und zwar furchtbar; seit acht Tagen bin ich nicht mehr in Luciennes gewesen, seit vier Tagen nicht mehr in Versailles, so daß die Gräfin in den Pavillon de Hanovre schickte, um fragen zu lassen, ob ich krank wäre; Rafé antwortete ihr, ich befände mich so wohl, daß ich seit dem vorhergehenden Tage nicht nach Hause gekommen. Doch ich entsage meinen Rechten, ich habe keinen Ehrgeiz, ich überlasse Ihnen den ersten Rang. Sie setzen Alles in Bewegung, Sie sind die Brandfackel, Sie bringen die Gewissen in Aufruhr, Ihnen gebührt der Commandostab."

„Nach den Prinzessinnen," sprach ehrfurchtsvoll die Herzogin.

„Oh! lassen Sie uns die passive Rolle," sagte Madame Adelaide. „Wir werden unsere Schwester Louise in Saint-Denis besuchen; sie hält uns zurück, wir kommen nicht, und dagegen ist nichts zu sagen."

„Durchaus nichts," versetzte der Herzog, „oder man müßte einen sehr schlecht beschaffenen Geist haben."

„Ich mache mein Heu in Chanteloup," sagte die Herzogin.

„Bravo!" rief der Herzog, „das ist ein Grund."

„Ich," sprach Frau von Guémenée, „ich habe ein krankes Kind, und ich ziehe den Schlafrock an, um mein Kind zu pflegen."

„Ich," sagte Frau von Polastron, „ich fühle mich ganz betäubt diesen Abend, und ich könnte leicht gefährlich krank werden, wenn mir Tronchin morgen nicht zur Ader ließe."

„Und ich," sprach majestätisch die Marschallin von Mirepoix, „ich gehe nicht nach Versailles, weil ich nicht dahin gehe; das ist mein Grund, der freie Wille!"

„Gut, gut," versetzte Richelieu, „Alles dies ist voll Logik, „doch man muß schwören."

„Wie, man muß schwören?"

„Ja, man schwört stets bei den Complotten; seit der Conspiration von Catilina bis zu der von Cellamare, an der ich Theil zu nehmen die Ehre hatte, hat man stets geschworen; es ist wahr, die Dinge haben darum keine bessere Wendung genommen, aber Achtung vor der Gewohnheit! Schwören wir also! das ist sehr feierlich, wie Sie sehen werden."

„Er streckte die Hand mitten in die Gruppe der Frauen aus und sprach majestätisch:

„Ich schwöre."

Alle Frauen wiederholten den Schwur mit Ausnahme von Mesdames, welche sich in der Stille entfernt hatten.

„Nun ist es vorbei," sprach der Herzog, „hat man einmal bei den Verschwörungen den Eid geleistet, so thut man nichts mehr."

„Oh! welche Wuth, wenn sie sich in dem Salon allein sehen wird!" rief Frau von Grammont.

„Hm! der König wird uns wohl ein wenig verbannen," sagte Richelieu.

„Ei! Herzog," entgegnete Frau von Guémenée, „was wird aus dem Hofe werden, wenn man uns verbannt? Erwartet man nicht Seine dänische Majestät? was wird man ihr zeigen? Erwartet man nicht Ihre Hoheit die

Dauphine? wem wird man sie zeigen? Und dann verbannt man nicht einen ganzen Hof; man wählt."

„Ich weiß wohl, daß man wählt," erwiederte Richelieu, „und ich bin sogar glücklich, mich wählt man immer; man hat mich bereits viermal gewählt, denn genau gerechnet, meine Damen, stehe ich bei meiner fünften Verschwörung."

„Gut, glauben Sie das nicht, Herzog," sagte Frau von Grammont, „mich wird man opfern."

„Oder Herrn von Choiseul," fügte der Marschall bei; „nehmen Sie sich in Acht, Herzogin."

„Herr von Choiseul ist wie ich, er wird sich einer Ungnade unterwerfen, aber keine Schande ertragen."

„Man wird weder Sie, Herzog, noch Sie, Herzogin, noch Herrn von Choiseul verbannen, sondern mich," sprach die Marschallin von Mirepoir. „Der König wird es mir nicht verzeihen, daß ich weniger artig gegen die Gräfin bin, als ich es gegen die Marquise war."

„Man wird uns Alle verbannen," sagte Frau von Guémenée aufstehend; „denn ich hoffe, Niemand wird von dem gefaßten Entschluß abgehen."

„Und eben so wenig von dem beschworenen Versprechen," sagte der Herzog.

„Auf jeden Fall werde ich meine Vorkehrungen treffen."

„Sie?" sprach Frau von Grammont.

„Sie?" versetzte der Herzog.

„Ja, um morgen um zehn Uhr in Versailles zu sein, braucht sie drei Dinge."

„Welche?"

„Einen Friseur, ein Staatskleid, eine Carrosse."

„Allerdings."

„Nun!"

„Nun, sie wird nicht um zehn Uhr in Versailles sein; der König wird ungeduldig; der König verabschiedet, und die Vorstellung wird in Betracht der Ankunft der Dauphine auf die lange Bank geschoben."

Ein Sturm von Beifallsbezeigungen und Bravos,

empfing diese neue Episode der Verschwörung; aber während sie lauter Beifall klatschten als die Andern, tauschten Herr von Richelieu und Frau von Mirepoix einen Blick aus.

Die zwei alten Höflinge waren sich im Einverständniß eines und desselben Gedanken begegnet.

Um eilf Uhr entflohen die Verschworenen insgesammt auf der Straße nach Versailles und Saint-Germain, von einem bewunderungswürdigen Monde beleuchtet.

Nur hatte Herr von Richelieu das Pferd seines Piqueur genommen, und während sein Wagen mit verschlossenen Vorhängen zum Scheine auf der Straße nach Versailles forteilte, erreichte er Paris mit verhängten Zügeln auf einem Seitenwege.

XXXVII.

Weder Friseur, noch Staatskleid, noch Carrosse.

Es wäre schlechter Geschmack gewesen, wenn sich Madame Dubarry von ihren Gemächern in Versailles wegbegeben hätte, um in dem großen Saale der Vorstellungen zu erscheinen.

Ueberdies war Versailles sehr arm an Mitteln an einem so feierlichen Tag.

Endlich war es nicht Gewohnheit. Die Auserwählten kamen mit dem Geräusch eines Botschafters entweder von ihrem Hotel in Versailles oder von ihrem Haus in Paris.

Madame Dubarry wählte diesen letzteren Abgangspunkt.

Schon Morgens um eilf Uhr war sie in der Rue de Valois mit Frau von Béarn angekommen, welche sie unter ihren Riegeln hielt, wenn sie dieselbe nicht unter ihrem Lächeln halten konnte, und deren Wunde man jeden Augen-

blick mit dem erfrischte, was die Arzneikunde und die Chemie an Geheimnissen boten.

Seit dem vorhergehenden Tage waren Jean Dubarry, Chon und Dorée an der Arbeit, und wer sie nicht bei dieser Arbeit gesehen, hätte sich schwer einen Begriff von dem Einflusse des Geldes und der Gewalt des menschlichen Geistes machen können.

Die Eine versicherte sich des Friseurs, die Andere bedrängte die Nätherinnen; Jean, der das Departement der Carrossen hatte, machte sich noch nebenbei anheischig, Friseurs und Nätherinnen zu überwachen. Mit Blumen, Diamanten und Spitzen beschäftigt, schwamm Madame Dubarry in den Etuis und empfing von Stunde zu Stunde Courriere von Versailles, welche ihr sagten, es sei der Befehl gegeben worden, den Salon der Königin zu beleuchten, und nichts habe sich geändert.

Gegen vier Uhr kam Jean Dubarry zurück, bleich, bewegt, aber freudig.

„Nun?" fragte die Gräfin.

„Es wird Alles bereit sein."

„Der Friseur?"

„Ich habe Dorée bei ihm gefunden. Wir sind mit einander übereingekommen. Ich drückte ihm eine Anweisung von fünfzig Luisd'or in die Hand. Er wird auf den Schlag sechs Uhr hier zu Mittag speisen, wir können also von dieser Seite ruhig sein."

„Das Staatskleid?"

„Das Staatskleid wird wundervoll werden. Ich habe Chon gefunden, die es überwachte; sechs und zwanzig Arbeiterinnen nähen die Perlen, die Bänder und die Garnituren darauf. Man wird so Bahn für Bahn diese wunderbare Arbeit gemacht haben, welche Andere als uns acht Tage gekostet hätte."

„Wie Bahn für Bahn?" fragte die Gräfin.

„Ja, kleine Schwester, es sind dreizehn Bahnen Stoff. Zwei Arbeiterinnen für jede Bahn: die eine nimmt rechts, die andere links jede Bahn, die sie mit Edelsteinen und

andern Dingen verzieren, so daß man erst im letzten Augenblick das Ganze zusammenfassen wird. Das ist eine Arbeit von zwei Stunden."

„Sind Sie dessen sicher, Jean?"

„Ich habe gestern die Berechnung der Stiche mit meinem Ingenieur gemacht. Man braucht zehntausend Stiche bei jeder Bahn, fünftausend für jede Arbeiterin. Bei diesem dicken Stoff kann eine Frau nicht mehr als einen Stich in fünf Secunden nähen; das sind zwölf in der Minute, siebenhundert zwanzig in der Stunde, siebentausend zweihundert in zehn Stunden. Ich lasse diese zweitausend zweihundert für das nothwendige Ausruhen und die falschen Stiche, und wir haben noch vier Stunden gut."

„Und der Wagen?"

„Oh! was den Wagen betrifft, Sie wissen, daß ich dafür verantwortlich bin; der Firniß trocknet in einem großen Magazin, das man zu diesem Behufe auf fünfzig Grade geheizt hat. Es ist ein reizendes Vis-à-vis *), gegen das die Carrossen, die man der Frau Dauphine entgegengeschickt hat, nur sehr wenig bedeuten, dafür stehe ich. Außer dem Wappen, das den Grund der vier Füllungen bildet, mit dem Kriegsgeschrei der Dubarry: **Boutés en avant!** auf den zwei Seitenfüllungen, habe ich einerseits zwei Tauben malen lassen, welche sich liebkosen, andererseits ein von einem Pfeile durchbohrtes Herz, das Ganze bereichert durch Bögen, Köcher und Fackeln. Alles Volk drängte sich zu Francian, um den Wagen zu sehen; auf den Schlag sechs Uhr wird er hier sein."

In diesem Augenblick kamen Chon und Dorée zurück. Sie bestätigten, was Jean gesagt hatte.

„Kleine Schwester," sprach Jean, „Sie haben matte Augen, schlafen Sie ein wenig, das wird Sie erquicken."

„Schlafen! oh ja wohl! ich werde diese Nacht schlafen, und Viele dürften nicht dasselbe sagen."

---

*) Ein schmaler Wagen, in welchen sich nur zwei Personen gegenübersitzen können.

Während diese Vorbereitungen bei der Gräfin sich bewerkstelligten, durchlief das Gerücht der Vorstellung die Stadt.

So müßig auch das Pariser Volk ist, und so gleichgültig es zu sein scheint, so ist es doch das neugierigste von allen Völkern. Niemand kannte besser die Personen des Hofes und ihre Intriguen, als der Maulaffe des achtzehnten Jahrhunderts, eben derselbe, welcher zu keinem Feste im Innern zugelassen wurde, und nur die hieroglyphischen Füllungen der Carrossen, und die geheimnißvollen Livreen der Lackeien sah, welche in der Nacht herumliefen. Es kam damals nicht selten vor, daß dieser oder jener vornehme Herr des Hofes von ganz Paris gekannt war; das ging einfach zu: im Schauspiel, auf den Promenaden spielte der Hof die Hauptrolle. Und Herr von Richelieu auf seinem Tabouret der italienischen Scene, Madame Dubarry in einer Carrosse, so glänzend wie die einer Königin, hatten dieselbe Bedeutung vor dem Publikum, wie ein geschätzter Komödiant oder eine Lieblingsschauspielerin in unsern Tagen.

Man interessirt sich viel mehr für die Gesichter, die man kennt. Ganz Paris kannte Madame Dubarry, welche eifrigst bemüht war, sich im Theater, auf der Promenade, in den Magazinen zu zeigen, wie die reichen, jungen und schönen Frauen. Dann kannte sie Paris auch durch ihre Portraits, durch ihre Carricaturen, durch Zamore. Die Geschichte der Vorstellung beschäftigte also Paris ebenso sehr, als sie den Hof beschäftigte. An diesem Tage war auch die Einwohnerschaft auf der Place du Palais Royal versammelt; doch wir bitten die Philosophie um Verzeihung, es geschah dies nicht, um Herrn Rousseau im Café de la Régence Schach spielen zu sehen, sondern um die Favoritin in ihrem schönen Wagen und in ihrem schönen Staatskleide, wovon so viel die Rede gewesen, zu beschauen. Das Wort von Jean Dubarry: „Wir kosten Frankreich viel," war tief, und es war folglich auch ganz einfach, daß Frankreich, von Paris ver-

treten, das Schauspiel genießen wollte, welches dasselbe so theuer zu bezahlen hatte.

Madame Dubarry kannte vollkommen ihr Volk, denn das französische Volk war viel mehr ihr Volk, als es das von Maria Leczinska gewesen. Sie wußte, daß es geblendet zu werden liebte, und da sie einen guten Charakter besaß, so arbeitete sie dahin, daß das Schauspiel im Verhältniß zu der Ausgabe stand.

Statt sich niederzulegen, wie ihr Schwager es ihr gerathen hatte, nahm sie von fünf bis sechs Uhr ein Milchbad; um sechs Uhr überließ sie sich ihren Kammerfrauen, in Erwartung der Ankunft des Friseur.

Es ist hier kein Unterricht zu ertheilen in Beziehung auf eine in unseren Tagen so wohl bekannte Epoche, daß man sie gleichzeitig nennen könnte, und daß die Mehrzahl unserer Leser ebenso gut mit ihr vertraut ist, als wir. Aber es dürfte, in diesem Augenblick besonders, geeignet erscheinen, zu erklären, welche Sorgfalt, wie viel Zeit und Kunst eine Coiffure von Madame Dubarry kosten mußte.

Man denke sich ein vollständiges Gebäude. Das Vorspiel jener Schlösser, die der Hof des jungen Königs Ludwig **XVI.** sich mit allen Zinnen versehen auf dem Kopfe baute, als ob Alles in dieser Zeit hätte eine Weissagung sein müssen, als ob die frivole Mode, das Echo der socialen Leidenschaften, welche die Erde unter den Tritten von Allem, was groß war oder zu sein schien, aushöhlten, verordnet hätte, es bleibe den Frauen der Aristokratie zu wenig Zeit, ihre Titel zu genießen, und sie müßten dieselben daher auf ihrer Stirne aushängen; als ob sie... eine noch viel unseligere, aber nicht minder richtige Weissagung, ihnen angekündigt hätte, da ihnen sehr wenig Zeit bleibe, ihre Köpfe zu bewahren, so müßten sie dieselben bis zur Uebertreibung schmücken, und soviel als möglich über die Köpfe des Volkes erheben.

Um diese schönen Haare zu flechten, sie um ein seidenes Kissen zu erhöhen, sie um Formen von Fischbein zu wickeln, buntscheckig mit Edelsteinen, Perlen und Blumen

zu zieren, sie mit jenem Schnee zu bestreuen, der den Augen den Glanz, dem Teint die Frische verlieh, um diese Töne von Fleisch, von Perlmutter, von Rubin, von Opal, von Diamanten, von allfarbigen und vielförmigen Blumen harmonisch zu machen, mußte man nicht allein ein großer Künstler, sondern auch ein geduldiger Mensch sein.

Von allen Zünften der Handwerker trugen auch die Perrückenmacher allein den Degen, wie die Bildhauer.

Dies erklärt die fünfzig Louis d'or, welche Jean Dubarry dem Friseur des Hofes gab, und die Furcht, der große Lubin (der Friseur des Hofes zu jener Zeit hieß Lubin), und die Furcht, sagen wir, der große Lubin könnte minder pünktlich oder minder geschickt sein, als man es erwartete.

Diese Befürchtungen wurden bald nur zu sehr gerechtfertigt; es schlug sechs Uhr, der Friseur erschien nicht, dann halb sieben Uhr, dann drei Viertel auf sieben Uhr. Ein Umstand gewährte etwas Hoffnung allen diesen pochenden Herzen, der, daß ein Mann von dem Werthe von Herrn Lubin natürlich auf sich warten lassen mußte.

Doch es schlug sieben Uhr; der Vicomte befürchtete, das Mittagsbrod könnte kalt werden, und der Künstler nicht zufrieden sein. Er schickte daher einen Bedienten in bürgerlicher Kleidung ab, um ihm sagen zu lassen, die Suppe sei aufgetragen.

Der Lackei kam nach einer Viertelstunde zurück.

Diejenigen, welche unter solchen Umständen gewartet haben, wissen, daß es Secunden in einer Viertelstunde gibt.

Der Lackei hatte mit Madame Lubin selbst gesprochen, welche ihn versichert, Herr Lubin sei so eben weggegangen, und wenn er noch nicht im Hotel eingetroffen, so könne man wenigstens fest überzeugt sein, daß er sich auf dem Wege befinde.

„Gut,“ sagte Dubarry, „er wird in ein Gedränge von Kutschen gerathen sein, wir wollen warten.“

„Es ist übrigens noch nichts gefährdet,“ versetzte die

Gräfin, „ich kann mich halb angekleidet frisiren lassen, die Vorstellung findet erst um zehn Uhr statt. Wir haben noch drei Stunden vor uns, und wir brauchen nur eine, um nach Versailles zu fahren. Mittlerweile zeige mir mein Kleid, Chon, das wird mich zerstreuen. Nun! wo ist denn Chon? Chon! mein Kleid, mein Kleid!"

„Das Kleid von Madame ist noch nicht angekommen," sagte Dorée, „und die Schwester der Frau Gräfin ist vor zehn Minuten weggefahren, um es selbst zu holen."

„Ah!" rief Dubarry, „ich höre ein Geräusch von Rädern, ohne Zweifel bringt man unsern Wagen."

Der Vicomte täuschte sich, es war Chon, welche in ihrer Carrosse, bespannt mit zwei von Schweiß triefenden Pferden, zurückkehrte.

„Mein Kleid!" rief die Gräfin, als Chon noch im Vorhause war, „mein Kleid!"

„Ist es noch nicht gekommen?" fragte Chon ganz bestürzt.

„Nein."

„Oh! es kann nicht lange ausbleiben," sprach Mademoiselle Chon sich beruhigend, „denn die Schneiderin, als ich zu ihr hinaufkam, war eben mit zwei von ihren Arbeiterinnen weggefahren, um das Kleid zu bringen und anzuprobiren."

„In der That," sagte Jean, „sie wohnt in der Rue du Bac, und der Fiacre mußte minder schnell gehen, als Ihre Pferde."

„Ja, ja, sicherlich," versetzte Chon, welche sich indessen einer gewissen Unruhe nicht erwehren konnte.

„Vicomte," sprach Madame Dubarry, „wenn Sie den Wagen holen ließen, daß wir wenigstens von dieser Seite nicht zu warten hätten?"

„Sie haben Recht, Jeanne."

Dubarry öffnete die Thüre und rief:

„Man hole den Wagen bei Francian, und zwar mit den neuen Pferden, damit sie sogleich angespannt sind."

Der Kutscher und die Pferde gingen ab.

Als sich das Geräusch ihrer Tritte allmälig in der Richtung der Rue Saint-Honoré verlor, trat Zamore mit einem Briefe ein.

„Brief für Frau Barry," sagte er.

„Wer hat ihn gebracht?"

„Ein Mann."

„Wie, ein Mann? was für ein Mann?"

„Ein Mann zu Pferde."

„Und warum hat er ihn Dir übergeben?"

„Weil Zamore an der Thüre war."

„Aber lesen Sie doch, Gräfin, lesen Sie, statt zu fragen," rief Jean.

„Sie haben Recht, Vicomte."

„Wenn nur dieser Brief nichts Aergerliches enthält," murmelte der Vicomte.

„Nein," sagte die Gräfin, „irgend ein Gesuch für Seine Majestät."

„Dieses Billet ist nicht in Form eines Gesuches zusammengelegt."

„Wahrhaftig, Vicomte, Sie werden nur an der Furcht sterben," sprach die Gräfin lächelnd.

Und sie erbrach das Siegel.

Bei den ersten Zeilen stieß sie einen furchtbaren Schrei aus und fiel halb verscheidend auf ihr Fauteuil zurück.

„Weder Friseur, noch Staatskleid, noch Carrosse!" sagte sie.

Chon flog auf die Gräfin zu, Jean stürzte sich auf den Brief.

Er war von einer geraden, kleinen Handschrift, und offenbar von einer Frau geschrieben.

„Madame," sagte der Brief, „mißtrauen Sie; Sie werden diesen Abend weder den Friseur, noch das Staatskleid, noch die Carrosse haben.

„Ich hoffe, diese Kunde kommt Ihnen zu geeigneter Zeit zu.

„Um nicht eine Dankbarkeit bei Ihnen zu erzwingen,

nenne ich mich nicht, errathen Sie mich, wenn Sie eine aufrichtige Freundin kennen lernen wollen."

„Ah! das ist der letzte Schlag," rief Dubarry. „Heiliges Blut! ich muß Jemand umbringen. Kein Friseur! beim Tod! ich schlitze diesem Lumpenkerl Lubin den Bauch auf. Es schlägt in der That halb acht Uhr und er kommt nicht. Ah! Fluch und Verderben!"

Und Dubarry, der an diesem Abend nicht vorgestellt wurde, nahm sich an seinen Haaren und zerzauste sie in höchster Entrüstung.

„Es ist das Kleid! mein Gott, es ist das Kleid! Einen Friseur würde man noch finden."

„Oh! was für Friseurs würdet Ihr finden? Fluch und Wetter! ah! Donner und Teufel! Blut und tausend Legionen von Teufeln!"

Die Gräfin sagte nichts, aber sie stieß Seufzer aus, welche die Choiseul selbst erweicht haben würden, wenn sie dieselben hätten hören können.

„Nun, nun, ein wenig Ruhe," sagte Chon, „wir wollen einen Friseur suchen und zu der Schneiderin zurückkehren, um zu erfahren, was aus dem Staatskleid geworden ist."

„Kein Friseur!" murmelte die Gräfin sterbend, „kein Staatskleid! keine Carrosse!"

„Es ist wahr," rief Jean, „der Wagen kommt auch nicht, und er sollte doch schon da sein. Oh! das ist ein Complott, Gräfin. Wird Sartines die Urheber nicht verhaften lassen? Wird sie Maupeou nicht hängen lassen? Wird man die Schuldigen nicht auf der Grève verbrennen? Ich lasse den Friseur rädern, die Nätherin mit glühenden Zangen zwicken, den Wagenmacher schinden."

Während dieser Zeit war die Gräfin wieder zu sich gekommen, doch nur um das Schreckliche ihrer Lage besser zu fühlen.

„Oh! diesmal bin ich verloren," murmelte sie, „die Leute, welche Lubin bestochen haben, sind reich genug, um alle gute Friseurs von Paris zu entfernen. Es werden

sich nur noch Esel finden, die mir die Haare zerzausen ... Und mein Staatskleid! mein armes Kleid! ... Und mein neuer Wagen, bei dessen Anblick sie insgesammt vor Neid geborsten wären! ..."

Dubarry antwortete nichts; er rollte furchtbare Augen in ihren Höhlen umher, stieß sich in allen Ecken des Zimmers, und so oft er ein Meuble traf, zerbrach er es in Stücke, und wenn ihm dann die Stücke zu groß vorkamen, zerbrach er sie in noch kleinere.

Mitten unter dieser Scene der Verwüstung, die sich von dem Boudoir in die Vorzimmer, und von den Vorzimmern in den Hof verbreitet hatte, während die Lackeien, erschreckt durch zwanzig verschiedene und sich widersprechende Befehle hin- und herliefen, und einander drängten und stießen, stieg ein junger Mann, in einem apfelgrünen Frack, mit einer Weste von Atlaß, lila Beinkleidern und weißen, seidenen Strümpfen aus einem Cabriolet, überschritt die verlassene Schwelle der Hausthüre, ging durch den Hof, sprang auf den Zehen von Pflasterstein zu Pflasterstein, eilte die Treppe hinauf, und klopfte an die Thüre des Ankleidezimmers.

Jean war eben im Zuge, mit den Füßen ein Cabaret von Sèvres-Porzellan zu zerstampfen, das sich an den Schooß seines Frackes angehängt hatte, während er dem Sturz eines großen, japanesischen Gefäßes, welches er mit einem Faustschlage beehrt, auszuweichen suchte.

Man hörte leise, bescheiden dreimal an die Thüre klopfen.

Es trat ein tiefes Stillschweigen ein. Jedermann war in so gespannter Erwartung, daß Niemand zu fragen wagte, wer geklopft.

„Verzeihen Sie," sagte eine unbekannte Stimme, „ich wünschte mit der Frau Gräfin Dubarry zu sprechen."

„Aber, mein Herr, man geht nicht so hinein," rief der Schweizer, der dem Fremden nachgelaufen war, um ihn an weiterem Eindringen zu verhindern.

„Einen Augenblick Geduld," sagte Dubarry, „es kann

uns nichts Schlimmeres begegnen, als was uns begegnet. Was wollen Sie von der Gräfin?" fragte Jean, und öffnete die Thüre mit einer Hand, welche die Thore von Gaza erbrochen hätte.

Der Fremde wich dem Stoß durch einen Sprung rückwärts aus, fiel in die dritte Stellung und erwiederte:

„Mein Herr, ich wollte meine Dienste der Frau Gräfin Dubarry anbieten, welche, wie ich glaube, heute Ceremonie hat."

„Was für Dienste, mein Herr?"

„Die meines Gewerbes."

„Was ist Ihr Gewerbe?"

„Ich bin Friseur."

Hiebei machte der Unbekannte eine zweite Verbeugung.

„Ah!" rief Jean, indem er dem jungen Manne um den Hals fiel, „ah! Sie sind Friseur? Treten Sie ein, mein Freund, treten Sie ein."

„Kommen Sie, mein lieber Herr, kommen Sie," sagte Chon und faßte den verwirrten jungen Mann um den Leib.

„Ein Friseur!" rief Madame Dubarry, die Hände zum Himmel erhebend. „Ein Friseur! oh das ist ein Engel! Sind Sie von Lubin geschickt?"

„Ich bin von Niemand geschickt. Ich las in einer Zeitung, die Frau Gräfin werde diesen Abend vorgestellt, und sagte zu mir: „„Halt, wenn zufällig die Frau Gräfin Dubarry keinen Friseur hätte, das ist nicht wahrscheinlich, aber es ist möglich; und so kam ich."

„Wie heißen Sie?" fragte die Gräfin, ein wenig erkaltet.

„Léonard, Madame."

„Léonard, Sie sind nicht bekannt?"

„Noch nicht. Doch wenn Madame meine Dienste annimmt, werde ich es morgen sein."

„Hm! hm!" machte Jean, „es ist ein Unterschied zwischen Frisiren und Frisiren."

„Wenn Madame mir zu sehr mißtraut, so werde ich mich entfernen,“ sagte der Fremde.

„Wir haben keine Zeit, einen Versuch zu machen,“ sprach Chon.

„Und warum einen Versuch?“ rief der junge Mann in einem Augenblick der Begeisterung, und nachdem er im Kreise um Madame Dubarry gegangen war. „Ich weiß wohl, daß Madame durch ihre Coiffure aller Augen auf sich ziehen muß. Seitdem ich Madame betrachte, habe ich auch einen Kopfputz ersonnen, der, ich bin es fest überzeugt, die wunderbarste Wirkung hervorbringen wird.“

Und der junge Mann machte mit der Hand eine Geberde voll Vertrauen zu sich selbst, welche die Gräfin zu erschüttern anfing und die Hoffnung in das Herz von Chon und Jean wieder zurückführte.

„Oh!“ sagte die Gräfin, sehr erstaunt über den Anstand des jungen Mannes, der Hüftenpositionen nahm, wie sie nur der große Lubin hätte nehmen können.

„Aber vor Allem müßte ich das Staatskleid von Madame sehen, um die Zierrathen damit in Einklang zu bringen.“

„Oh! mein Kleid!“ rief Madame Dubarry, an die furchtbare Wirklichkeit erinnert, „mein armes Kleid!“

Jean schlug sich vor die Stirne und sprach:

„Oh! es ist wahr; denken Sie sich einen Hinterhalt, einen abscheulichen Hinterhalt! . . . man hat sie bestohlen; Staatskleid, Näthérin, Alles! Chon! meine gute Chon!“

Und müde, sich die Haare auszuraufen, fing Dubarry an zu schluchzen.

„Wenn Du zu ihr zurückkehren würdest, Chon?“ sagte die Gräfin.

„Warum, da sie weggefahren ist, um hierher zu kommen?“ entgegnete Chon.

„Ach!“ murmelte die Gräfin, indem sie sich auf ihrem

Stuhle zurückwarf, „ach! wozu nützt mich ein Friseur, wenn ich kein Kleid habe?"

In diesem Augenblick erscholl die Glocke der Hausthüre. Der Schweizer hatte aus Furcht, man könnte abermals eindringen, alle Flügel geschlossen und hinter allen Flügeln die Riegel vorgeschoben.

„Man läutet," sagte Madame Dubarry.

Chon eilte an das Fenster.

„Ein Carton," rief sie.

„Ein Carton!" wiederholte die Gräfin. „Kommt er herein?"

„Ja, . . . nein, . . . doch, man übergibt ihn dem Schweizer."

„Laufen Sie, Jean, laufen Sie, in des Himmels Namen."

Jean stürzte nach der Treppe, kam allen Lackeien zuvor und riß dem Schweizer den Carton aus den Händen.

Chon schaute ihm durch die Scheiben zu.

Er öffnete den Deckel des Carton, tauchte die Hand in seine Tiefen und stieß ein Freudengebrülle aus.

Er enthielt ein bewunderungswürdiges Kleid von chinesischem Atlaß mit ausgeschnittenen Blumen und eine ganze Spitzengarnitur von ungeheuerem Werth.

„Ein Kleid! ein Kleid!" rief Chon, in die Hände klatschend.

„Ein Kleid!" wiederholte Madame Dubarry," der Freude fast unterliegend, wie sie beinahe dem Schmerz unterlegen wäre.

„Wer hat Dir das gegeben, Bursche?" fragte Jean den Schweizer.

„Eine Frau, mein Herr."

„Was für eine Frau?"

„Ich kenne sie nicht."

„Wo ist sie?"

„Sie stellte den Carton quer vor meine Thüre," rief mir zu: „„Für die Frau Gräfin!"" stieg wieder in das

Cabriolet, das sie gebracht hatte, und fuhr weg, so schnell das Pferd laufen konnte."

„Vortrefflich!" sagte Jean, „hier ist ein Kleid, und das ist die Hauptsache."

„Kommen Sie doch herauf, Jean," rief Chon, „meine Schwester stirbt vor Ungeduld."

„Sehen Sie, schauen Sie, bewundern Sie," sagte Jean, „das schickt uns der Himmel."

„Aber es wird mir nicht passen, es kann mir nicht passen, denn es ist nicht für mich gemacht worden. Mein Gott! mein Gott! welch ein Unglück! es ist so hübsch."

Chon nahm rasch ein Maaß.

„Dieselbe Länge, dieselbe Weite der Taille," sagte sie.

„Der bewunderungswürdige Stoff!" sprach Dubarry.

„Das ist fabelhaft!" versetzte Chon.

„Das ist furchtbar!" rief die Gräfin.

„Im Gegentheil," erwiederte Jean, „es beweist, daß Sie, wenn Sie große Feinde haben, zugleich auch auf ergebene Freunde rechnen können."

„Es ist vielleicht kein Freund," versetzte Chon, „denn wie wäre er von dem unterrichtet worden, was man gegen uns anzettelte? Es muß eine Sylphe, es muß irgend ein Geist sein."

„Mag es der Teufel sein," rief Madame Dubarry, „gleichviel, wenn er mir nur die Grammont bekämpfen hilft; er wird nie so sehr Teufel sein, wie diese Leute."

„Und ich bedenke . . ." sagte Jean.

„Was bedenken Sie?"

„Sie können Ihren Kopf in vollem Vertrauen diesem Herrn überlassen."

„Was verleiht Ihnen diese Sicherheit?"

„Bei Gott! er ist von demselben Freunde, der uns das Staatskleid geschickt hat, benachrichtigt worden."

„Ich!" entgegnete Léonard mit einem naiven Erstaunen.

„Vorwärts!" rief Jean; „diese Zeitungsgeschichte ist eine Komödie, nicht wahr, mein lieber Herr?"

„Es ist die reine Wahrheit, Herr Vicomte."

„Gestehen Sie es doch," sprach die Gräfin.

„Die Zeitung ist hier in meiner Tasche; ich habe sie aufbewahrt, um Wickeln daraus zu machen."

Der junge Mann zog in der That aus seiner Tasche eine Zeitung, in welcher die Vorstellung angekündigt war.

„Auf! zum Werke," sprach Chon, „es schlägt acht Uhr."

„Oh! wir haben hinreichend Zeit," entgegnete der Friseur, „Madame braucht eine Stunde zur Fahrt."

„Ja, wenn wir einen Wagen haben," versetzte die Gräfin.

„Oh! Mord und Tod! das ist wahr," rief Jean, „und diese Canaille von einem Francian kommt nicht."

„Hat man uns nicht davon in Kenntniß gesetzt?" sagte die Gräfin; „weder Friseur, noch Staatskleid, noch Carrosse."

„Oh!" sagte Chon erschrocken, „wird er uns auch das Wort nicht halten?"

„Nein," sprach Jean, „nein, hier kommt er."

„Und der Wagen? der Wagen?" rief die Gräfin.

„Er wird vor der Thüre geblieben sein," sprach Jean, „der Schweizer muß erst öffnen. Aber was hat denn der Wagenmacher?"

Meister Francian trat in der That beinahe in demselben Augenblick ganz bestürzt in den Salon.

„Ah! Herr Vicomte!" rief er „der Wagen von Madame war auf dem Wege nach dem Hotel, als er an der Biegung der Rue Traversière von vier Männern angehalten wurde, welche meinen ersten Gesellen, der ihn führte, niederschlugen, die Pferde in Galopp setzten und in der Rue Saint-Nicaise verschwanden."

„Ich sagte es doch," sprach Dubarry, ohne von dem Stuhle aufzustehen, auf welchem er bei dem Eintritte des Wagenmachers saß, „ich sagte es doch."

„Das ist ein Attentat!" rief Chon, „rühren Sie sich, mein Bruder."

„Mich rühren, und warum?"

„Um einen Wagen für uns zu finden, denn hier gibt es nur kreuzlahme Pferde und schmutzige Carrossen. Jeanne kann in solchen Schubkarren nicht nach Versailles fahren."

„Bah!" erwiederte Dubarry, „derjenige, welcher der Wuth der Wellen Zügel anlegt, welcher den Vögelchen Futter gibt, einen Friseur wie diesen Herrn und ein Staatskleid wie dieses hier schickt, wird uns nicht in Ermangelung eines Wagens im Stiche lassen."

„Ei! sehen Sie, hier fährt einer," rief Chon.

„Und er hält sogar an," versetzte Dubarry.

„Ja, er kommt nicht herein," sprach die Gräfin.

„Er kommt nicht herein, so ist es," sagte Jean.

Und er sprang an das Fenster, öffnete es und rief:

„Lauft, Mord und Tod! lauft, oder Ihr werdet zu spät kommen. Geschwinde, geschwinde, daß wir wenigstens unsern Wohlthäter kennen lernen."

Die Bedienten, die Piquers stürzten hinaus, aber es war zu spät. Eine mit weißem Atlaß ausgeschlagene und mit zwei herrlichen braunrothen Pferden bespannte Carrosse stand vor der Thüre.

Doch vom Kutscher, von den Lackeien keine Spur, ein einfacher Commissionär hielt die Pferde am Gebiß.

Der Commissionär hatte sechs Livres von demjenigen erhalten, welcher die Pferde geführt, und dieser war sodann in der Richtung der Cour des Fontaines entflohen.

Man forschte an den Füllungen; aber eine rasche Hand hatte das Wappen durch eine Rose ersetzt.

Dieser ganze Widerpart des Unglücks hatte nicht eine Stunde gedauert.

Jean ließ den Wagen in den Hof führen, schloß das Thor und nahm den Schlüssel zu sich.

Dann ging er in das Ankleidecabinet, wo der Friseur sich eben anschickte, der Gräfin die ersten Proben seiner Wissenschaft zu geben.

„Mein Herr!" rief er, indem er Léonard am Arm faßte, „wenn Sie unsern Schutzgeist nicht nennen, wenn

Sie denselben nicht unserer ewigen Dankbarkeit bezeichnen, so schwöre ich Ihnen . . ."

„Nehmen Sie sich in Acht, Herr Vicomte," unterbrach ihn phlegmatisch der junge Mann, „Sie erweisen mir die Ehre, meinen Arm so stark zu drücken, daß ich eine steife Hand haben werde, wenn ich die Frau Gräfin frisiren soll; wir haben aber Eile, denn es schlägt halb neun Uhr."

„Lassen Sie ihn los, Jean, lassen Sie ihn los!" rief die Gräfin.

Jean fiel in sein Fauteuil zurück.

„Wunder!" sprach Ebon, „Wunder! das Kleid ist von einem vollkommenen Maaß . . . vorne einen Zoll zu lang, und sonst kein Mangel! doch in zehn Minuten wird dieser Fehler verbessert sein."

„Und der Wagen, wie ist er? . . kann man sich mit Ehren darin zeigen?" fragte die Gräfin.

„Vom besten Geschmack . . . ich bin hineingestiegen," antwortete Jean, „er ist mit weißem Atlaß ausgeschlagen, und mit Rosenessenz parfumirt."

„Alles geht gut!" rief Madame Dubarry, indem sie ihre kleinen Hände an einander schlug. „Vorwärts, Herr Léonard, und wenn es Ihnen gelingt, ist Ihr Glück gemacht."

Léonard ließ sich das nicht zweimal sagen: er bemächtigte sich des Kopfes von Madame Dubarry und mit dem ersten Striche seines Kammes offenbarte er ein erhabenes Talent.

Schnelligkeit, Geschmack, vollkommene Pünktlichkeit, Verständniß des Zusammenhangs zwischen dem Moralischen und Physischen, er entwickelte Alles in der Erfüllung dieser wichtigen Functionen.

Nach Verlauf von drei Viertelstunden ging Madame Dubarry aus seinen Händen verführerischer als die Göttin Aphrodite hervor, denn sie war weniger nackt und nicht minder schön.

Als er den letzten Stein dieses glänzenden Gebäudes

gelegt, als er seine Solidität geprüft, als er Wasser für seine Hände verlangt, und Chon, welche ihn in ihrer Freude wie einen Monarchen bediente, gedankt hatte, wollte er sich zurückziehen.

„Ah! mein Herr," sprach Dubarry, „Sie sollen erfahren, daß ich eben so hartnäckig in meiner Liebe als in meinem Haße bin. Ich hoffe nun, daß Sie die Güte haben werden, mir zu sagen, wer Sie sind."

„Sie wissen es bereits, mein Herr; ich bin ein junger Anfänger und heiße Léonard."

„Ein Anfänger! Gottes Blut, Sie sind über den Meister hinaus, mein Herr."

„Sie werden mein Friseur, Herr Léonard," sagte die Gräfin, während sie sich in einem kleinen Handspiegel beschaute, „und ich gebe Ihnen für jede Ceremonienfrisur fünfzig Louis d'or. Chon, bezahle dem Herrn hundert Louis d'or für die erste, und er wird fünfzig Handgeld haben."

„Ich sagte es Ihnen wohl, Madame, Sie würden meinen Ruf machen."

„Aber Sie frisiren nur mich."

„Dann behalten Sie Ihre hundert Louis d'or, Madame," entgegnete Léonard, „ich will meine Freiheit; ihr verdanke ich es, daß mir die Ehre zu Theil geworden ist, Sie heute zu frisiren. Die Freiheit ist das erste der Güter des Menschen."

„Ein philosophischer Friseur!" rief Dubarry, indem er die Hände zum Himmel erhob; „wohin kommt es, mein Herr und Gott, wohin kommt es noch? Nun! mein lieber Herr Léonard, ich will mich nicht mit Ihnen entzweien; nehmen Sie Ihre hundert Louis d'or, und behalten Sie Ihr Geheimniß und Ihre Freiheit. In den Wagen Gräfin, in den Wagen!"

Diese Worte waren an Frau von Béarn gerichtet, welche eben eintrat, steif und geschmückt wie eine Madonna in einem Reliquienkasten; man hatte sie gerade in dem Augenblick, wo man sich ihrer bedienen wollte, aus ihrem Cabinet geholt.

„Vorwärts, vorwärts," sagte Jean, „man nehme Madame zu Vieren und trage sie sachte unten an die Stufen. Wenn sie einen einzigen Seufzer ausstößt, lasse ich Euch striegeln."

Während Jean dieses zarte und wichtige Manoeuvre überwachte, wobei ihn Chon in der Eigenschaft eines Lieutenant unterstützte, suchte Madame Dubarry mit den Augen Léonard.

Léonard war verschwunden.

„Wo ist er denn hinausgegangen?" murmelte Madame Dubarry, welche sich noch nicht ganz von allem Erstaunen, das bei ihr auf einander gefolgt war, erholt hatte.

„Wo ist er hinausgegangen? durch den Boden oder durch die Decke, da gehen die Geister hinaus. Nehmen Sie sich nur in Acht, Gräfin, daß Ihr Kopfputz nicht eine Drosselnpastete wird, daß sich Ihr Kleid nicht in ein Spinnengewebe verwandelt, und daß wir nicht in Versailles in einem Pilze, gezogen von zwei Ratten, ankommen."

Nach dem Ausspruch dieser letzten Befürchtung, stieg der Vicomte Jean ebenfalls in den Wagen, wo bereits die Gräfin von Béarn und ihre selige Pathin Platz genommen hatten.

XXXVIII.

Die Vorstellung.

Versailles, wie Alles, was groß ist, ist schön und wird schön sein.

Mag das Moos seine niedergeworfenen Steine zernagen, mögen seine Götter von Blei, von Bronze oder Marmor in seinen wasserlosen Bassins liegen, mögen seine großen Alleen von beschnittenen Bäumen zerzaust und ohne Blätter zum Himmel emporragen, es wird stets, und wäre es auch unter Trümmern, ein prachtvolles, ergreifendes Schauspiel für den Träumer oder den Dichter bieten, der

von dem großen Balcon aus die ewigen Horizonte betrachtet, nachdem er die ephemeren Herrlichkeiten beschaut hat.

Aber besonders in seinem Leben und in seiner Glorie war Versailles herrlich anzuschauen... wenn ein Volk ohne Waffen, im Zaume gehalten von einem Volke glänzender Soldaten, mit seinen Wellen die vergoldeten Gitter peitschte, wenn die Carrossen von Sammet, Seide und Atlaß, mit den stolzen Wappen, im Galopp ihrer muthigen Pferde auf dem sonoren Pflaster rollten; wenn alle Fenster, beleuchtet wie die eines Zauberpalastes, eine von Diamanten, Rubinen und Saphiren funkelnde Welt sehen ließen, welche die Geberde eines einzigen Menschen beugte, wie es der Wind mit den goldenen Halmen thut, welche mit weißen Maslieben, azurnen Kornblumen und purpurrothem Feldmohn vermischt sind . . . ja, Versailles war schön, besonders wenn es durch alle seine Thore Courriere an alle Mächte schleuderte, und wenn die Könige, die Fürsten, die Herren des hohen Adels, die Officiere, die Gelehrten der civilisirten Welt sich auf seinen reichen Teppichen und kostbaren Mosaiken drängten.

Aber vor Allem, wenn es sich für eine große Ceremonie schmückte, wenn die Herrlichkeiten seiner Geräthekammern und die großen Beleuchtungen den Zauber seiner Reichthümer verdoppelten, bot Versailles den kältesten Geistern einen Begriff von allen den Wundern, welche die Einbildungskraft und die Macht des Menschen zu ersinnen im Stande sind.

So war es bei der Ceremonie des Empfangs eines Botschafters, so auch für die einfachen Edelleute bei der Ceremonie der Vorstellung. Nach dem Willen von Ludwig XIV., dem Schöpfer der Etiquette, welche jeden in einen Raum einschloß, dessen Schranken unübersteigbar blieben, sollte die Einweihung in die Herrlichkeiten seines königlichen Lebens die Auserwählten mit einer solchen Ehrfurcht erfüllen, daß sie den Palast des Königs stets nur als einen Tempel betrachten würden, in welchem sie

das Recht hätten, den gekrönten Gott an einem dem Altar mehr oder minder nahe liegenden Platze zu verehren.

So hatte Versailles, allerdings bereits entartet, aber immer noch glänzend, für die Vorstellung von Madame Dubarry alle seine Thüren geöffnet, alle seine Kerzen angezündet, alle seine Herrlichkeiten zur Schau gestellt. Das Volk der Neugierigen, ein ausgehungertes, elendes Volk, das aber seltsamer Weise sein Elend und seinen Hunger bei dem Anblick so vieler Blendwerke vergaß, hielt die ganze Place d'Armes und die ganze Avenue de Paris besetzt. Das Schloß strömte das Feuer durch alle Fenster aus und seine Girandolen glichen in der Ferne in einem Goldstaube schwimmenden Gestirnen.

Der König verließ seine Gemächer auf den Schlag zehn Uhr. Er war mehr als gewöhnlich geschmückt, das heißt, seine Spitzen waren reicher, und die Schnallen an seinen Kniebändern und an seinen Schuhen hatten allein einen Werth von einer Million. Er war durch Herrn von Sartines von der Verschwörung unterrichtet worden, welche sich am Tage zuvor unter den eifersüchtigen Damen angezettelt hatte; seine Stirne war auch sorgenvoll, denn er befürchtete nur Männer in der Gallerie zu sehen.

Doch er wurde bald beruhigt, als er in dem besonders für die Vorstellungen bestimmten Salon der Königin in einer Wolke von Spitzen und Puder, worin die Diamanten wimmelten, zuerst seine drei Töchter, dann die Marschallin von Mirepoir, welche am Abend zuvor so viel Lärmen gemacht, und endlich alle die Stürmischen erblickte, die zu Hause zu bleiben geschworen hatten, und sich nun in der ersten Reihe fanden.

Der Herzog von Richelieu lief wie ein General von der einen zur andern und sagte:

„Ah! ich ertappe Sie."

Oder auch:

„Ich war überzeugt, daß Sie abfallen würden."

Oder:

„Was sagte ich Ihnen in Beziehung auf Verschwörungen?"

„Aber Sie selbst, Herzog?" antwortete die Dame.

„Ich, ich vertrat meine Tochter, ich vertrat die Gräfin Egmont. Suchen Sie, Septimanie ist nicht hier; sie allein hat mit Frau von Grammont und Frau von Guémenée ausgehalten; ich bin auch meiner Sache gewiß, morgen trete ich meine fünfte Verbannung oder meine vierte Bastille an. Ich conspirire entschieden nicht mehr."

Der König erschien. Es trat ein tiefes Stillschweigen ein, unter welchem man zehn Uhr, die feierliche Stunde, schlagen hörte. Seine Majestät war umgeben von einem zahlreichen Hofe. Sie hatte mehr als fünfzig Edelleute bei sich, welche sich nicht geschworen hatten, zu der Vorstellung zu kommen, und aus diesem Grunde ohne Zweifel insgesammt gegenwärtig waren.

Der König bemerkte sogleich, daß Frau von Grammont, Frau von Guémenée und die Gräfin Egmont bei dieser glänzenden Versammlung fehlten.

Er näherte sich Herrn von Choiseul, der eine große Ruhe heuchelte, und trotz aller Anstrengung nur zu einer falschen Gleichgültigkeit gelangte.

„Ich sehe die Frau Herzogin von Grammont nicht hier?" sagte er.

„Sire," antwortete Herr von Choiseul, „meine Schwester ist krank und hat mich beauftragt, Seiner Majestät ihre unterthänigste Ehrfurcht zu bezeigen."

„Das ist schlimm!" erwiederte der König und wandte Herrn von Choiseul den Rücken zu.

Da fand er den Prinzen von Guémenée sich gegenüber.

„Und wo ist die Prinzessin von Guémenée," sagte er, „haben Sie sie nicht mitgebracht?"

„Unmöglich, Sire, die Prinzessin ist krank; als ich sie abholen wollte, fand ich sie im Bette."

„Ah! das ist schlimm, sehr schlimm!" sprach der

König. „Ah! hier ist der Marschall. Guten Abend Herzog."

„Sire," machte der alte Höfling, indem er sich mit der Geschmeidigkeit eines jungen Mannes verbeugte.

„Sie sind nicht krank, Sie," sagte der König so laut, daß es die Herren von Choiseul und Guémenée hören mußten.

„Sire," antwortete der Herzog von Richelieu, „so oft es sich für mich um das Glück handelt, Eure Majestät zu sehen, befinde ich mich vortrefflich."

„Aber Ihre Tochter, die Gräfin Egmont," versetzte der König umherschauend, „wie kommt es, daß sie nicht hier ist?"

Der Herzog, als er sah, daß man ihn hörte, nahm eine Miene tiefer Traurigkeit an und sprach:

„Ach! Sire, meine arme Tochter ist sehr unglücklich, daß sie nicht die Ehre haben kann, ihre unterthänigste Huldigung Eurer Majestät zu Füßen zu legen, besonders diesen Abend; aber krank, Sire, krank . . ."

„Sehr schlimm!" sprach der König. „Krank! Frau von Egmont, die schönste Gesundheit Frankreichs. Schlimm, sehr schlimm!"

Und der König verließ Herrn von Richelieu, wie er Herrn von Choiseul und Herrn von Guémenée verlassen hatte.

Dann vollendete er die Runde in seinem Salon und begrüßte besonders Frau von Mirepoix, welche sich nicht behaglich fühlte.

„Das ist der Lohn für den Verrath," flüsterte ihr der Marschall in's Ohr; „morgen werden Sie mit Ehren überhäuft werden, während wir! . . . ich zittere, wenn ich nur daran denke."

Und der Herzog stieß einen Seufzer aus.

„Aber mir scheint, Sie haben die Choiseul nicht übel verrathen, da Sie hier sind . . . Sie hatten geschworen . . ."

„Für meine Tochter, Marschallin, für meine arme

Septimanie! Sie fällt nun in Ungnade, weil sie zu treu gewesen ist."

„Ihrem Vater!" erwiederte die Marschallin.

Der Herzog gab sich den Anschein, als hörte er diese Antwort nicht, welche für ein Epigramm gelten konnte.

„Aber kommt es Ihnen nicht vor, als wäre der König unruhig?" sagte er.

„Bei Gott! er hat wohl Ursache."

„Wie?"

„Es ist ein Viertel über zehn Uhr."

„Ah! das ist wahr, und die Gräfin kommt nicht. Hören Sie, Marschallin, soll ich Ihnen etwas sagen?"

„Sprechen Sie."

„Ich hege eine Befürchtung."

„Welche?"

„Ich befürchte, es ist der armen Gräfin etwas Aergerliches begegnet. Sie müssen das wissen?"

„Warum ich?"

„Ganz gewiß, Sie schwammen bis an den Hals in der Verschwörung."

„Nun!" erwiederte die Marschallin, „im Vertrauen, Herzog, ich habe bange wie Sie."

„Unsere Freundin, die Herzogin, ist eine harte Gegnerin, welche im Fliehen verwundet, nach der Weise der Parther; sie ist aber geflohen. Sehen Sie, wie unruhig Herr von Choiseul ist, trotz seines Bestrebens, ruhig zu erscheinen; er kann nicht auf einer Stelle bleiben und verliert den König nicht aus dem Gesicht. Gestehen Sie mir, es ist etwas von ihnen angezettelt worden."

„Ich weiß es nicht, Herzog, aber ich bin auch Ihrer Meinung."

„Wohin wird sie das führen?"

„Zu einer Verzögerung, lieber Herzog, und Sie kennen das Sprüchwort: Zeit gewonnen, Alles gewonnen. Morgen kann ein unvorhergesehenes Ereigniß eintreten, das diese Vorstellung auf unbestimmte Zeit hinausschiebt. Die Dauphine kommt vielleicht morgen nach Compiègne,

statt in vier Tagen zu kommen. Man wollte vielleicht nur Zeit bis morgen gewinnen!"

„Marschallin, wissen Sie, daß Ihr kleines Mährchen für mich ganz das Aussehen einer Wirklichkeit hat? Bei Gott, sie kommt nicht!"

„Und der König wird ungeduldig, sehen Sie."

„Es ist das dritte Mal, daß er sich dem Fenster nähert. Der König leidet in der That."

„Dann wird es sogleich noch schlimmer sein."

„Warum dies?"

„Hören Sie. Es ist zehn Uhr und zwanzig Minuten.

„Ja."

„Ich kann es Ihnen nun sagen."

„Sprechen Sie."

Die Marschallin schaute umher und flüsterte ihm dann zu:

„Sie wird nicht kommen."

„Ah! guter Gott, Marschallin, das wird ein abscheulicher Scandal werden."

„Stoff zu einem Prozeß, Herzog, zu einem Criminalprozeß, zu einem Capitalprozeß, denn in Allem dem findet sich, ich habe es von guter Hand, Entführung, Gewaltthat, Majestätsbeleidigung, wenn man will, die Choiseul haben um Alles gegen Alles gespielt."

„Das ist sehr unklug von ihnen."

„Was wollen Sie, die Leidenschaft ist blind!"

„Darum ist es ein Vortheil, nicht leidenschaftlich zu sein, wie wir; man sieht wenigstens klar."

„Sehen Sie, der König nähert sich abermals dem Fenster."

Ludwig XV. näherte sich in der That dem Kreuzstock und stützte seine Hand auf die ciselirte Espagnolette*) und seine Stirne an die kühlen Scheiben.

Mittlerweile hörte man, wie das Rascheln von Laubwerk vor dem Sturme, die Gespräche der Höflinge tönen.

*) Eine Schlosserarbeit zum Verschließen der Fenster.

|683| |683|

Aller Augen gingen von der Pendeluhr auf den König über.

Die Uhr schlug halb. Ihr reiner Klang schien auf dem Stahl zu spielen und die Vibrirung erlosch zitternd in dem weiten Saal.

Herr von Maupeou näherte sich dem König und sagte schüchtern:

„Schönes Wetter, Sire."

„Herrlich, herrlich. Können Sie das begreifen, Herr von Moupeou?"

„Was, Sire?"

„Diese Zögerung. Arme Gräfin!"

„Sie muß krank sein, Sire," versetzte der Kanzler.

„Es läßt sich begreifen, daß Frau von Grammont krank ist, daß Frau von Guémenée krank ist, und daß auch Frau von Egmont krank ist; aber die Gräfin krank, das begreift sich nicht."

„Sire, eine starke Gemüthsbewegung kann krank machen, und die Freude der Gräfin war so groß!"

„Ah! es ist vorbei," sagte Ludwig **XV.** den Kopf schüttelnd, „es ist vorbei; nun wird sie nicht mehr kommen."

Der König hatte zwar diese letzten Worte mit leiser Stimme gesprochen, aber es herrschte ringsum eine solche Stille, daß sie beinahe von allen Anwesenden gehört wurden. Doch diese hatten noch nicht Zeit gehabt, nur mit dem Gedanken darauf zu antworten, als ein gewaltiges Geräusch von Carrossen unter dem Gewölbe erscholl.

Alle Stirnen schwankten, alle Augen befragten sich gegenseitig.

Der König verließ das Fenster und stellte sich mitten im Saale auf, um durch die Enfilade der Gallerie zu sehen.

„Ich befürchte sehr, wir erhalten eine schlimme Nachricht," sagte die Marschallin dem Herzog in das Ohr.

Doch plötzlich erglänzte das Antlitz des Königs, der Blitz sprang aus seinen Augen.

„Die Frau Gräfin Dubarry!" rief der Hussier dem Oberceremonienmeister zu.

„Die Frau Gräfin von Béarn!"

Diese zwei Namen machten alle Herzen unter sehr entgegengesetzten Empfindungen springen. Unwiderstehlich durch die Neugierde fortgerissen, rückte eine Woge von Höflingen gegen den König vor.

Frau von Mirepoix befand sich am nächsten bei Ludwig **XV**.

„Oh! wie schön ist sie! wie schön ist sie!" rief die Marschallin, indem sie die Hände faltete, als wollte sie in Anbetung versinken.

Der König wandte sich um und lächelte der Marschallin zu.

„Das ist keine Frau, das ist eine Fee," sprach der Herzog von Richelieu.

Der König sandte das Ende seines Lächelns an die Adresse des alten Höflings ab.

Die Gräfin war in der That nie so schön gewesen, nie hatten eine solche Lieblichkeit des Ausdrucks, nie eine besser gespielte Aufregung, ein bescheidenerer Blick, ein edlerer Wuchs, ein zierlicherer Gang die Bewunderung im Salon der Königin hervorgerufen, der indessen, wie gesagt, der Salon der Vorstellungen war.

Schön zum Bezaubern, reich ohne Gepräge, besonders zum Entzücken frisirt, schritt die Gräfin vor, an der Hand geführt von Frau von Béarn, welche trotz furchtbarer Leiden nicht hinkte, keine Miene verzog, während sich jedoch die Schminke in vertrockneten Atomen ablöste, so sehr zog sich das Leben aus ihrem Gesichte zurück, so schmerzlich bebte jede Fiber in ihr, bei der geringsten Bewegung ihres verwundeten Beines.

Alle Welt hatte die Augen auf die seltsame Gruppe geheftet.

Am Halse entblößt, wie zur Zeit ihrer Jugend, schien die alte Gräfin mit ihrer einen Fuß hohen Frisur, mit ihren großen, hohlen Augen, welche glänzten wie die eines

Nachtraben, mit ihrer prächtigen Toilette und dem Gange eines Skelettes das Bild der verflossenen Zeit, welche die Hand der gegenwärtigen Zeit reichte.

Diese trockene, kalte Würde, welche die wollüstige und zugleich wohlanständige Grazie führte, erregte die Bewunderung und besonders das Erstaunen beinahe aller Anwesenden.

Der Contrast war so schlagend, daß es dem König vorkam, als brächte ihm Frau von Béarn seine Geliebte jünger, frischer, lachender, als er sie je gesehen.

In dem Augenblick, wo die Gräfin nach der Etiquette das Knie beugte, um dem König die Hand zu küssen, nahm sie Ludwig **XV.** beim Arm und hob sie mit einem Worte auf, das die Belohnung für Alles war, was sie seit vierzehn Tagen gelitten hatte.

„Zu meinen Füßen, Gräfin!" sprach der König; „Sie scherzen! . . ich sollte, und ich möchte besonders zu Ihren Füßen sein."

Dann öffnete der König die Arme, wie es das Ceremoniel vorschrieb, doch statt sich nur den Anschein zu geben, als küßte er, küßte er diesmal wirklich.

„Sie haben da einen schönen Täufling, Madame," sagte er zu Frau von Béarn; „doch sie hat auch eine Pathin, welche ich mit der größten Freude an meinem Hofe wiedersehe."

Die alte Dame verbeugte sich.

„Begrüßen Sie meine Töchter, Gräfin," sagte leise der König zu Madame Dubarry. „Zeigen Sie ihnen, daß Sie die Verbeugung zu machen wissen. Ich hoffe, Sie werden mit ihrer Erwiederung nicht unzufrieden sein."

Die zwei Damen setzten ihre Wanderung durch einen großen, leeren Raum fort, der sich um sie bildete, während sie vorrückten, den jedoch die funkelnden Blicke mit ihren brennenden Flammen zu füllen schienen

Als die drei Töchter des Köngis Madame Dubarry

auf sich zukommen sahen, erhoben sie sich wie Federn und warteten.

Ludwig **XV.** wachte. Seine auf Mesdames gehefteten Blicke schärften diesen die zuvorkommendste Höflichkeit ein.

Ein wenig bewegt erwiederten Mesdames die Verbeugung von Madame Dubarry, welche sich viel tiefer neigte, als es die Etiquette vorschrieb, was als ein Beweis des besten Geschmacks betrachtet wurde und die Prinzessinnen dergestalt rührte, daß sie die Gräfin küßten, wie dies der König gethan, und zwar mit einer Herzlichkeit, über welche der König entzückt war.

Von da an wurde der Erfolg der Gräfin zu einem Triumph und die langsamsten oder die ungeschicktesten Höflinge mußten eine Stunde warten, ehe es ihnen gelang, ihren Gruß bei der Königin des Festes anzubringen.

Diese nahm ohne Hochmuth, ohne Zorn, ohne ein Zeichen des Vorwurfes alle Zuvorkommenheiten auf, und schien jeden Verrath zu vergessen. Und es war nichts Gespieltes in diesem großmüthigen Wohlwollen; ihr Herz überströmte von Freude und hatte keinen Raum mehr für ein einziges Gefühl des Hasses.

Herr von Richelieu war nicht umsonst der Sieger von Mahon: er wußte zu manoeuvriren. Indeß sich die gewöhnlichen Höflinge während der Verbeugungen an ihrem Platze hielten und den Ausgang der Vorstellung abwarteten, um das Idol zu beweihrauchen oder zu verleumden, nahm der Marschall seine Stellung hinter dem Stuhle der Gräfin, und ähnlich einem Cavallerieanführer, der sich auf hundert Klafter in der Ebene aufpflanzt, um die Ausbreitung einer Reihe bei dem richtigen Schwenkungspunkt zu erwarten, wartete der Herzog auf Madame Dubarry und mußte sich natürlich in ihrer Nähe finden, ohne gedrängt zu werden. Frau von Mirepoix, welche das Glück kannte, dessen ihr Freund stets im Kriege theilhaftig gewesen war, ahmte dieses Manoeuvre nach und näherte ihr Tabouret unmerklich dem der Gräfin.

Unterstützt durch die Liebe des Königs, durch den freundlichen Empfang von Mesdames und den Beistand ihrer Pathin, ließ die Gräfin einen minder schüchternen Blick auf den um den König stehenden Männern umherlaufen und suchte, ihrer Stellung sicher, ihre Feindinnen unter den Frauen.

Ein undurchsichtiger Körper unterbrach die Perspective.

„Ah! Herr Herzog!“ sagte sie, „ich mußte hierher kommen, um Ihnen zu begegnen.“

„Wie so, Madame?“ fragte der Herzog.

„Ja, es sind etwa acht Tage, daß man Sie nicht mehr gesehen hat, nicht in Versailles, nicht in Paris, nicht in Luciennes.“

„Ich habe mich auf das Vergnügen vorbereitet, Sie diesen Abend hier zu finden,“ erwiederte der alte Höfling.

„Sie haben es vielleicht vorhergesehen?“

„Ich war dessen gewiß.“

„Ei, ei, Herzog, was für ein Mann sind Sie, Sie wußten das und setzten mich nicht davon in Kenntniß, mich, Ihre Freundin, mich, die ich nichts davon wußte.“

„Wie Madame, Sie wußten nicht, daß Sie hierherkommen sollten?“

„Nein. Ich war ungefähr wie Aesop, als ihn eines Tags eine Person der Obrigkeit auf der Straße anhielt. „„Wohin gehst du?““ fragte ihn diese. „„Ich weiß es nicht,““ antwortete der Fabeldichter. „„Ah! wirklich, dann gehst du in's Gefängniß.““ „„Du siehst, daß ich nicht wußte, wohin ich ging.““ Ebenso konnte ich glauben, ich gehe nach Versailles, aber ich war dessen nicht sicher genug, um es zu sagen. Sie würden mir daher einen Gefallen gethan haben, wenn Sie mich besucht hätten; . . . doch nun werden Sie kommen, nicht wahr?“

„Madame,“ sprach Richelieu, ohne daß er nur im Geringsten von diesem Spott bewegt zu sein schien, „ich begreife nicht, warum Sie nicht sicher waren, hierher zu kommen.“

„Ich will es Ihnen sagen: ich war von Fallen umgeben."

Und sie schaute den Herzog an, der ihren Blick unstörbar aushielt.

„Fallen! ah, guter Gott! was sagen Sie mir da, Gräfin?"

„Erstens hat man mir meinen Friseur gestohlen."

„Oh! oh! Ihren Friseur!"

„Ja!"

„Warum ließen Sie mir das nicht sagen! ich hätte Ihnen (doch ich bitte, sprechen wir leise), ich hätte Ihnen eine Perle, einen Schatz geschickt, den Frau von Egmont ausgegraben hat, einen Künstler, der hoch über allen Perruquiers, über allen königlichen Friseurs steht, meinen kleinen Léonard."

„Léonard!" rief Madame Dubarry.

„Ja; einen kleinen, jungen Mann, der Septimanie frisirt und den sie vor aller Augen verbirgt, wie Harpagon seine Casse. Uebrigens dürfen Sie sich nicht beklagen, Gräfin, Sie sind vortrefflich und schön zum Entzücken frisirt, und seltsamer Weise gleicht die Zeichnung Ihres Kopfputzes der Skizze, welche gestern Frau Egmont von Boucher verlangte, und der sie sich selbst zu bedienen gedachte, wenn sie nicht krank geworden wäre. Arme Septimanie!"

Die Gräfin bebte und schaute den Herzog noch fester an als zuvor; aber der Herzog blieb lächelnd und undurchdringlich.

„Doch verzeihen Sie, Gräfin, ich habe Sie unterbrochen, Sie sprachen von Fallen? . . ."

„Ja, nachdem man mir meinen Friseur gestohlen, entwendete man mir auch mein Staatskleid, ein reizendes Kleid."

„Oh! das ist abscheulich; doch Sie konnten in der That das, welches man Ihnen entwendet hat, entbehren; denn ich sehe, Sie sind in einen wundervollen Stoff gekleidet, nicht wahr, es ist chinesische Seide mit aufgelegten Blu-

men? Nun, hätten Sie sich in Ihrer Verlegenheit an mich gewendet, wie Sie es in Zukunft thun müssen, so würde ich Ihnen das Kleid geschickt haben, welches sich meine Tochter für ihre Vorstellung machen ließ, und das dem Ihrigen so ähnlich ist, daß ich schwören würde, es sei dasselbe."

Madame Dubarry faßte die beiden Hände des Herzogs, denn sie fing an zu begreifen, wer der Zauberer war, der sie der Verlegenheit entrissen hatte.

„Wissen Sie, in welchem Wagen ich gekommen bin, Herzog?" sagte sie.

„Nein, wahrscheinlich in dem Ihrigen."

„Herzog, man hatte mir meinen Wagen gestohlen wie mein Staatskleid, wie meinen Friseur."

„Das war also ein allgemeiner Hinterhalt? In welchem Wagen sind Sie denn gekommen?"

„Sagen Sie mir zuerst, wie der Wagen von Frau von Egmont ist."

„Meiner Treue! ich glaube in der Voraussicht dieses Abends bestellte sie sich einen mit weißem Atlaß ausgeschlagenen Wagen. Aber man hatte nicht mehr Zeit, ihr Wappen darauf zu malen."

„Ja, nicht wahr, eine Rose ist schneller gemacht als ein Wappenschild. Die Richelieu und die Egmont haben sehr complicirte Wappen. Hören Sie, Herzog, Sie sind ein anbetungswürdiger Mann."

Und sie reichte ihm ihre beiden Hände, aus denen sich der Höfling eine warme, duftende Marke machte.

Doch plötzlich, mitten unter den Küssen, mit denen er sie bedeckte, fühlte der Herzog die Hände von Madame Dubarry beben.

„Was gibt es?" fragte er, umherschauend.

„Herzog ..." sagte die Gräfin mit einem irren Blicke.

„Nun?"

„Wer ist der Mann dort neben Frau von Guéméne?"

„Der mit dem Kleid eines preußischen Officiers?"

„Ja."

„Der braune Mann mit den schwarzen Augen und dem ausdrucksvollen Gesichte? Gräfin, es ist irgend ein hoher Officier, den seine Majestät der König von Preußen, ohne Zweifel um Ihrer Vorstellung Ehre anzuthun, hierher schickt.“

„Scherzen Sie nicht, Herzog, dieser Mann ist schon vor drei oder vier Jahren in Frankreich gewesen; dieser Mann, den ich nicht wiederfinden konnte, den ich überall suchte, ich kenne ihn.“

„Sie irren sich, Gräfin, es ist ein Fremder, der Graf von Fönix, der gestern oder vorgestern erst hier angekommen.“

„Sehen Sie, wie er mich anschaut, Herzog.“

„Jedermann schaut Sie an, Madame: Sie sind so schön.“

„Er grüßt mich, er grüßt mich, sehen Sie?“

„Jedermann wird Sie grüßen, wenn Sie nicht schon Alle gegrüßt haben, Gräfin.“

Aber einer außerordentlichen Aufregung preisgegeben, hörte die Gräfin die Galanterien des Herzogs nicht, und die Augen an den Mann gekettet, der ihre Aufmerksamkeit in Anspruch genommen, verließ sie gleichsam unwillkührlich Herrn von Richelieu und machte ein paar Schritte gegen den Unbekannten.

Der König, der sie nicht aus dem Gesichte verlor, bemerkte diese Bewegung; er glaubte, sie fordere seine Gegenwart, und da er sich lange genug zur Beobachtung des Wohlanstandes fern von ihr gehalten hatte, so näherte er sich ihr nun, um sie zu beglückwünschen.

Aber die Erschütterung, die sich der Gräfin bemächtigt hatte, war zu stark, als daß sich ihr Geist hätte mit einem andern Gegenstande beschäftigen können.

„Sire,“ sagte sie, „wer ist der preußische Officier, der Frau von Guémenée den Rücken zuwendet?“

„Und der uns in diesem Augenblick anschaut?“ fragte Ludwig XV.

„Ja,“ antwortete die Gräfin.

„Jenes kräftige Gesicht, jener viereckige Kopf, in einen goldenen Kragen eingeschlossen?"

„Ja, ja."

„Ein Beglaubigter meines Vetters von Preußen ... irgend ein Philosoph wie er. Ich ließ ihn diesen Abend kommen, denn nach meinem Willen sollte die preußische Philosophie den Triumph von Cotillon III. durch einen Botschafter heiligen."

„Aber sein Name, Sire?"

„Warten Sie (der König suchte); ah! richtig, der Graf von Fönix."

„Er ist es!" murmelte Madame Dubarry; „er ist es, ich bin dessen sicher."

Der König wartete noch einige Secunden, um Madame Dubarry Zeit zu lassen, neue Fragen an ihn zu richten; als er aber sah, daß sie schwieg, sprach er die Stimme erhebend:

„Meine Damen, morgen kommt die Frau Dauphine in Compiègne an. Ihre königliche Hoheit wird auf den Schlag zwölf Uhr empfangen; alle vorgestellte Damen werden bei der Reise sein, diejenigen jedoch ausgenommen, welche krank sind, denn die Reise ist ermüdend und die Frau Dauphine möchte nicht gern die Unpäßlichkeiten erschweren."

Während der König diese Worte sprach, schaute er Herrn von Choiseul, Herrn von Guémenée und Herrn von Richelieu streng an.

Es trat um den König her ein Stillschweigen des Schreckens ein. Man hatte den Sinn der königlichen Worte wohl begriffen: es war die Ungnade.

„Sire," sagte Madame Dubarry, welche an der Seite des Königs geblieben war, „ich bitte um Gnade für die Frau Gräfin von Egmont."

„Und warum, wenn es beliebt?"

„Weil es die Tochter des Herrn Herzogs von Richelieu ist, weil Herr von Richelieu mein treuester Freund ist."

„Richelieu?"

„Ich bin meiner Sache gewiß, Sire."

„Ich werde thun, was Sie wollen, Gräfin," sprach der König.

Und er näherte sich dem Marschall, der nicht eine Bewegung der Lippen der Gräfin aus dem Gesichte verloren, und was die Gräfin geäußert, wenn nicht gehört, doch wenigstens errathen hatte, und sagte zu ihm:

„Ich hoffe, mein lieber Herzog, die Frau Gräfin von Egmont wird morgen wiederhergestellt sein?"

„Gewiß, Sire. Sie wird es diesen Abend sein, wenn es Eure Majestät wünscht."

„Und Richelieu verbeugte sich vor dem König so, daß er zugleich Ehrfurcht und Dankbarkeit ausdrückte.

Der König neigte sich an das Ohr der Gräfin und flüsterte ihr ein Wort zu.

„Sire," antwortete diese mit einer Verbeugung, welche von einem anbetungswürdigen Lächeln begleitet war, „ich bin Ihre gehorsame Unterthanin."

Der König grüßte alle Welt mit der Hand und entfernte sich.

Kaum hatte er die Schwelle des Salons überschritten, als sich die Augen der Gräfin erschrockener als je wieder auf den seltsamen Mann richteten, der sie so lebhaft in Anspruch nahm.

Dieser Mann verbeugte sich wie die Andern, als der König vorüberging; doch obgleich grüßend, behielt seine Stirne einen seltsamen Ausdruck des Stolzes und der Drohung, und sobald Ludwig der **XV.** verschwunden war, brach er sich Bahn durch die Gruppe und blieb auf zwei Schritte von Madame Dubarry stehen.

Durch eine unwiderstehliche Neugierde angezogen, machte die Gräfin ebenfalls einen Schritt, so daß der Unbekannte sich verbeugend, leise und ohne daß es eine andere Person hörte, zu ihr sagen konnte:

„Erkennen Sie mich wieder, Madame?"

„Ja, mein Herr, Sie sind mein Prophet von der Place Louis **XV.**"

Der Fremde erhob nun seinen klaren, sichern Blick zu ihr.

„Habe ich gelogen, Madame, als ich Ihnen weissagte, Sie würden Königin von Frankreich werden?“

„Nein, mein Herr, Ihre Weissagung ist erfüllt, oder wenigstens beinahe erfüllt. Ich bin auch bereit, mein Versprechen zu halten. Sagen Sie, mein Herr, was wünschen Sie?“

„Der Ort wäre schlecht gewählt, Madame, und überdies ist die Zeit, meine Bitte an Sie zu richten, noch nicht gekommen.“

„In welchem Augenblick diese Bitte auch kommen mag, sie wird mich bereit finden, sie zu erfüllen.“

„Werde ich zu jeder Zeit, an jedem Ort, zu jeder Stunde zu Ihnen dringen können, Madame?“

„Ich verspreche es Ihnen.“

„Ich danke.“

„Doch unter welchem Namen werden Sie sich einfinden? Unter dem des Grafen von Fönix?“

„Nein, unter dem von Joseph Balsamo.“

„Joseph Balsamo!“ . . . wiederholte die Gräfin, während sich der geheimnißvolle Fremde unter den Gruppen verlor. „Joseph Balsamo! es ist gut! ich werde es nicht vergessen!“

XXXIX.

Compiègne.

Am andern Tage erwachte Compiègne trunken und entzückt, oder besser gesagt, Compiègne schlief gar nicht.

Die Vorhut der Haustruppen hatte schon am Abend vorher ihre Wohnungen in der Stadt genommen, und während die Officiere sich mit den Oertlichkeiten bekannt machten, trafen die Notabeln im Einklange mit dem Intendanten der kleinen Vergnügungen Vorkehrungen für die große Ehre, welche der Stadt zu Theil werden sollte.

Grüne Triumphbogen, reiche Verzierungen von spanischem Flieder und Rosen, lateinische, französische und deutsche Inschriften, Verse und Prosa beschäftigten das picardische Bauherrnamt bis zum Tage.

Die nach unfürdenklichem Gebrauche weiß gekleideten Mädchen, die schwarz gekleideten Schöppen, die Franziscanermönche in grauem Gewand, die Geistlichkeit, auf das Reichste geschmückt, die Soldaten und die Officiere der Garnison in ihren neuen Uniformen wurden auf ihre Posten gestellt, und Alle hielten sich bereit, zu marschiren, sobald die Ankunft der Prinzessin durch ein Signal verkündigt würde.

Am Tage zuvor abgereist, war der Dauphin gegen eilf Uhr Abends mit seinen beiden Brüdern incognito angekommen. Er stieg am frühen Morgen zu Pferde ohne irgend eine Auszeichnung, als ob er ein einfacher Privatmann gewesen wäre, und galoppirte, begleitet von dem Herrn Grafen von Provence und dem Herrn Grafen d'Artois, von denen der eine fünfzehn, der andere dreizehn Jahre alt war, in der Richtung von Ribecourt fort, wobei er die Straße verfolgte, auf welcher die Frau Dauphine kommen sollte.

Es ist nicht zu leugnen, dieser galante Gedanke war nicht dem jungen Prinzen gekommen, sondern er rührte von Herrn von Lavauguyon, seinem Hofmeister, her, der am vorhergehenden Tage vor den König gerufen, von Ludwig **XV.** den Befehl erhalten hatte, seinen erhabenen Zögling von allen Pflichten zu unterrichten, die ihm die nächsten vier und zwanzig Stunden auferlegten.

Herr von Lavauguyon hatte es, um in jeder Hinsicht die Ehre der Monarchie zu wahren, für geeignet gehalten, den Herzog von Berry das traditionelle Beispiel der Könige seines Geschlechtes, das Beispiel von Heinrich **IV.**, Ludwig **XIII.**, Ludwig **XIV.** und Ludwig **XV.** befolgen zu lassen, welche durch sich selbst, ohne die Illusion des Schmuckes, ihre zukünftige Gemahlin, die auf der Land-

straße weniger vorbereitet wäre, die Prüfung eines Gatten auszuhalten, analysiren wollten.

Von raschen Rennern getragen, machten sie drei bis vier Lieues in einer halben Stunde: der Dauphin war ernst weggeritten, während seine Brüder lachten. Um halb neun Uhr kehrten sie in die Stadt zurück: der Dauphin, ernst, wie bei seinem Abgang, der Graf von Provence beinahe verdrießlich, der Graf d'Artois allein heiterer als er es am Morgen gewesen.

Dies kam davon her, daß der Herzog von Berry unruhig, der Graf von Provence neidisch und der Graf d'Artois entzückt war über einen und denselben Gegenstand: darüber, daß sie die Dauphine so schön fanden.

Der ernste, der eifersüchtige und der sorglose Charakter der drei Prinzen war auf dem Antlitz von jedem von ihnen ausgeprägt.

Es schlug zehn Uhr auf dem Rathhause von Compiègne, als der Wächter auf dem Glockenthurm von Claives die weiße Fahne aufziehen sah, welche man entfalten sollte, wenn man die Dauphine erblicken würde.

Er gab auch ein Zeichen mit der Glocke, das durch einen Kanonenschuß auf dem Schloßplatze erwiedert wurde.

In demselben Augenblick, als hätte er nur diese Ankündigung erwartet, fuhr der König in einem achtspännigen Wagen, mit der doppelten Reihe seiner Haustruppen, gefolgt von der unermeßlichen Menge der Carrossen seines Hofes, in Compiègne ein.

Die Gendarmen und die Dragoner machten im Galopp eine Oeffnung in dem Volke, das zwischen dem Verlangen, den König zu sehen, und dem, der Dauphine entgegen zu gehen, getheilt war.

Hundert vierspännige Carrossen, welche den Raum von beinahe einer Lieue einnahmen, führten vierhundert Frauen und eben so viele Herren vom höchsten Adel Frankreichs. Diese hundert Carrossen wurden geleitet von Piqueurs, von Heiducken, von Läufern und Pagen. Die Edelleute vom Hause des Königs waren zu Pferde und

bildeten eine funkelnde Armee, welche inmitten des von den Füßen der Pferde aufgewirbelten Staubes wie eine Woge von Sammet, Gold, Federn und Seide glänzte.

Man machte einen Augenblick Halt in Compiègne; dann entfernte man sich im Schritt aus der Stadt, um bis zu der bestimmten Grenze zu fahren, welche ein auf der Höhe des Dorfes Magny am Wege stehendes Kreuz war.

Die ganze Jugend Frankreichs umgab den Dauphin; der ganze alte Adel befand sich beim König.

Die Dauphine, welche den Wagen nicht gewechselt hatte, rückte ihrerseits in einem berechneten Schritt nach der verabredeten Grenze vor.

Die zwei Truppen trafen endlich zusammen.

Alsbald waren alle Carrossen leer. Auf beiden Seiten stieg die Menge der Höflinge aus; nur zwei Wagen waren noch voll: der eine der des Königs, der andere der der Dauphine.

Der Schlag der Carrosse der Dauphine öffnete sich und die junge Erzherzogin sprang leicht zur Erde.

Die Prinzessin schritt nun auf den Schlag der königlichen Carrosse zu.

Sobald Ludwig **XV.** seine Schwiegertochter erblickte, ließ er den Schlag seines Wagens öffnen, und stieg ebenfalls rasch aus.

Die Frau Dauphine hatte ihren Gang so glücklich berechnet, daß sie sich vor dem König in dem Augenblick, wo er den Fuß auf den Boden setzte, auf die Kniee warf.

Der König bückte sich, hob die junge Prinzessin auf und umarmte sie zärtlich, während er sie mit einem Blicke bedeckte, unter welchem sie sich unwillkührlich erröthen fühlte.

„Der Herr Dauphin,“ sprach der König, und zeigte Maria Antoinette den Herzog von Berry, der sich hinter ihr hielt, ohne daß sie ihn noch, wenigstens offiziell, gesehen hatte.

Nach dem Dauphin kamen seine zwei Brüder, nach den zwei Brüdern die drei Töchter des Königs.

Die Frau Dauphine fand ein artiges Wort für jeden von den drei Prinzen, für jede von den drei Prinzessinnen.

Während diese Vorstellungen ihren Gang nahmen, stand Madame Dubarry, voll Angst wartend, hinter den Prinzessinnen. Sollte sie berücksichtigt, sollte sie vergessen werden?

Nach der Vorstellung von Madame Sophie, der letzten der Töchter des Königs, trat eine Pause von einem Augenblick ein, während dessen jeder Athem keuchte.

Der König schien zu zögern, die Dauphine schien ein neues Ereigniß zu erwarten, auf das man sie zum Voraus aufmerksam gemacht.

Der König schaute umher, erblickte die Gräfin in seinem Bereiche und nahm sie bei der Hand.

Jedermann trat bei Seite. Der König befand sich mitten in einem Kreise mit der Dauphine.

„Die Frau Gräfin Dubarry, meine beste Freundin," sagte er.

Die Dauphine erbleichte, aber das anmuthigste Lächeln umspielte ihre blassen Lippen, und sie erwiederte:

„Eure Majestät ist sehr glücklich, eine so reizende Freundin zu besitzen, und ich wundere mich nicht über die Zuneigung, welche sie einzuflößen vermag."

Alle Welt schaute sich mit einem Erstaunen an, das beinahe zur Betäubung wurde. Die Dauphine befolgte offenbar die Instructionen des österreichischen Hofes und wiederholte wahrscheinlich die ihr von Maria Theresia vorgeschriebenen Worte.

Herr von Choiseul glaubte auch, seine Gegenwart wäre nothwendig. Er schritt hinzu, um ebenfalls vorgestellt zu werden; doch der König machte ein Zeichen mit dem Kopf, die Trommeln rasselten, die Trompeten erklangen, die Kanonen donnerten.

Der König nahm die junge Prinzessin bei der Hand, um sie nach seinem Wagen zu führen; sie ging so gelei-

tet an Herrn von Choiseul vorüber. Ob sie ihn sah oder nicht sah, läßt sich unmöglich angeben, es ist nur gewiß, daß sie weder mit der Hand, noch mit dem Kopf ein Zeichen machte, das einem Gruße glich.

In dem Augenblick, wo die Prinzessin in den Wagen des Königs stieg, ließen sich die Glocken der Stadt über all' dem feierlichen Geräusche hören.

Es fand nun ein Halt von zehn Minuten statt; der König stieg ebenfalls wieder in seinen Wagen und ließ ihn nach Compiègne fahren.

Durch die Ehrfurcht oder die Aufregung im Zaume gehalten, brachen mittlerweile alle Stimmen in einem allgemeinen Gesumme los.

Dubarry näherte sich dem Schlage der Carrosse seiner Schwester; diese empfing ihn mit lächelndem Antlitz: sie erwartete seine Glückwünsche.

„Wissen Sie, Jeanne," sagte er, mit dem Finger auf einen Cavalier deutend, der an einer der Carrossen vom Gefolge der Frau Dauphine plauderte, „wissen Sie, wer jener junge Mann ist?"

„Nein," erwiederte die Gräfin; „aber Sie, wissen Sie, was die Dauphine geantwortet hat, als mich der König ihr vorstellte?"

„Es ist nicht hiervon die Rede. Jener junge Mann ist Herr Philipp von Taverney."

„Derjenige, welcher Ihnen den Degenstich gegeben hat?"

„Ganz richtig. Und wissen Sie, wer das bewunderungswürdige Geschöpf ist, mit dem er plaudert?"

„Das so bleiche und majestätische Mädchen?"

„Ja, das der König in diesem Augenblick anschaut, und nach dessen Namen er aller Wahrscheinlichkeit die Frau Dauphine fragt."

„Nun?"

„Nun! es ist seine Schwester."

„Ah!" machte Madame Dubarry.

„Hören Sie, Jeanne, ich weiß nicht warum, aber es

scheint mir, Sie müßten ebenso sehr der Schwester, als ich dem Bruder mißtrauen."

„Sie sind ein Narr."

„Ich bin vernünftig. Jedenfalls werde ich für den kleinen Jungen sorgen."

„Und ich werde ein Auge auf das kleine Mädchen haben."

„Stille!" sagte Jean, „hier kommt unser Freund, der Herzog von Richelieu."

Der Herzog näherte sich in der That den Kopf schüttelnd.

„Was haben Sie denn, mein lieber Herzog? man sollte glauben, Sie wären unzufrieden."

„Gräfin," sprach der Herzog, „scheint es Ihnen nicht, daß wir sehr ernst, und ich möchte beinahe sagen, sehr traurig für den so freudigen Umstand sind, der uns hier versammelt? Ich erinnere mich, daß wir einst einer Prinzessin, so liebenswürdig wie diese, so schön wie diese, entgegenfuhren, ich meine die Mutter von Monseigneur dem Dauphin; wir waren Alle heiterer. Vielleicht weil wir jünger waren?"

„Nein, mein lieber Marschall, weil das Königthum minder alt war," sprach eine Stimme hinter dem Herzog.

Alle, welche dieses Wort hörten, durchlief es wie ein Schauer. Der Herzog wandte sich um und sah einen alten Edelmann von zierlicher Haltung, der ihm mit einem menschenfeindlichen Lächeln die Hand auf die Schultern legte.

„Gott verdamme mich!" rief der Herzog, „es ist der Baron von Taverney, Gräfin, einer von meinen ältesten Freunden, für welchen ich mir Ihr ganzes Wohlwollen erbitte; der Baron von Taverney-Maison-Rouge."

„Es ist der Vater!" sagten gleichzeitig Jean und die Gräfin, indem sich Beide verbeugten, um zu grüßen.

„In den Wagen, meine Herren, in den Wagen!" rief der Major der Haustruppen, der die Escorte befehligte.

Die zwei alten Edelleute grüßten die Gräfin und den Vicomte und gingen Beide auf denselben Wagen zu, glücklich, sich nach so langer Trennung wiederzufinden.

„Nun?“ sprach der Vicomte, „soll ich Ihnen etwas sagen, Gräfin? der Vater gefällt mir eben so wenig als die Kinder.“

„Welch ein Unglück, daß dieser kleine Bär von einem Gilbert entflohen ist,“ versetzte die Gräfin; „er, der im Hause erzogen wurde, hätte uns Auskunft über Alles dies gegeben.“

„Bah!“ rief Jean, „nun, da wir nichts Anderes zu thun haben, werden wir ihn wiederfinden.“

Das Gespräch wurde durch die Bewegung der Carrossen unterbrochen.

Am andern Morgen, nachdem man die Nacht in Compiègne zugebracht, fuhren die zwei Höfe, der Sonnenuntergang eines Jahrhunderts, die Morgenröthe des andern, vermischt nach Paris, in diesen gähnenden Schlund, der sie Alle verschlingen sollte.

XL.

Die Beschützerin und der Schützling.

Es ist Zeit, zu Gilbert zurückzukehren, von dessen Flucht uns ein unvorsichtiger Ausruf seiner Beschützerin, Mademoiselle Chon, unterrichtet hat, ohne daß wir mehr von ihm wissen.

Seitdem unser Philosoph im Dorfe Lachaussée bei den Präliminarien des Duells von Philipp von Taverney mit dem Vicomte Jean Dubarry den Namen seiner Beschützerin erfahren hatte, war er in seiner Bewunderung sehr erkaltet.

Oft hatte er, in einem Gesträuche oder hinter einer Hecke verborgen, wenn er mit glühenden Augen Andrée, welche mit ihrem Vater spazieren ging, verfolgte, oft hatte

er, sagen wir, zugehört, wie sich der Baron sehr kategorisch in Beziehung auf Meister Dubarry erklärte. Der völlig eigennützige Haß des alten Taverney, dessen Laster und Grundsätze wir kennen, hatte eine gewisse Sympathie in dem Herzen von Gilbert gefunden. Dies kam davon her, daß Fräulein Andrée auf keine Weise dem Bösen widersprach, das der Baron von Madame Dubarry sagte; denn es ist nicht zu leugnen, der Name von Madame Dubarry war in Frankreich sehr verachtet. Was endlich Gilbert völlig auf die Seite des Barons brachte, war der Umstand, daß er Nicole mehr als einmal hatte ausrufen hören: „Ah! wenn ich Madame Dubarry wäre!"

So lange die Reise dauerte, war Chon zu sehr mit ernsten Dingen beschäftigt, um auf die Veränderung der Laune aufmerksam zu werden, welche die Kenntniß seiner Reisegefährtin bei Herrn Gilbert hervorgebracht hatte. Sie kam also in Versailles an, ohne daß sie an etwas Anderes, als daran dachte, wie sie zum Besten des Vicomte den Degenstich von Philipp wenden sollte, der nicht zu seiner größten Ehre ausfallen konnte.

Gilbert hatte kaum die Hauptstadt, wenn nicht Frankreichs, doch wenigstens der französischen Monarchie erreicht, als er jeden schlimmen Gedanken vergaß, um sich einer offenherzigen Bewunderung hinzugeben. Majestätisch und kalt, mit seinen alten Bäumen, welche der Mehrzahl nach zu vertrocknen und vor Alter hinzusterben anfingen, durchdrang Versailles Gilbert mit dem Gefühle religiöser Traurigkeit, dessen sich kein wohl organisirter Geist in Gegenwart großer, durch die menschliche Beharrlichkeit errichteter, oder durch die Macht der Natur geschaffener Werke erwehren kann.

Aus diesem bei Gilbert ungewohnten Eindruck, gegen welchen sich sein angeborner Stolz vergebens sträubte, ging hervor, daß ihn während der ersten Augenblicke das Erstaunen und die Bewunderung schweigsam und geschmeidig machten. Das Gefühl seiner Dürftigkeit und seiner untergeordneten Stellung drückte ihn nieder. Er fand sich

sehr ärmlich gekleidet neben diesen von Gold und Ordensbändern bedeckten Herren; sehr klein neben den Schweizern, sehr wankend, wenn er mit seinen mit Eisen beschlagenen Schuhen auf den Mosaikböden und auf den abgeriebenen und gewichsten Marmorplatten der Gallerien gehen mußte.

Dann fühlte er, daß die Unterstützung seiner Beschützerin unerläßlich für ihn war, um etwas aus ihm zu machen. Er näherte sich ihr, damit die Wachen sähen, er käme mit ihr. Aber gerade daß ihm Mademoiselle Chon nothwendig war, konnte er ihr nicht verzeihen.

Wir wissen bereits, denn wir haben es früher gesehen, daß Madame Dubarry in Versailles schöne Gemächer bewohnte, welche einst Madame Adelaide bewohnt hatte. Das Gold, der Marmor, die Wohlgerüche, die Teppiche, die Spitzen berauschten Anfangs Gilbert, eine durch Instinkt sinnliche Natur, einen durch den Willen philosophischen Geist, und erst nachdem er seit geraumer Zeit da war, bemerkte er, zuvor in die innere Betrachtung der vielen Wunder versunken, die seinen Geist geblendet hatten, daß er sich in einer mit Sarsche ausgeschlagenen kleinen Mansarde befand, daß man ihm Fleischbrühe, den Rest von einer Hammelskeule und einen Topf Crême vorgesetzt, und daß der Diener, der ihm dies vorsetzte, mit dem Tone eines Gebieters gesagt hatte: „Bleiben Sie hier!“ wonach er sich zurückgezogen.

Ein letzter Winkel des Gemäldes, es war allerdings der herrlichste, hielt ihn indessen noch unter dem Zauber. Man hatte ihn zwar unter dem Dache einquartiert; doch von dem Fenster seiner Mansarde aus sah er den ganzen Park von Marmor überschmelzt; er erblickte die Wasser, bedeckt mit jener grünlichen Kruste, welche die Vernachlässigung über sie ausgebreitet, und jenseits der Wasser die Gipfel der Bäume, zitternd wie die Wellen des Oceans, die buntscheckigen Ebenen und die blauen Horizonte der benachbarten Berge. Das Einzige, an was Gilbert in diesem Augenblick dachte, war, daß er wie die ersten Herren Frankreichs, ohne ein Höfling oder ein Lackei zu sein,

ohne irgend eine Empfehlung der Geburt und ohne irgend eine Gemeinheit des Charakters, in Versailles, das heißt in dem Palaste des Königs wohnte.

Während Gilbert sein kleines Mahl verzehrte, das übrigens sehr gut war, wenn er es mit denjenigen verglich, welche ihm gewöhnlich zugekommen; während er statt des Nachtisches zum Fenster seiner Mansarde hinausschaute, begab sich Chon, wie man sich erinnert, zu ihrer Schwester, flüsterte dieser in das Ohr, ihr Auftrag bei Frau von Béarn sei erfüllt, und theilte ihr sodann laut den Unfall mit, der ihrem Bruder in dem Wirthshause von Lachaussée begegnet war, einen Unfall, den wir trotz des Lärmens, welchen er bei seiner Geburt gemacht, in dem Schlunde sich verlieren und sterben sahen, in dem Schlunde, worin so viele andere noch viel wichtigere Dinge sterben sollten, in der Gleichgültigkeit des Königs.

Gilbert war in eine von den Träumereien versunken, welche bei ihm so häufig den Dingen gegenüber vorkamen, die das Maaß seines Verstandes oder seines Willens überstiegen, als man ihn benachrichtigte, Mademoiselle Chon lade ihn ein, hinabzukommen; er nahm seinen Hut, bürstete ihn, verglich aus dem Augenwinkel sein abgetragenes Kleid mit dem neuen Kleide des Bedienten, sagte sich, das Kleid des letzteren sei eine Bedientenlivree und erröthete nichtsdestoweniger, als er hinab ging, vor Scham, daß er sich so wenig im Einklang mit den Menschen fand, an welche er stieß, und mit den Dingen, die vor seinen Augen vorfielen.

Chon ging gleichzeitig mit Gilbert in den Hof, nur bediente sie sich der großen Treppe und er stieg eine Art von Nebenleiter hinab.

Ein Wagen wartete. Es war ein niedriger, viersitziger Phaeton, dem kleinen historischen Wagen ähnlich, in welchem der große König zugleich Frau von Montespan, Frau von Fontanges und sogar die Königin spazieren führte.

Chon stieg ein und machte es sich auf dem ersten

Sitze mit einer großen Kiste und einem kleinen Hunde bequem. Die zwei andern Plätze waren für Gilbert und eine Art von Intendanten, Namens Grange, bestimmt.

Gilbert beeilte sich, um seinen Rang zu behaupten, hinter Chon Platz zu nehmen. Ohne Schwierigkeiten zu machen, sogar ohne nur hieran zu denken, setzte sich der Intendant hinter die Kiste und den Hund.

Mademoiselle Chon, in Geist und Herz Allem ähnlich, was Versailles bewohnte, fühlte sich freudig, den großen Palast zu verlassen, um die Luft des Waldes und der Wiesen zu athmen, wurde mittheilsam, wandte sich, als sie kaum aus der Stadt gefahren, halb um und sagte:

„Nun! wie finden Sie Versailles, Herr Philosoph?"

„Sehr schön, Madame; aber verlassen wir es schon?"

„Ja, wir gehen diesmal zu uns."

„Das heißt zu Ihnen, Madame," entgegnete Gilbert mit dem Tone eines menschlich werdenden Bären.

„Das wollte ich sagen. Ich werde Sie meiner Schwester zeigen, suchen Sie ihr zu gefallen, darnach trachten in diesem Augenblick die vornehmsten Herren Frankreichs. Hören Sie, Herr Grange, Sie werden diesem Jungen einen vollständigen Anzug machen lassen."

Gilbert erröthete bis über die Ohren.

„Was für einen Anzug, Madame?" fragte der Intendant; „die gewöhnliche Livree?"

Gilbert sprang von seinem Sitze auf.

„Die Livree!" rief er, und schleuderte dem Intendanten einen wilden Blick zu.

Chon brach in ein Gelächter aus.

„Nein, Sie lassen machen . . . ich werde es Ihnen sagen; ich habe einen Gedanken, den ich meiner Schwester mittheilen will. Wachen Sie nur darüber, daß dieser Anzug zu gleicher Zeit mit dem von Zamore fertig wird."

„Gut, Madame."

„Kennen Sie Zamore?" fragte Chon Gilbert, der über dieses ganze Gespräch sehr bestürzt war.

„Nein, Madame,“ antwortete er, „ich habe nicht diese Ehre.“

„Es ist ein zukünftiger Gefährte von Ihnen, der Gouverneur des Schlosses Luciennes werden wird. Machen Sie sich zu seinem Freunde; Zamore ist im Grunde ein gutes Geschöpf, trotz seiner Farbe.“

Gilbert war im Begriff zu fragen, von welcher Farbe Zamore sei, aber er erinnerte sich der Moral, die ihm Chon in Beziehung auf seine Neugierde gelesen, und hielt aus Furcht vor einem zweiten Verweise an sich.

„Ich werde mich bemühen,“ begnügte er sich mit einem Lächeln voll Würde zu antworten.

Man kam nach Luciennes. Der Philosoph hatte Alles gesehen: die frischbepflanzte Straße, die große Wasserleitung, welche ein römisches Werk zu sein scheint, die schattigen Abhänge, die Kastanienbäume mit dem dichten Blätterwerk, die Ebenen und Wälder endlich, welche einen so herrlichen Anblick bieten, und in ihrer Flucht gegen Maisons die zwei Ufer der Seine begleiten.

„Das ist also der Palast, welcher nach der Aussage des Herrn Baron von Taverney Frankreich so viel Geld gekostet hat?“ sprach Gilbert zu sich selbst.

Freudige Hunde und geschäftige Bedienten liefen herbei, um Chon zu begrüßen, und unterbrachen Gilbert mitten in seinen aristokratisch-philosophischen Betrachtungen.

„Ist meine Schwester schon angekommen?“ fragte Chon.

„Nein, Madame, aber man erwartet sie.“

„Wer dies?“

„Der Herr Kanzler, der Herr Polizeilieutenant, der Herr Herzog d'Aiguillon.“

„Gut! öffnen Sie mir geschwind das chinesische Cabinet, ich will meine Schwester zuerst sehen; Sie werden sie benachrichtigen, daß ich da bin, hören Sie? Ah! Sylvie,“ fuhr Chon fort, indem sie sich an eine Art von Kammerfrau wandte, welche sich der Kiste und des kleinen Hundes bemächtigt hatte, „geben Sie die Kiste und

Misapouf Herrn Grange und führen Sie meinen kleinen Philosophen zu Zamore."

Mademoiselle Sylvie schaute umher und suchte ohne Zweifel, von welcher Sorte von Thieren Chon spreche; als aber ihre Blicke und die ihrer Gebieterin gleichzeitig auf Gilbert haften blieben, bedeutete ihr Chon durch ein Zeichen, es sei von dem jungen Manne die Rede.

„Kommen Sie," sagte Sylvie.

Immer mehr erstaunt folgte Gilbert der Kammerfrau, während Chon, leicht wie ein Vogel, in einer der Seitenthüren des Pavillon verschwand.

Ohne den befehlenden Ton, in welchem Chon mit ihr gesprochen, hätte Gilbert Mademoiselle Sylvie eher für eine vornehme Dame als für eine Kammerfrau gehalten. Sie glich in der That, was das Costume betraf, viel mehr Andrée als Nicole. Sylvie nahm Gilbert bei der Hand und richtete ein anmuthiges Lächeln an ihn, denn die Worte von Mademoiselle Chon deuteten in Beziehung auf den Ankömmling, wenn nicht Zuneigung, doch wenigstens Laune an.

Dies war Mademoiselle Sylvie, wohlverstanden, ein großes, schönes Mädchen, mit dunkelblauen Augen, weißem, leicht mit Sommersprossen beflecktem Teint und herrlichen, glühend blonden Haaren. Ihr frischer, feiner Mund, ihre weißen Zähne, ihr fleischiger Arm brachten auf Gilbert einen von jenen sinnlichen Eindrücken hervor, für welche er so zugänglich war, einen Eindruck, der ihn durch ein zartes Beben an den Honigmond erinnerte, von welchem Nicole gesprochen.

Die Frauen bemerken stets dergleichen Dinge; Mademoiselle Sylvie bemerkte es also und fragte lächelnd:

„Wie heißen Sie, mein Herr?"

„Gilbert, Mademoiselle," antwortete unser junger Mann mit einer ziemlich sanften Stimme.

„Nun, Herr Gilbert, kommen Sie und machen Sie Bekanntschaft mit dem Seigneur Zamore."

„Mit dem Gouverneur des Schlosses Luciennes?"

„Mit dem Gouverneur.“

Gilbert streckte seine Arme, bürstete seinen Rock mit einem Aermel und fuhr mit seinem Sacktuch über seine Hände. Er hatte im Grunde etwas bange, vor einer so wichtigen Person zu erscheinen, aber er erinnerte sich der Worte: „Zamore ist ein gutes Geschöpf,“ und diese Worte beruhigten ihn.

Er war bereits der Freund einer Gräfin, der Freund eines Vicomte und sollte der Freund eines Gouverneur werden.

„Ei!“ dachte er, „verleumdet man den Hof, da es so leicht ist, hier Freunde zu bekommen? Diese Leute sind gastfreundlich und gut, glaube ich.“

Sylvie öffnete die Thüre eines Vorzimmers, das eher ein Boudoir zu sein schien; die Füllungen waren von Schildplatt mit vergoldetem Kupfer incrustirt. Man hätte es für ein Atrium von Lucullus halten können, wären nicht bei dem alten Römer die Incrustationen von reinem Gold gewesen.

Hier ruhte auf einem ungeheuren Fauteuil unter Kissen begraben, die Beine gekreuzt, und Pastillen von Chocolade knaupelnd, der Seigneur Zamore, den wir kennen, den aber Gilbert nicht kannte.

Die Wirkung, welche die Erscheinung des zukünftigen Gouverneur von Luciennes auf den Philosophen hervorbrachte, prägte sich auf eine seltsame Weise in seinem Gesichte aus.

„Oh!“ rief er, indem er ganz erstaunt das fremdartige Gesicht betrachtete, denn es war das erste Mal, daß er einen Neger sah; „oh! oh! was ist das?“

Zamore erhob nicht einmal den Kopf und fuhr fort seine Zeltchen zu kauen, während seine Augen weiß vor Vergnügen anzuschauen waren.

„Das ist Herr Zamore,“ antwortete Sylvie.

„Er?“ versetzte Gilbert voll Verwunderung.

„Allerdings,“ erwiederte Sylvie, unwillkührlich über die Wendung lachend, welche diese Scene nahm.

„Der Gouverneur?" fuhr Gilbert fort, „dieser Affe Gouverneur des Schlosses Luciennes? Gehen Sie doch, Mademoiselle, Sie spotten meiner."

Bei diesen Worten richtete sich Zamore auf und zeigte seine weißen Zähne.

„Ich Gouverneur," sagte er, „nicht Affe."

Gilbert ließ einen unruhigen Blick von Zamore auf Sylvie übergehen, und dieser Blick wurde zornig, als er sah, daß die junge Frau, obgleich sie an sich zu halten bemüht war, in ein Gelächter ausbrach.

Zamore aber tauchte ernst und unempfindlich seine schwarze Klaue wieder in den Atlaßsack und setzte sein Geknaupel fort.

In diesem Augenblick öffnete sich die Thüre und Herr Grange erschien, von einem Schneider gefolgt.

„Hier," sagte er, auf Gilbert deutend, „hier ist die Person, für welche das Kleid sein soll; nehmen Sie das Maaß, wie ich Ihnen erklärt habe, daß es genommen werden muß."

Gilbert reichte maschinenmäßig seine Arme und seine Schultern, während Sylvie und Herr Grange im Hintergrunde des Zimmers plauderten und Mademoiselle Sylvie immer mehr bei jedem Worte lachte, das der Intendant zu ihr sagte.

„Ah! das wird reizend sein," versetzte Mademoiselle Sylvie; „und bekommt er auch die spitzige Mütze wie Sganarelle?"

Gilbert hörte nicht einmal die Antwort; er stieß den Schneider ungestüm zurück, und wollte sich um keinen Preis zu dem Reste der Ceremonie hergeben. Er kannte Sganarelle nicht, aber der Name und besonders das Gelächter von Mademoiselle Sylvie deuteten ihm an, daß es eine außerordentlich lächerliche Person sein mußte.

„Es ist gut," sagte der Intendant zu dem Schneider, „thun Sie ihm keine Gewalt an; Sie wissen genug, nicht wahr?"

„Gewiß," antwortete der Schneider; „überdies schadet

die Weite bei solchen Kleidern nie; ich werde es weit halten."

Hienach entfernten sich Mademoiselle Sylvie, der Intendant und der Schneider, und ließen Gilbert mit dem kleinen Neger, der fortwährend Pastillen kaute und seine weißen Augen in ihren Höhlen drehte. Welche Räthsel für den armen Provinzbewohner, welche Befürchtungen, welche Pein besonders für den Philosophen, der seine Menschenwürde noch klarer in Luciennes als in Taverney gefährdet sah, oder zu sehen glaubte!

Er versuchte es indessen, mit Zamore zu sprechen, denn es kam ihm der Gedanke, es wäre vielleicht ein indischer Prinz, wie er solche in den Romanen von Herrn Crebillon Sohn gesehen hatte.

Aber der indische Prinz trat, statt ihm zu antworten, vor jeden Spiegel, beschaute sein herrliches Costume, wie es eine Braut mit ihrem Hochzeitkleide macht, setzte sich sodann auf einen Stuhl mit Röllchen, dem er den Impuls mit seinen Füßen gab, und machte etwa zehnmal die Fahrt durch das Vorzimmer mit einer Schnelligkeit, welche zum Beweis für sein tiefes Studium in dieser geistreichen Uebung diente.

Plötzlich erscholl ein Glöckchen. Zamore sprang von seinem Stuhle herab, den er an der Stelle ließ, wo er angehalten hatte, und eilte durch eine der Thüren des Vorzimmers in der Richtung des Geräusches der Glocke fort.

Die Eilfertigkeit, mit der er dem silbernen Klange gehorchte, überzeugte Gilbert vollends, daß der Neger kein Prinz war.

Gilbert hatte einen Augenblick Lust, durch dieselbe Thüre wie Zamore wegzugehen, als er aber an das Ende des Ganges kam, der in einen Salon führte, erblickte er so viel blaue und rothe Ordensbänder, Alles bewacht durch so unverschämte, so freche Bedienten, daß er fühlte, wie ein Schauer seine Adern durchlief, und Schweiß auf der Stirne in sein Vorzimmer zurückkehrte. So verging eine Stunde; Zamore kam nicht wieder; Mademoiselle Sylvie

war immer noch abwesend; Gilbert rief mit allen seinen Wünschen ein menschliches Gesicht herbei, und wäre es das des abscheulichen Schneiders gewesen, welcher die Mystification, mit der man ihn bedroht, in das Werk zu setzen hatte.

Nach Ablauf dieser Stunde öffnete sich die Thüre, durch die er eingetreten, wieder, ein Lackei erschien und sprach:

„Kommen Sie."

XLI.

Der Arzt wider Willen.

Gilbert fühlte sich unangenehm dadurch berührt, daß er einem Lackei gehorchen sollte; da es sich jedoch ohne Zweifel um eine Veränderung in seinem Zustand handelte, und es ihm vorkam, als müßte jede Veränderung vortheilhaft für ihn sein, folgte er nichtsdestoweniger schleunigst.

Endlich frei von allen Verhandlungen, nachdem sie ihre Schwägerin von dem Verlaufe ihrer Sendung zu Frau von Béarn in Kenntniß gesetzt hatte, frühstückte Mademoiselle Chon behaglich in einem schönen Morgenneglige an einem Fenster, zu dessen Höhe die Acacien und Kastanienbäume emporragten.

Sie aß mit sehr gutem Appetit und Gilbert bemerkte, daß dieser Appetit durch ein Salmis von Fasanen und eine Galantine mit Trüffeln gerechtfertigt war.

Zu Mademoiselle Chon eingeführt, suchte der Philosoph Gilbert mit den Augen auf dem kleinen Tische den Platz für sein Gedeck, denn er erwartete eine Einladung.

Aber Chon bot ihm nicht einmal einen Stuhl an.

Sie beschränkte sich darauf, einen Blick auf Gilbert zu werfen, und sagte, nachdem sie ein Gläschen topasfarbigen Wein geleert:

„Lassen Sie hören, mein lieber Arzt, wie weit sind Sie mit Zamore?"

„Wie weit ich mit ihm bin?" fragte Gilbert.

„Allerdings, ich hoffe, Sie haben Bekanntschaft mit ihm gemacht."

„Wie soll ich Bekanntschaft mit einem Thiere machen, das nichts spricht, und wenn man mit ihm spricht, nur die Augen rollt und die Zähne zeigt?"

„Sie erschrecken mich," erwiederte Chon, ohne ihr Mahl zu unterbrechen, und ohne daß der Ausdruck ihres Gesichtes mit ihren Worten im Einklang stand; „Sie sind also sehr häkelig in der Freundschaft?"

„Die Freundschaft setzt Gleichheit voraus, Mademoiselle."

„Ein schöner Grundsatz!" sagte Chon. „Sie haben sich also nicht für Zamores Gleichen gehalten?"

„Das heißt," versetzte Gilbert, „ich habe nicht geglaubt, er wäre meines Gleichen."

„In der That," sagte Chon, als spräche sie mit sich selbst, „in der That, er ist entzückend."

Dann wandte sie sich gegen Gilbert um, dessen hochmüthige Miene sie wahrnahm, und fügte bei:

„Sie sagte also, lieber Doctor, Sie geben Ihr Herz nur schwer?"

„Sehr schwer, Madame?"

„Ich täuschte mich also, wenn ich mir schmeichelte, zu Ihren Freundinnen zu gehören, und zwar zu Ihren guten?"

„Ich habe persönlich viel Neigung für Sie, Madame," erwiederte Gilbert mit einer gewissen Steifheit. „Aber . ."

„Ah! großen Dank für diese Anstrengung; Sie überhäufen mich mit Güte: und wie viel Zeit braucht man denn, mein schöner Stolzer, um Ihre Gunst zu erlangen?"

„Sehr viel Zeit, Madame, und es gibt sogar Leute, welche sie, was sie auch thun mögen, nie erlangen werden."

„Ah! das erklärt mir, warum Sie, nachdem Sie achtzehn Jahre in dem Hause des Baron von Taverney geblieben sind, dieses plötzlich verlassen haben. Die Taverney hatten keine Hoffnung, sich bei Ihnen in Gunst zu setzen; nicht wahr, so ist es?"

Gilbert erröthete.

„Nun, Sie antworten nicht?" fuhr Chon fort.

„Was soll ich antworten, Madame, wenn nicht, daß jede Freundschaft und jedes Vertrauen verdient werden muß."

„Teufel! in diesem Falle würde es scheinen, als hätten die Wirthe von Taverney weder diese Freundschaft, noch dieses Vertrauen verdient?"

„Nicht alle, Madame."

„Und was thaten diejenigen, welche das Unglück hatten, Ihnen zu mißfallen."

„Ich beklage mich nicht, Madame," sprach Gilbert stolz.

„Ah! ah!" versetzte Chon, „ich sehe, daß ich mich aus dem Vertrauen von Herrn Gilbert ausgeschlossen habe. Es fehlt mir indessen nicht an der Lust, mir dieses Vertrauen zu erwerben, nur kenne ich die Mittel nicht, die man hiebei anzuwenden hat."

Gilbert biß sich auf die Lippen.

„Kurz diese Taverney wußten Sie nicht zufrieden zu stellen," fügte Chon mit einer Neugierde bei, deren Ziel Gilbert nicht entging. „Sagen Sie mir doch ein wenig, was Sie bei ihnen machten?"

Gilbert war ziemlich verlegen, denn er wußte selbst nicht, was er in Taverney gemacht hatte.

„Madame," antwortete er, „ich war ... ich war Vertrauter."

Bei diesen Worten, welche mit dem Gilbert charakterisirenden, philosophischen Phlegma gesprochen wurden, brach Chon in ein so heftiges Gelächter aus, daß sie auf ihrem Stuhle zurückfiel.

„Sie zweifeln daran?" versetzte Gilbert die Stirne faltend.

„Gott behüte mich! Wissen Sie, mein lieber Freund, daß Sie sehr aufbrausend sind, und daß man Ihnen nichts sagen kann? Ich fragte Sie, was für Leute die Taverney wären, und dies geschah nicht, um Sie zu beleidigen, sondern vielmehr um Ihnen zu dienen, indem ich Sie in Ihrer Rache unterstützen würde."

„Ich räche mich nicht, oder ich räche mich selbst, Madame."

„Sehr gut, aber wir hegen auch einen Groll gegen die Taverney. Da dies bei Ihnen ebenfalls so ist, und Sie vielleicht mehr als einen Grund zur Klage haben, so sind wir natürlich Verbündete."

„Sie täuschen sich, Madame, meine Art, mich zu rächen, kann keine Beziehung zu der Ihrigen haben, denn sie sprechen von den Taverney im Allgemeinen, und ich lasse verschiedene Nuancen in den verschiedenen Gefühlen bei meinem Verhältnisse zu ihnen zu."

„Und Herr Philipp von Taverney zum Beispiel, ist er in den düsteren Nuancen, oder in den freundlichen?"

„Ich habe nichts gegen Herrn Philipp. Herr Philipp hat mir weder Gutes noch Böses gethan. Ich liebe ihn nicht und hasse ihn nicht; er ist mir völlig gleichgültig."

„Sie würden also vor dem König oder vor Herrn von Choiseul nicht gegen Herrn Philipp von Taverney zeugen?"

„In welcher Hinsicht?"

„Wegen seines Duells mit meinem Bruder?"

„Ich würde sagen, was ich weiß, Madame, wenn ich zum Zeugen berufen wäre."

„Und was wissen Sie?"

„Die Wahrheit."

„Was nennen Sie die Wahrheit? Das ist ein sehr elastisches Wort."

„Nie für denjenigen, welcher das Gute vom Bösen, das Gerechte vom Ungerechten zu unterscheiden weiß."

„Ich begreife: das Gute ist Herr Philipp von Taverney, das Böse der Herr Vicomte Dubarry."

„Ja, Madame, meiner Ansicht nach und nach meinem Gewissen wenigstens."

„Das habe ich auf dem Wege aufgelesen!" sagte Chon mit einer gewissen Bitterkeit; „so belohnt mich derjenige, welcher mir das Leben zu verdanken hat!"

„Das heißt, Madame, derjenige, welcher Ihnen nicht den Tod verdankt."

„Das ist das Gleiche."

„Nein, es ist im Gegentheil ein großer Unterschied."

„Wie so?"

„Ich verdanke Ihnen nicht das Leben, Sie haben nur die Pferde verhindert, es mir zu nehmen, und nicht einmal Sie, sondern der Postillon."

Chon schaute den kleinen Logiker, der so wenig mit den Ausdrücken feilschte, scharf an und erwiederte dann, ihren Blick und ihren Ton mildernd:

„Ich hätte ein wenig mehr Galanterie von Seiten eines Reisegefährten erwartet, der so gut während der Fahrt meinen Arm unter einem Kissen und meinen Fuß unter seinem Knie zu finden wußte."

Chon war so herausfordernd mit dieser Weichheit, mit dieser Vertraulichkeit, daß Gilbert Zamore, den Schneider und das Frühstück, zu dem man ihn nicht eingeladen, vergaß.

„Nun, nun, wir werden wieder artig," sagte Chon, indem sie das Kinn von Gilbert in ihre Hand nahm. „Nicht wahr, Sie werden gegen Philipp von Taverney zeugen?"

„Oh! was das betrifft, nein, nie!"

„Und warum nicht, Halsstarriger?"

„Weil der Herr Vicomte Jean Unrecht gehabt hat."

„Und worin hat er Unrecht gehabt?"

„Darin, daß er die Dauphine beleidigte, während im Gegentheil Herr Philipp von Taverney. . . ."

„Nun?"

„Recht hatte, indem er sie vertheidigte."

„Ah! wir sind auf Seiten der Dauphine, wie es scheint?"

„Nein, auf Seiten der Gerechtigkeit."

„Sie sind ein Narr, Gilbert, schweigen Sie, damit man Sie nicht so im Schlosse reden hört."

„Dann überheben Sie mich der Antwort, wenn Sie mich fragen."

„So verändern wir das Gespräch."

Gilbert verbeugte sich zum Zeichen der Beipflichtung.

„Lassen Sie hören, kleiner Junge," fragte Chon mit ziemlich hartem Tone, „was gedenken Sie hier zu thun, wenn Sie sich nicht angenehm machen?"

„Muß ich mich durch einen Meineid angenehm machen?"

„Woraus nehmen Sie denn alle diese großen Worte?"

„Aus dem Rechte, das jeder Mensch hat, seinem Gewissen treu zu bleiben."

„Bah!" versetzte Chon, „wenn man einem Herrn dient, so übernimmt dieser Herr jede Verantwortlichkeit."

„Ich habe keinen Herrn," brummte Gilbert.

„Und so, wie Sie sich betragen, kleiner Dummkopf, werden Sie auch nie eine Herrin haben," versetzte Chon, indem sie wie eine schöne Träge aufstand. „Ich wiederhole meine Frage, antworten Sie kategorisch: was gedenken Sie bei uns zu thun?"

„Ich glaubte, es wäre nicht nöthig sich angenehm zu machen, wenn man sich nützlich machen könnte."

„Sie täuschen sich: man trifft nur nützliche Leute, und deren sind wir müde."

„Dann werde ich mich zurückziehen."

„Sie werden sich zurückziehen?"

„Ja gewiß; ich habe nicht hierher zu kommen verlangt, und bin also frei."

„Frei!" rief Chon, welche über diesen Widerstand, an den sie nicht gewöhnt war, zornig zu werden anfing. „Oh! nein!"

Das Gesicht von Gilbert zog sich krampfhaft zusammen.

„Ruhig, ruhig," sagte die junge Frau, als sie an dem Runzeln seiner Stirne wahrnahm, daß er nicht leicht auf seine Freiheit Verzicht leistete, „Ruhe und Friede! Sie sind ein hübscher, sehr tugendhafter Junge und in

dieser Hinsicht äußerst belustigend, wäre es auch nur durch den Contrast, den Sie mit Allem dem, was uns umgibt, bilden werden. Bewahren Sie nur Ihre Liebe für die Wahrheit."

„Sicherlich werde ich sie bewahren."

„Ja, aber wir verstehen die Sache auf zwei verschiedene Weisen. Ich sage: bewahren Sie dieselbe für sich und feiern Sie Ihren Cultus nicht in den Gängen von Trianon oder in den Vorzimmern von Versailles."

„Hm!" machte Gilbert.

„Es gibt keine hm! Sie sind nicht so weise, mein kleiner Philosoph, daß Sie nicht viele Dinge von einer Frau lernen könnten ... vor Allem das erste Axiom: man lügt nicht, wenn man schweigt; behalten Sie dies wohl."

„Aber wenn man mich fragt?"

„Wer dies? Sind Sie verrückt, mein Freund? Guter Gott, wer denkt in der Welt an Sie, wenn nicht etwa ich? Sie haben noch keine Schule, wie mir scheint, Herr Philosoph. Die Gattung, zu der Sie gehören, ist noch selten. Man muß auf der Landstraße umherlaufen und die Wälder durchstreifen, um Ihres Gleichen zu finden. Sie werden bei mir bleiben und ich gebe Ihnen nicht viermal vier und zwanzig Stunden, ohne Sie in einen vollkommenen Höfling verwandelt zu sehen."

„Ich zweifle daran," erwiederte Gilbert mit stolzem Tone.

Chon zuckte die Achseln.

Gilbert lächelte.

„Doch genug hievon," sagte Chon; „übrigens haben Sie nur drei Personen zu gefallen."

„Und diese drei Personen sind?"

„Der König, meine Schwester und ich."

„Was muß ich zu diesem Behufe thun?"

„Sie haben Zamore gesehen?" sprach die junge Frau, eine unmittelbare Antwort auf diese Frage vermeidend.

„Den Neger?" versetzte Gilbert mit einer tiefen Verachtung.

„Ja, den Neger."

„Was kann ich mit ihm gemein haben?"

„Bemühen Sie sich, daß es das Vermögen ist, mein kleiner Freund. Dieser Neger hat bereits zweitausend Livres Rente auf die Kasse des Königs. Er wird zum Gouverneur des Schlosses Luciennes ernannt, und derjenige, welcher über seine dicken Lippen und seine Farbe gelacht hat, wird ihn Monsieur und sogar Monseigneur nennen."

„Das werde ich nicht sein, Madame," entgegnete Gilbert.

„Ah! ich glaubte, es wäre eine der ersten Lehren der Philosophen, alle Menschen seien sich gleich."

„Gerade deshalb werde ich Zamore nicht Monseigneur nennen."

Chon war durch ihre eigenen Waffen geschlagen. Sie biß sich ebenfalls auf die Lippen.

„Also sind Sie nicht ehrgeizig?" sagte sie.

„Doch!" antwortete Gilbert mit funkelnden Augen, „im Gegentheil."

„Und Ihr Ehrgeiz, wenn ich mich recht erinnere, besteht darin, daß Sie Arzt werden wollen."

„Ich betrachte die Aufgabe, seinen Nebenmenschen Hülfe zu leisten, als die schönste, die es in der Welt gibt."

„Nun, Ihr Traum soll verwirklicht werden."

„Wie so?"

„Sie werden Arzt sein, und zwar Arzt des Königs."

„Ich!" rief Gilbert, „ich, der ich nicht einmal die ersten Begriffe von der Arzneikunde habe! . . . Sie spotten, Madame."

„Ei! weiß Zamore, was ein Fallgatter, eine Contrescarpe ist? Nein, wahrhaftig, er weiß es nicht, und kümmert sich auch nicht darum. Dessen ungeachtet wird er Gouverneur des Schlosses Luciennes mit allen Privilegien, welche an diesen Titel geknüpft sind."

„Ah! ja, ja, ich begreife," sagte Gilbert bitter, „Si

haben nur einen Hofnarren, das ist nicht genug, der König langweilt sich, er braucht zwei."

„Gut," rief Chon, er nimmt wieder seine lange Miene an. „In der That, Sie machen sich so häßlich, daß man sein Vergnügen daran hat, mein kleiner Mann. Bewahren Sie alle diese phantastischen Mienen für den Augenblick, wo die Perrücke auf Ihrem Kopf und der spitze Hut auf der Perrücke sein wird; dann wird das, statt häßlich zu sein, komisch werden."

Gilbert runzelte zum zweiten Male die Stirne.

„Hören Sie," sprach Chon, „Sie können den Posten eines Arztes des Königs wohl annehmen, wenn der Herr Herzog von Tresmes sich um den Titel eines Affen meiner Schwester bewirbt."

Gilbert antwortete nichts. Chon wandte auf ihn das Sprüchwort an: „Wer nichts sagt, pflichtet bei."

„Zum Beweise, daß Sie in Gunst zu sein anfangen," sprach Chon, „werden Sie nicht mit dem Gesinde essen."

„Ah! ich danke, Madame," antwortete Gilbert.

„Nein, ich habe bereits Befehl zu diesem Behufe gegeben."

„Und wo werde ich essen?"

„Sie werden den Tisch von Zamore theilen."

„Ich?"

„Allerdings, der Gouverneur und der Arzt des Königs können wohl an einem Tische speisen. Essen Sie also mit ihm zu Mittag, wenn Sie wollen."

„Ich habe keinen Hunger," antwortete Gilbert mit rohem Ton.

„Sehr gut," erwiederte Chon ruhig, „Sie haben jetzt keinen Hunger, aber Sie werden diesen Abend Hunger haben."

Gilbert schüttelte den Kopf.

„Wenn nicht diesen Abend, doch morgen oder übermorgen. Ah! Sie werden sich besänftigen, Herr Rebell, und wenn Sie sich zu schlimm benehmen, so haben wir

den Herrn Corrector der Pagen, der uns ganz und gar ergeben ist."

Gilbert zitterte und erbleichte.

„Gehen Sie also zu Seigneur Zamore," sprach Chon mit strenger Miene; „Sie werden sich nicht schlecht dabei befinden; die Küche ist gut, aber hüten Sie sich, undankbar zu sein, denn man wird Sie Dankbarkeit lehren."

Gilbert neigte das Haupt.

Er machte es immer so, wenn er, statt zu antworten, zu handeln beschloß.

Der Lackei, welcher Gilbert geholt hatte, wartete, als er hinausging. Er führte ihn in einen kleinen Speisesaal, der an das Vorzimmer stieß, in welchem er gewesen war. Zamore saß bei Tische.

Gilbert setzte sich zu ihm, aber man konnte ihn nicht zwingen, zu essen.

Es schlug drei Uhr; Madame Dubarry reiste nach Paris ab. Chon, welche später wieder mit ihr zusammentreffen sollte, gab Befehle, daß man ihren Bären fütterte. Viele gezuckerte Zwischengerichte, wenn er ein gutes Gesicht machte; viele Drohungen, gefolgt von einer Stunde Einsperrung, wenn er zu rebelliren fortfahren würde.

Um vier Uhr brachte man in das Zimmer von Gilbert die volländige Kleidung des Arztes wider Willen: eine spitzige Mütze, eine Perrücke, einen schwarzen Leibrock, und eine Robe von derselben Farbe. Man hatte den Halskragen, den Stock und das dicke Buch beigefügt.

Der Lackei, der ihm diese ganze Fahrniß überbrachte, zeigte ihm einen nach dem andern alle diese Gegenstände. Gilbert äußerte nicht die Absicht, zu widerstehen.

Herr Grange trat hinter dem Lackei ein und unterrichtete ihn, wie er die verschiedenen Gegenstände des Costume anzuziehen und zu benützen hätte: Gilbert hörte geduldig die ganze Auseinandersetzung von Herrn Grange an und sagte nur:

„Ich glaubte, die Aerzte hätten früher ein Schreibzeug und eine kleine Rolle Papier mit sich getragen."

„Meiner Treue! er hat Recht," sagte Herr Grange, „holt ein langes Schreibzeug für ihn, das er sich an den Gürtel hängen wird."

„Mit Feder und Papier," rief Gilbert. „Es liegt mir daran, daß das Costume vollständig ist."

Der Lackei eilte fort, um den Befehl zu vollziehen. Er war zu gleicher Zeit beauftragt, Mademoiselle Chon von dem erstaunlich guten Willen von Gilbert zu unterrichten.

Mademoiselle Chon war so entzückt, daß sie dem Boten eine kleine Börse gab, welche acht Thaler enthielt und mit dem Schreibzeug an den Gürtel des Musterarztes gehängt werden sollte.

„Ich danke," sprach Gilbert, dem man Alles brachte. „Will man mich nun allein lassen, damit ich mich ankleiden kann?"

„Gut, beeilen Sie sich, damit Sie Mademoiselle sehen kann, ehe sie nach Paris fährt."

„Eine halbe Stunde, ich verlange nur eine halbe Stunde," erwiederte Gilbert.

„Drei Viertelstunden, Herr Doctor," sprach der Intendant, indem er die Thüre von Gilbert so sorgfältig schloß, als wäre es die seiner Kasse gewesen.

Gilbert näherte sich auf der Fußspitze dieser Thüre, um sich zu versichern, daß die Tritte sich entfernten und schlüpfte dann bis zu dem Fenster, welches auf achtzehn Fuß darunter liegende Terrassen ging. Diese mit einem feinen Sande bedeckten Terrassen waren mit großen Bäumen besetzt, welche den Balcons Schatten verliehen.

Gilbert zerriß seine lange Robe in drei Stücke, band diese an einander, legte auf den Tisch den Hut, neben den Hut die Börse und schrieb:

„Madame,

„Das erste der Güter ist die Freiheit. Die heiligste der Pflichten des Menschen ist, sie zu erhalten. Sie thun mir Gewalt an, ich mache mich frei."

„Gilbert."

Gilbert faltete den Brief zusammen, setzte die Adresse von Mademoiselle Chon darauf, band seine zwölf Fuß Sarsche an die Stange des Fensters an, durch welche er wie eine Schlange glitt, sprang mit Gefahr seines Lebens auf die Terrasse, als er am Ende seines Seiles war, lief sodann, obgleich ein wenig betäubt durch den Sprung, den er gemacht, nach den Bäumen, klammerte sich an den Zweigen an, schlüpfte unter dem Blätterwerk fort, wie ein Eichhörnchen, erreichte den Boden, und verschwand in größter Eile in der Richtung der Waldungen von Ville-d'Avray.

Als man nach einer Stunde zurückkam, war er bereits so weit entfernt, daß man ihn nicht mehr einholen konnte.

In der **Franckh**'schen Verlagshandlung ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Vergißmeinnicht.

Taschenbuch der Liebe, der Freundschaft und dem Familienleben des deutschen Volkes

gewidmet von

Carl Spindler.

Für das Jahr 1847.

Mit 16 Illustrationen von **L. Weisser.**

In elegantem Umschlag brochirt. Preis 54 kr. oder 16 Ngr.

Inhalt:

I. **Der Heidegger und sein Liebchen.** Aus dem dreißigjährigen Krieg. II. **Geschichten eines Hundertjährigen.** 1) Bruder Rothmantel. 2) Pomezini, der Muckenschnapper. 3) Das Muttergöttesle. 4) Der Schneider-Eulogie. 5) Bonebard von Langenschnirchlingen. 6) Der Leibdinger. III. **Die Altraune von Gmunden.** (Eine oberösterreichische Geschichte aus dem XVII. Jahrhundert.) IV. **Der französische Cavalier in Wien.** Memoiren, Sitten- und Lokalschilderungen aus dem Anfang des achtzehnten Jahrhunderts. V. **Der Schutzgeist.** Eine Erzählung aus Baden-Baden.

Dieser Anzeige noch etwas zur Empfehlung des Taschenbuchs beizufügen, halten wir für überflüssig; der Name des Herrn Verfassers mag schon Jedem dafür bürgen, daß er in demselben nur etwas Gediegenes und angenehm Unterhaltendes finden werde. Wir fügen nur noch bei, daß auch die Jahrgänge 1845 und 1846 noch bei uns für gleichen Preis zu haben sind.

Stuttgart, im September 1846.

Erwiederung auf Anfragen.

Am Schlusse der **„Zwanzig Jahre nachher"** von Alexandre Dumas, welche im Jahre 1845 als Fortsetzung der **„Drei Musketiere,"** übersetzt von Dr. **August Zoller**, in unserem belletristischen Ausland erschienen sind, haben wir in Folge einer Anzeige von Dumas angekündigt, es werde eine weitere Fortsetzung unter dem Titel **„Zehn Jahre später"** oder **„Der Graf von Brogelonne"** erscheinen. Durch die vorangegangenen zwei höchst interessanten Romane sehr gespannt, hat das Publikum zahllose Anfragen über das Erscheinen der versprochenen Fortsetzung an uns ergehen lassen, welche wir dahin erwiedern, daß **Alexandre Dumas** noch nicht einen Buchstaben von: **„Zehn Jahre später"** dem Drucke übergeben hat. So bald er dies thut, werden wir dem Original mit der größten Eile mit unserer deutschen Ausgabe folgen.

Franckh'sche Verlagshandlung.

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Dumas, Alexandre,

Denkwürdigkeiten eines Arztes

Bd.: [1,]5/8

Stuttgart 1846

P.o.gall. 664 x-1,1/8
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10090627-1